



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

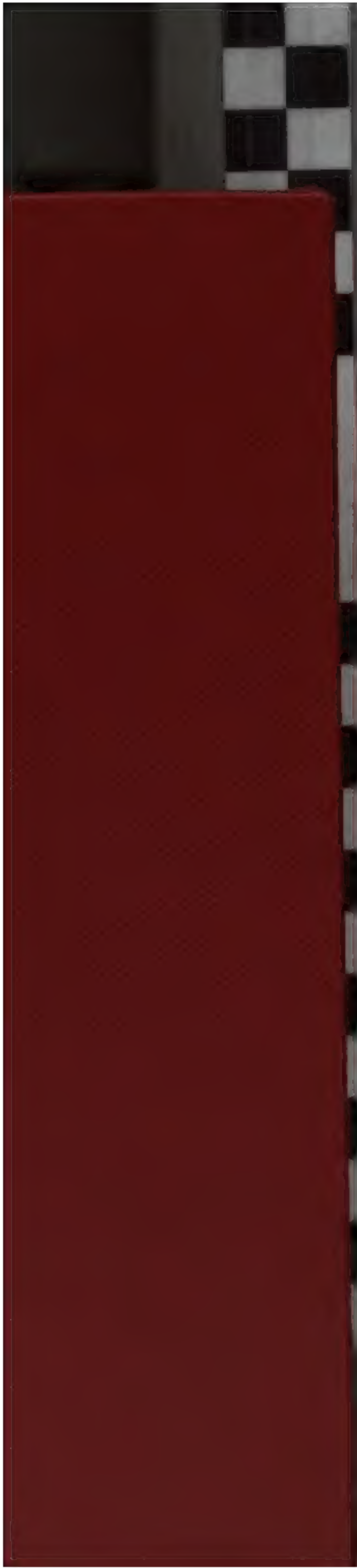
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

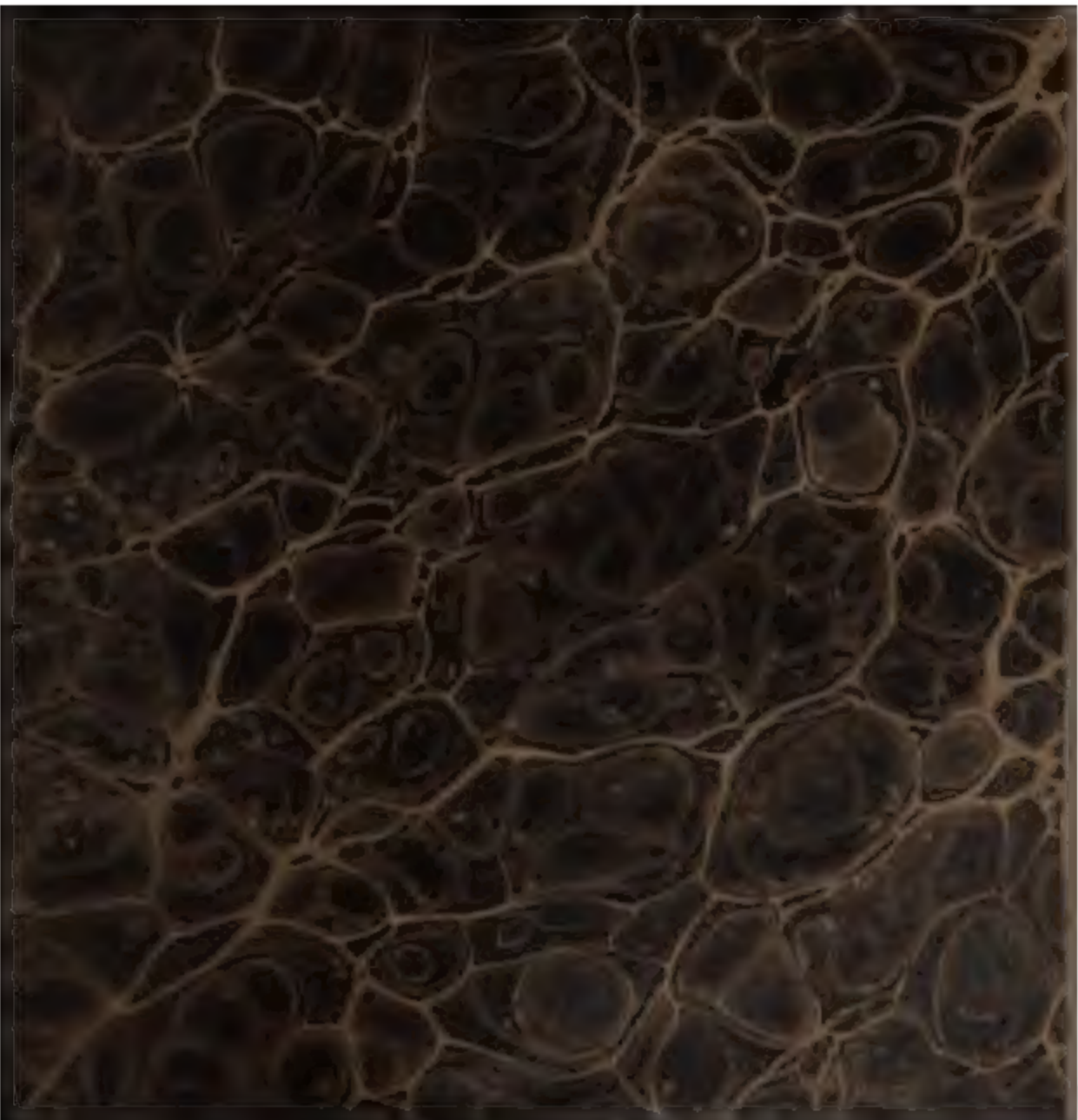
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.











Denkwürdigkeiten
m e i n e r Z e i t

oder
Beiträge zur Geschichte

v o m
letzten Viertel des achtzehnten und vom Anfang
des neunzehnten Jahrhunderts

1778 bis 1806.

von
Christian Wilhelm von Dohm.

— /
Consilium mihi pauca de Friderico et extrema
tradere; mox cetera, sine ira et studio, quo-
rum causas procul habeo.

—
E r s t e r B a n d.

L e n g o
im Verlage der Mevierschen Hof-Buchhandlung
u n d
H a n n o v e r
in Commission der Helwingschen Hof-Buchhandlung
1 8 1 4.

SK

DD413.2

D65

v.1

~~Book~~ Stack

**An die
Königlich Bayerische Akademie der
Wissenschaften zu München.**

~~~~~

Sie haben, Hochverehrteste Herren, vor  
einigen Jahren mich der Aufnahme in Ihren  
Verein gewürdigt und mich dadurch nicht nur  
überrascht, sondern wirklich beschämt. Ich fühl-  
te, daß eine Auszeichnung, auf welche nur der  
Kenner, der die Wissenschaften erweitert, An-  
spruch machen kann, nicht dem bloßen Liebhaber  
gebühre, der im Gedränge des geschäftvollen Le-  
bens kaum noch einige Vertrautheit mit gelehrten  
Gegenständen zu unterhalten vermogte. Ich  
konnte die Abweichung von diesem Grundsatz,  
welche Sie zu meinen Gunsten gemacht, nur  
dem

dem beimeßen , daß Sie die Freundschaft Ihres  
verehrungswerthen Präsidenten für mich theilten,  
der durch die mir erwiesene Ehre mich ermuntern  
wollte, einer Aufmerksamkeit, welche meine frühe-  
ren litterarischen Versuche nicht verdienen können,  
durch vollkommnere mich würdig zu machen.  
Diese Aufforderung ist nicht ohne Wirkung geblie-  
ben. Von dem Augenblick an, da mir unabhän-  
gige Muße in ländlicher Stille zu Theil wurde,  
ging ich mit neu belebtem Eifer an die Ausfüh-  
rung eines schon lange gemachten Entwurfs, die  
Geschichte der denkwürdigsten Begebenheiten, de-  
nen

nen ich während meines geschäftigen Lebens zusehen, zu beschreiben. Billig widme ich also Ihnen, meine Hochverehrten Herren, den Anfang eines Werks, das Ihrer Aufmunterung vorzüglich sein Daseyn verdankt, und sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie finden sollten, daß unsre an trefflichen Werken der Geschichtsforschung so reiche, aber an Werken ächter Geschichtschreibung noch immer so dürftige Litteratur durch meine Arbeit einen Zuwachs erhalten habe, der neben dem, was in diesem Fache von andern Nationen geleistet worden, genannt zu werden verdiene.

Ein

Ein zweiter Grund, der mich bewogen hat, diese Arbeit Ihnen, Hochverehrteste, ganz besonders zu widmen, ist dieser, daß meine Erzählung mit Begebenheiten beginnt, welche Bayern sehr nahe angehen, und an welchen die Bewohner dieses Landes bis zu den spätesten Zeiten einen sehr lebhaften Antheil nehmen müssen. In dem denkwürdigen Kampfe, den ich beschreibe, wurde von einem der größten Könige, den die Jahrbücher der Menschen kennen, mit Aufopferung und fester Beharrlichkeit die Selbstständigkeit Bayerns behauptet und dieses Land  
seinem



seinem uralten Wittelsbacher Regentenstamme erhalten. Ohne diese Begebenheiten würde sehr wahrscheinlich auch Ihre Akademie jetzt nicht mit dem Glanze bestehn, zu welchem Ihr edelmüthiger, die Wissenschaften ehrender König sie erhoben hat. Ich hoffe, Sie, Hochgeehrte Herren, werden es billigen, daß ich auch, durch diese Betrachtung bewogen, eine Zueignung dieses Werks für den schicklichsten Anlaß gehalten habe, Ihnen öffentlich sowohl meine Dankbarkeit für die Ehre, die Sie mir bewiesen, als auch die hohe Achtung zu bezeugen, welche

welche Ihre vielfachen ruhmvollen Bemühungen  
zu Beförderung der Wissenschaften, und vorzüg-  
lich auch der historischen, mir eingeflößt haben.

Mustleben bey Nordhausen den 20<sup>ten</sup> Junius  
1814.

D o h m.

B o r

## V o r r e d e.

Ich übergebe dem Publikum den Anfang eines Werks, das mich seit vielen Jahren beschäftigt hat. Bereits früh im Leben, besonders aber von dem Zeitpunkt an, da ich in politischen Geschäften gearbeitet habe, war ich ein aufmerksamer Zuschauer der Weltbegebenheiten. Ich machte mir Aufzeichnungen über dieselben, sammelte alle Nachrichten, die ich erhalten konnte, und prüfte sorgsam die verschiedenen Grade ihrer Glaubwürdigkeit. Allmählig entstand der Vor-  
satz, einst eine Geschichte meiner Zeit zu schreiben. Im Gedränge des thätigen Lebens war an die Ausführung nicht zu denken. Alles, was ich vermogte, war, diese Idee immer im Auge zu behalten, und in glücklichen aber seltenen Stunden einiger Ruhe einzelne Bruchstücke auszuarbeiten. Die Zusammenfügung und Vollendung des Ganzen mußte einer ruhigeren Muße vorbehalten bleiben, in welcher es mir vergönnt wäre, mir  
a 5 selbst .

selbst und den Wissenschaften zu leben. Einer solchen Mühe auch nur in einem kurzen, das Gewühl des geschäftigen Lebens vom Tode trennenden Zeitraum noch zu genießen, war mein sehnlichster Wunsch. Seine Erfüllung schien durch die außerordentlichen Vorgänge der Zeit immer unwahrscheinlicher zu werden. Aber, Dank sey der Vorsehung! mein Wunsch ist erfüllt worden, und wenn gleich eine sehr geschwächte Gesundheit, so wie Mangel an Hülfsmitteln mir nicht erlaubt, der Geschichtschreiber meiner Zeit in dem ganzen Umfange zu werden, wie ich es gewünscht hätte, so habe ich doch, sobald jenes Ziel erreicht war, die Ausführung meines Lieblingsentwurfs in beschränktem Maße wirklich unternommen, und ich bin fest entschlossen, denselben auch ferner den besten Theil meiner Zeit zu widmen, wenn andere Männer von Einsicht meinem Unternehmen so viel Beifall geben, als dessen Idee bereits bey einigen meiner Freunde gefunden hat.

Ich erachte nöthig, über das, was ich zu leisten mir vorgesetzt habe, einige Erläuterung zu geben. Ich verspreche Denkwürdigkeiten meiner Zeit, — nicht meines Lebens. Der Unterschied von beiden ist bedeutend. Wer Denkwürdigkeiten, Memoires, seines Lebens,



8, Selbstbiographie, schreibt, macht selbst zum Held seiner Geschichte. Alles wird nur in soweit erzählt, als der Verfasser abgewirkt oder bezieht hat, oder in soweit er sich die Begebenheiten berührt ist. Was nicht in seinem Gesichtskreise lag, wird ohne Tadel gelassen. Einseitigkeit, ein umständliches, weilen auch Kleinliches Detail persönlicher Begebenheiten sind, in sofern sie nur die geziemenden Grenzen nicht überschreiten, keine Fehler, sondern vielmehr der Erzählung eigenthümliches, lebendiges Interesse und Anmuth geben. Die besten dieser Art von Schriften enthalten höchst schätzbare Beiträge zur Menschenkunde und Geschichte. Aber bey aller Anerkennung dieses Werths habe doch ich Denkwürdigkeiten meines Lebens nicht schreiben wollen. Mein Privatleben ist dazu nicht merkwürdig genug gewesen, und, wäre es dieses auch, so würde ich doch nicht haben entschließen können, das Publikum allein von mir selbst, von dem, was ich erlebt, gewollt, gethan oder erlitten habe, zu unterhalten. Zwar werden in meinem Werk allerdings auch Begebenheiten vorkommen, — *nam pars aliqua fui*. Ich werde auch gerade jene Begebenheiten am umständlichsten erzählen, die ich sie am genauesten kenne, und vielleicht wird

wird in ihnen sich der Ton meiner Erzählung dem der Memoires vom eigenenen Leben etwas nähern. Aber ich werde mich weder auf diese Begebenheiten beschränken, noch wird in denselben die Darstellung meines Antheils mir Zweck seyn. Ich werde meiner Einwirkung in die Begebenheiten nicht mehr Wichtigkeit beilegen, als sie, nach meiner Einsicht, wirklich gehabt hat, meine Fehler, wie sie mir nach so vielen verflossenen Jahren erscheinen, nicht beschönigen. Ich werde mich selbst gerade wie jede andre Person, von der ich zu reden habe, behandeln, und ich hoffe, mit dem Wörtlein ich, das ich vermeide, auch jede Eingebung des Egoismus verscheuht zu haben. Dieses sind wenigstens meine Vorsätze; in wiefern ich dennoch menschlicher Schwäche unterlegen haben mag, überlasse ich dem Leser zu bemerken und, in so fern er aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer ganz unpartheiische Würdigung eigener Handlungen sey, — zu verzeihen. Bei diesem Vorsatz, in meinem Werk so wenig als möglich von mir zu reden, finde ich es jedoch zweckmäßig, hier einen kurzen Umriss der erheblichsten Veränderungen meines Geschäftslebens während der von mir beschriebenen Periode zu geben, da dem Leser einige Bekanntschaft mit den äußern Verhältnissen, in denen der Geschichtschreiber seiner Zeit

Zeit

Zeit sich befunden, angenehm und zum bessern Verständniß nützlich seyn kann.

Zu Lemgo in der Grafschaft Lippe im December 1751 geboren, hatte ich mich dem gelehrten Stande und vorzüglich den historisch-statistischen Wissenschaften gewidmet. Der Preussische Staats-Minister von Herzberg, der durch einige meiner Schriften eine gute Meinung von mir gefaßt hatte, bewog mich zu dem Uebertritt ins praktische Leben. Durch seine Empfehlung wurde ich im November 1779, in meinem 28sten Lebensjahre, in Preussische Staatsdienste berufen und bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und Geheimen Secretairs, auch Archivars, angestellt. Meine Bestimmung war, in allen Staatsgeschäften, vorzüglich aber in deutschen Reichssachen zu arbeiten, auch einen Theil des Haus- und Staats-Archivs unter Aufsicht zu haben. Herzberg wollte mich gerade auf demselben Wege, den er selbst gegangen war, zum Geschäftsmann bilden, und dankbar erkenne ich noch jetzt, daß ich dem Umgange und dem Vorbilde dieses mit dem edelsten Patriotismus und einer ganz unermüdlischen Thätigkeit arbeitenden Mannes alles Gute schuldig bin, was ich im Geschäftsleben geleistet

stet

stet habe. Immer habe ich ihm die Anstellung beim Archiv vorzüglich gedankt. Mein Posten gab mir treffliche Gelegenheit, sowohl von allen laufenden wichtigen Geschäften, als von den Begebenheiten der Vorzeit Kenntniß zu erwerben. Ich darf sagen, daß ich sie mit einigem Fleiß benützt habe. Kurz vor meinem Eintritt in den Dienst hatte der Preußische Hof ein neues politisches System angenommen und dasselbe durch den Bayerischen Erbfolgekrieg und den Teschner Frieden bewährt. Deutschlands und Preußens Interesse sollten von nun an innigst mit einander verwebt seyn. Die deutsche Freiheit und Verfassung sollten an Preußen einen kräftigen Beschützer, dieses sollte durch die übernommene edle Rolle einen stets lebendigen Beweggrund erhalten, die Begierde nach Vergrößerung und Rundung immer den Gesetzen des Rechts unterzuordnen. Herzberg hatte schon lange ein solches System gewünscht, und mit lebhaftem Eifer arbeitete er jetzt daran, es immer mehr auszubilden und fest zu gründen. Ich nahm an Allem, was deshalb verhandelt wurde, und besonders an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oesterreichs Absicht, Bayern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. Einigemal wurde  
ich

ich während dieser Periode auswärtß verschickt, und ich habe während derselben, nach erhaltenem Auftrag, auch zwey Staatschriften herausgegeben, die erste wegen der Danziger Irrungen, die zweite zu Vertheidigung des Fürstenbundes. Meine Bemühungen erwarben den Beifall des großen Königs; im Jahr 1783 erhielt ich den Charakter eines Geheimen Rathß, und im Juniuß 1786 wurde ich zum Clevischen Direktorial-Gesandten im Westphälischen Kreise, auch bevollmächtigten Minister an dem Churcöllnischen Hofe ernannt. Kaum hatte ich mit den Geschäften dieser Stelle mich bekannt zu machen angefangen, so starb König Friedrich II (17ten August 1786). Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II, erhob mich in den Adelsstand und bestätigte mich in meinem Gesandtschaftsposten. Dieser wurde durch die Umstände der Zeit wichtiger, als er noch je vorher gewesen war. Es entstanden sowohl in dem Westphälischen Kreise, als in dessen Nachbarschaft Ereignisse, die mich lebhaft beschäftigten und mein Leben sehr unruhig machten. Ich deute nur die erheblichsten an. In der Reichßstadt Aachen brachen im Jahr 1786 Unruhen auß, deren Beilegung und die Reform der Verfassung das Kaiserl. Reichßammergericht dem Kreis-Direktorium auftrug. Diese Sache  
war

war einige Jahre hindurch mir Hauptgeschäft. Mit Einstimmung der beiden andern Direktorialhöfe entwarf ich eine verbesserte Constitution, die das Reichsgericht mit einigen Modificationen genehmigte. Aber in dem Augenblick, wie dieselbe eingeführt werden sollte (1792), wurde Aachen vom Feinde besetzt, und vom deutschen Reiche getrennt. Ein Aufstand eines Theils des Lütticher Volks gegen seinen Fürst-Bischof veranlaßte einen gleichen Auftrag des Reichskammergerichts (1789). Aber der Preussische Hof zerfiel über dessen Vollziehung mit den beiden andern Kreisausschreibenden Fürsten, zuletzt fast mit dem ganzen Reich. In Lüttich entstand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oesterreichs bewaffneter Zutritt zu Gunsten des Fürst-Bischofs endigte (1791). Doch war dessen wiederhergestellter Besiz nur von kurzer Dauer. Mir machte diese Sache, welche ich neben der Aachenschen betreiben mußte, sehr überhäufte und unangenehme Arbeiten. Ich bezielte redlich das Beste des Landes, und eine die Rechte des Fürsten und der Stände wohl vereinende Verfassung, aber der Werth meiner Bemühungen ward erst erkannt von beiden streitenden Theilen, wie es zu spät war, sie zu benutzen, und des Preussischen Hofes Benehmen, das ich öffentlich vertheidigen mußte, wurde erst in der  
Folge

e mit Gerechtigkeit beurtheilt. Doch der  
liche Umsturz des bisherigen Zustandes im  
stift Lüttich durch das Vordringen des  
sfeindes vereitelte auch hier alles Gute,  
bezielt war. Neben diesen Ereignissen be-  
tigten mich auch die zwischen den deutschen  
ischöfen und dem Römischen Hofe entstande-  
rrungen (1788), an welchen Preußen Antheil  
1 und worin die Verhandlungen nicht nur  
dem Churcollnischen, sondern auch mit den  
n andern geistlichen Churhöfen, Mainz und  
r, mir übertragen waren. Zu eben der Zeit  
rtzte Preußen eine Revolution in Holland zu  
sten des Prinzen von Oranien (1787), und  
ein sehr aufmerksamer, auch im Stillen theil-  
ender, Beobachter des Aufstandes, der in den  
erreichischen Niederlanden ausbrach (1789).  
n gleich ich in diesen beiden Begebenheiten  
: Aufträge hatte, so benutzte ich doch die Ge-  
theit, mich von ihrem Gange genau zu unter-  
en. Doch bald (1789) zog die ausgebrochene  
zösische Revolution und der durch sie veran-  
: Krieg (1792) die Aufmerksamkeit von allen  
rn Gegenständen gänzlich ab. Es entstand  
neues politisches System in Deutschland, das  
, weil es nicht mit Wahrheit und gegenseitig-  
Vertrauen nach großen Ideen gebildet war,

keinen Bestand hatte und durch die unselige Trennung der Deutschen großes Unglück herbeiführte. Für mich brachte dieses veränderte System und die Nähe des Kriegsschauplatzes viele neue und verwickelte Geschäfte. Seit länger als einem halben Jahrhundert war kein Kreistag gehalten und die Formen desselben waren fast vergessen. Jetzt wurde ein solcher nöthig, und er dauerte fort, bis die Annäherung des Feindes ihn aus einander trieb. Zweimal mußte ich Cölln flüchtend verlassen, zuerst im December 1792 nur auf kurze Zeit, da ich mich mit dem Churcöllnischen Hofe nach Münster begab, zuletzt, ohne je wiederzukehren, im October 1794. Ich besorgte hierauf meine Geschäfte von verschiedenen Orten aus, zuletzt (März 1795) wurde mir Halberstadt angewiesen. Obgleich Preußen zu Basel (5ten April 1795) einen Separatfrieden schloß, konnte ich doch nach Cölln nicht zurückkehren, weil das linke Rheinufer von den Franzosen besetzt blieb. Eine neue Ordnung der Dinge entwickelte sich immer mehr, und gab auch meiner Thätigkeit eine von der vorigen ganz verschiedene Richtung. In dem von den Franzosen nicht besetzten Theile des Westphälischen Kreises gingen meine Geschäfte fort, und neben diesen bekam ich in dem Niedersächsischen einen erweiterten Wirkungskreis. Die  
nähe-



nähere Verbindung mit dem Herzoge von Braunschweig und das Vertrauen, dessen dieser edle und hellsehende Fürst, so wie das Hannöversche Ministerium mich würdigten, war mir die angenehmste Frucht der neuen Verhältnisse. Bey dem von Oesterreich und einem Theile des deutschen Reichs fortgesetzten Kriege errichtete Preußen ein System der bewaffneten Neutralität für das nördliche Deutschland, und stellte zu deren Vertheidigung unter dem Obercommando des Preussischen Feldmarschalls Herzogs von Braunschweig ein Heer auf, aus Preussischen, Hannöverschen und Braunschweigischen Truppen bestehend. Die beschützten Reichsstände wurden zur Annahme der Neutralität, und Befolgung ihrer mit Frankreich verglichenen Bedingungen, auch zur Verpflegung des Heers aufgefordert und angehalten. Für dieses Geschäft wurde ein Convent aller Rittersächsischen und eines Theils der Westphälischen, auch noch anderer Reichsstände, nach Hildesheim zweimal (1796 und 1797) berufen, und dessen Direktion mir anvertraut. Die neuen Einrichtungen, so wenig sie der Verfassung des Reichs gemäß waren, bildeten sich immer mehr aus und schienen auf einen bleibenden Zustand der Dinge hinzudeuten. Ich bemühte mich ernstlich, aus einem politischen System, dessen Festsetzung

nicht mein Werk gewesen war, so viel gute Folgen, als möglich, abzuleiten und dem nördlichen Deutschland, während das südliche durch die Gräuel des Krieges zerrüttet wurde, Ruhe und Wohlstand zu sichern. Ich hatte das Vergnügen, von den meisten Reichsständen, wenn gleich sie den Preussischen Schutz als aufgedrungen betrachteten und dessen Lasten zuweilen unwillig ertrugen, meinen guten Willen dennoch anerkannt und durch ihr Vertrauen mich belohnt zu sehen.

Am 16<sup>ten</sup> November 1797 starb König Friedrich Wilhelm II, und des jetzigen Königs Majestät ernannten mich sofort bey Antritt der Regierung aus eigener Bewegung, mir unerwartet, zu Ihrem Gesandten bey dem Friedenscongreß zu Rastadt neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jakob. Ich nahm an allen wichtigen Verhandlungen, die hier betrieben wurden, lebhaften Antheil, und wie im April 1799 der Congreß durch Wiederausbruch des Krieges und Ermordung zweier Französischen Gesandten gewaltsam zerrissen wurde, war ich unter den deutschen Gesandten, die bis zum letzten Augenblick in Rastadt blieben. Nach ihrer Wahl, und nach gemeinsamer Berathung, entwarf ich im Namen des ganzen diplomati-

ti-

chen Corps einen authentischen Bericht über die  
rübte unerhörte Gräueltbat, der dem Reichs-  
erhaupt und versammelten Reich vorgelegt wur-  
. Er ist ohne Folgen, das Verbrechen ist ohne  
itere Untersuchung und ohne Bestrafung geblie-  
n. Dagegen sind die Gesandten, welche ein  
mgniß, wie es Ehre und Pflicht erforderten,  
gelegt hatten, und deren Betragen vom ganzen  
eich Lob und Dank verdiente, mit unwürdigen  
chimpfreden belegt, aber nie ist auch nur das  
rinste Faktum in meinem Bericht der Unrichtig-  
it beschuldigt worden. Mit sehr geschwächter  
esundheit lehrte ich zu den Geschäften des Neu-  
alitäts-Systems in nördlichen Deutschland zu-  
ck, das während des neu ausgebrochenen Krie-  
ß, bey beständig schwankenden politischen  
rundsätzen, bis zu dem für Deutschland so nach-  
eiligen Luneviller Frieden im Jahr 1801 fortge-  
eben wurde. Unmittelbar auf dasselbe folgte die  
reußische Besetzung von Hannover, die aber bald  
rückgenommen werden mußte. Meine Aufträge  
n derselben waren also auch von kurzer Dauer.  
achher gab die Entschädigung Preußen's für den  
l linken Rheinufer erlittenen Länder-Verlust  
r besonders Beschäftigung. Im Jahr 1802  
rden endlich durch Vergleich mit Frankreich die  
nde bestimmt, die es wieder erhalten sollte, und  
diese

diese auch sofort in Besitz genommen. Mir wurde nun besonders die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar übertragen, vorzüglich um die seit langer Zeit mit dem Hause Braunschweig streitigen und sehr verwickelten Verhältnisse wegen der wichtigen Bergwerke zu untersuchen. Es gelang mir, dieselben ins Klare zu setzen, und ich hatte das Vergnügen, einiges Gute in Goslar zu bewirken, was auch die nachher eingetretenen politischen Veränderungen überlebt hat.

Ich äußerte den Wunsch, nicht ferner in diplomatischen Geschäften, sondern lieber in der Administration des Innern gebraucht zu werden, bey der ich die Früchte meiner Thätigkeit gesicherter zu sehen und auch die äußere Ruhe zu finden hoffte, deren meine Gesundheit immer mehr bedurfte. Dieser Wunsch ward erfüllt. Mit Beibehaltung des Direktorialgesandtschafts-Postens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, dessen Wirksamkeit sich aber immer mehr verminderte, wurde ich im Jahr 1804 zum Präsidenten der für die bisher Churmainzischen Lande Erfurt und Eichsfeld, auch die gewesenen Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, neu errichteten Kriegs- und Domainen-Kammer zu Heiligenstadt ernannt, welcher

welcher die Verwaltung des Innern und der Finanzen übertragen war. Der neue Wirkungskreis gefiel mir. Ich bemühte mich, die Unterthanen, welche, ohne um ihre Einwilligung befragt zu seyn, einem neuen Staat zugetheilt waren, demselben dadurch wirklich ergeben zu machen, daß ihnen bewiesen würde, die Regierung beschäftige sich mit ihrem Besten. Die edelmüthige Gesinnung Königs Friedrich Wilhelm III machte dieß Bestreben leicht. Aber neue erschütternde Begebenheiten, obgleich dem, welcher dem bisher Vorgegangenen aufmerksam zugehört, nicht unerwartet, traten ein und zertrümmerten, wie so viel andres Gute, auch die Hoffnungen, welche den Abend meines Lebens verschönern sollten. Ein großer Theil deutscher Reichsstände ward gezwungen, von dem Reichsverbande feierlich sich zu trennen (Jul. 1806) und sich Frankreichs Beherrscher unter dem Namen eines Protectorats zu unterwerfen; der deutsche Kaiser, den Widerstand nicht wagend, entsagte der uralten Krone, und so hörte das deutsche Reich auch dem Namen nach auf (Aug. 1806). Nun trat Preußen allein ohne Bundesgenossen in den Kampf, und kaum hatte es ihn begonnen, unterlag es! Der König hatte mir, wie allen Staatsdienern der Provinz, befohlen, im Fall feindlichen Ueberzugs auf un-  
sern

ferm Posten zu bleiben, und alles was, die Umstände irgend erlaubten, zu thun, um das harte Schicksal der Unterthanen zu erleichtern. Dieser Befehl war meinen Begriffen von der Pflicht des Staatsdieners in solch traurigem Falle völlig gemäß. Ich habe denselben mit Treue, und ich darf es sagen, mit unermüdetem Eifer, erfüllt, auch die Beruhigung gehabt, daß bey allem Druck, den der Krieg unvermeidlich macht, doch derselbe bey uns minder, als in mancher andern Provinz gefühlt ist. Die feindliche Ueberziehung der unsren war die unmittelbare Folge der Schlacht vom vierzehnten Oktober.

Die hierauf folgenden Begebenheiten werden übergangen, da mein Zweck sich hier nur auf einen Umriss meines Geschäftslebens während der Periode, die mein Werk umfassen soll, beschränkt, und diese mit dem Jahr 1806 aufhört. — Ich habe in den nächsten Jahren harte Schicksale erfahren! Am schmerzhaftesten war die durch den Tilsiter Frieden (Jul. 1807) entschiedene Trennung von einem Staat, und einem Monarchen, denen ich mein Leben mit so vieler Liebe und so aufrichtiger Verehrung gewidmet hatte. Da ich als Unterthan an einen neuen Staat verwiesen war; so hätte ich sehnlichst gewünscht, mich in die Ruhe  
des

des Privatlebens zurückziehen zu können. Aber solchen Wunsch nur zu äußern, war bey dem Anfang der neuen Ordnung der Dinge nicht erlaubt. Doch einige Jahre später (Novbr. 1810) verschafften mir eine mir zugestohene gefährliche Krankheit und deren nachbleibende Folgen die Gewährung meines Wunsches. Seit dieser Zeit genieße ich in ländlicher Stille der glücklichen Muße, welche mir erlaubt hat, das Werk zu unternehmen, dessen Anfang ich hier bekannt mache.

Dieser Umriss der bedeutendsten Vorfälle meines öffentlichen Lebens beweiset, daß ich Gelegenheit gehabt habe, das Treiben der Menschen in mannichfachen Verhältnissen anzusehen. Niderschlagend ist bey dem Rückblick die Bemerkung, daß so wenig Spuren meiner Thätigkeit übrig geblieben sind, daß mein eifrigstes Bestreben, Gutes zu wirken, so eitel und vergebens gewesen ist; aber das Bewußtseyn ist beruhigend, in jedem Verhältniß immer rein das angestrebt zu haben, was nach meiner Einsicht das Beste war. Auch die Uebung der Kräfte hat einen Werth, auch die Erfahrungen, die ich mir gesammelt habe, sind etwas Gutes! Der kundige Leser wird nach diesem Umriss voraussehen können, über welche Begebenheiten er vorzüglich in meiner Geschichte Be-

Ich=

werth seyn kann. Eben so sehr ist es mein eifrigstes Bestreben gewesen, in meiner Darstellung durchaus treu und wahr zu seyn, mich über jeden Partheigeist, jede Vorliebe für Staaten, politische Meinungen und einzelne Personen zu erheben. Ich habe Menschen und Dinge überall so schildern wollen, wie sie meiner Ueberzeugung und wiederholten Prüfung nach wirklich gewesen sind. Hätte ich geglaubt, daß mir dieses nicht vergönnt seyn werde, so würde ich nie die Feder angesetzt haben zu einem Werke, das nicht nur meinen Zeitgenossen, sondern auch den Geschlechtern, die nach mir kommen werden, Rechenschaft von den Begebenheiten geben soll, deren Zeuge ich gewesen bin. Aber ob meines guten Willens ohngeachtet nicht dennoch mich zuweilen Partheilichkeit beschlichen habe, ohne daß ich selbst deren mir bewußt bin, dieß vermag nicht ich, dieß vermögen nur meine Leser zu beurtheilen. Kein Geschichtschreiber, auch nicht der beste, der je Begebenheiten seiner Zeit beschrieb, hat sich von dem Einfluß des Wohlwollens oder der Abneigung, die ihn während der Handlung oder des Zuschauens belebten, vollkommen rein erhalten können. Auch ich theile dieses allgemeine Loos der Menschheit, erlaube mir aber die Bemerkung, daß ganz partheilose Geschichtschreiber gerade um nichts seltner sind, als durch=



durchaus unpartheiische Geschichtleser. Man-  
cher findet ein Geschichtsbuch nur deshalb leiden-  
schaftlich und partheiisch, weil es nicht mit der Lei-  
denschaft der von ihm ergriffenen Parthen ge-  
schrieben ist. Auch ist Unpartheilichkeit durchaus  
nicht mit kalter Fühllosigkeit zu verwechseln; der  
Geschichtschreiber will Theilnahme in dem Leser  
erregen; wie vermögte er es, wenn er selbst  
sie nicht empfinde? Ich leugne es also nicht,  
daß ich lebhaften Antheil an den Begebenheiten  
genommen habe, die ich erzähle, und ich würde es  
bedauern, wenn sich keine Spur hiervon in meiner  
Erzählung finden sollte. Bey edlen großen Hand-  
lungen verweile ich mit Vorliebe, bey schlechten  
und unwürdigen unterdrücke ich die Verachtung  
und den Unwillen nicht, die sie mir einflößen.  
Nie ist es mir Freude gewesen, edle Charaktere  
geflissentlich herabzusetzen, um nur etwas Neues,  
Auffallendes und bisher nicht Gesagtes vorzubrin-  
gen, oder die Handlungen allgemein verehrter  
Menschen so lange durchzumühlen, bis schlechte  
Triebfedern zu ihnen gefunden sind. Leser, wel-  
che dieses lieben, und welche die Schwächen und  
Fehler großer Menschen gern so stark herausgeho-  
ben sehen, bis diese so klein erscheinen, als sie selbst  
sind, solche Leser werden bey mir nicht Unterhal-  
tung finden. Chronique scandaleuse zu schreiben  
habe

habe ich im Geschäftsleben immer unter der Bürde des rechtlichen Mannes gehalten, um so mehr werde ich durch dieselbe nicht ein Werk beflecken, das noch für die Menschen, die nach mir leben, belehrend seyn soll. Ich rede von edlen und großen Männern zwar immer mit strenger Wahrheit und ohne irgend partheiische Uebertreibung ihrer Tugenden, oder Beschönigung ihrer Mängel; aber auch immer mit der Achtung, ohne welche ihr Name nie genannt werden muß. Ich hoffe in dieser ersten Abtheilung meines Werks durch die Art, wie ich über den von mir hochverehrten Friedrich berichte und urtheile, eine Probe unpartheiischer Wahrheitsliebe gegeben zu haben, welche jeden billigen Leser befriedigen wird.

Noch eine wichtige Bürgschaft derselben muß dem Publikum die Entfernung geben, in der ich mich von den Begebenheiten befinde, welche ich beschreibe. Die Menschen, von denen ich zu reden habe, sind beinahe schon alle vom Schauplatz abgetreten; nur wenige Einzelne von denen, die in meiner Geschichte genannt werden, sind noch unter den Lebenden\*). Noch mehr, auch die moralischen

---

\*) Das hier Gesagte ist im jetzigen Augenblick nur von den früheren Perioden meiner Geschichte streng wahr; aber, wenn

ischen Personen, die Staaten, mit denen mein Werk zu thun hat, sind völlig verändert. Dies ist durch die erschütternden Begebenheiten, welche wir erlebt haben, und deren rasche Folge, in stärkerem Verhältniß bewirkt, als es nach der Zahl der verflossenen Jahre bemessen werden kann. Daß Deutschland, daß Preußen, daß Oesterreich, daß Frankreich u. s. w., von denen ich erzähle, sind nicht mehr. Nicht nur leiten jetzt ganz andre Menschen die Bewegungen dieser Staaten, sondern sie leiten sie zu ganz andern Zwecken, als ehemals. Das politische Interesse von Europa während der Zeit, welche ich schildere, ist von dem der Gegenwart vollkommen eben so verschieden, als es das Interesse zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs oder gar des dreißigjährigen Kriegs nur immer seyn kann. Die Periode meines Werks gehört also bereits ganz der Geschichte an. Urtheile, die zu ihrer Zeit freimüthig, wohl gar beleidigend scheinen mochten, können jetzt ganz unbedenklich geäußert werden, und auch das ängstlichste Kabinet kann jetzt mit Gleichgültigkeit bekannt gemacht sehen, was vor dreißig bis vierzig Jahren

---

wenn mein Werk vollendet werden sollte, wird es sich immer in gleichem Verhältniß, wie es fortrüdt, auch von den beschriebenen Zeiträumen entfernen, daß hier Gesagte also auch in der Folge immer wahr bleiben.

Jahren mit Recht geheim gehalten wurde. Wirklich ist die Trennung zwischen unserer und der nicht längst verflossenen Zeit so groß, daß so viele der jüngeren Zeitgenossen sehr wenig Antheil an der Geschichte nehmen, sobald sie über die Ereignisse hinaußgeht, welche unmittelbar den jetzt bestehenden Zustand zur Folge gehabt haben, und fast hätte von meinem Unternehmen mich der Gedanke abgehalten: „es werden nicht viele Hörer um mich sich sammeln, die von dem, was zu ihrer Väterzeit geschehen ist, unterrichtet seyn wollen.“ Doch in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, eröffnet sich mir mit der Aussicht der wieder errungenen Freiheit von Deutschland auch die Hoffnung, ein Geschichtsbuch, wie das meinige, werde gerechter gewürdiget werden, als ich noch vor kurzem es glauben konnte. Menschen, denen wieder gestattet ist, frey zu denken, und was sie denken, zu äußern, werden auch gern sich von frühern Begebenheiten unterrichten, ohne welche die neuesten nicht richtig verstanden und gewürdiget werden können.

Die Zeit, welche ich die meine nenne, und innerhalb welcher sich mein Geschichtsbuch halten wird, fängt mit dem im Jahr 1778 über die Bayerische Erbfolge ausgebrochenen Kriege an,  
und

und soll, nach meinem Entwurf, mit der Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806 geschlossen werden. Bis zu dieser letzten mich tief bewegenden Begebenheit denke ich mein Werk fortzuführen, wenn anders Dauer meines Lebens und erträglicher Gesundheitszustand es gestatten. Ich bin zwar noch einige Jahre über den mir gesetzten Zeitraum in den Geschäften geblieben, und habe während derselben noch des Erzählens werthe Begebenheiten ziemlich nahe gesehen; aber dennoch habe ich mir das bemerkte Ziel gesetzt, weil es wirklich entfernt genug und in der That das äußerste ist, das zu erreichen ich irgend hoffen kann. Bey den Verhältnissen, unter denen ich mein Werk unternahm, durfte ich nicht hoffen, die Begebenheiten der letzten Jahre mit Freimüthigkeit und Wahrheit darstellen zu können, und so lange ich noch ohne Aussicht eines glücklichen Wechsels war, würde es mir zu schmerzhaft gewesen seyn, das Unglück Preußens und die Herabwürdigung Deutschland's mir selbst lebendig wieder zurück zu rufen, und sie umständlich darzustellen. Jetzt haben nun zwar Besorgnisse dieser Art aufgehört, und seit den glorreichen Begebenheiten des denkwürdigen Jahres 1813 ist der Wunsch in mir sehr lebhaft geworden, auch noch deren Geschichtschreiber zu werden; aber mein Alter und Gesundheit

erlauben mir nicht, die Erfüllung desselben möglich zu halten. Ich muß es einem Glücklichen überlassen, daß durch den edlen und standhaften Widerstand der Russen angeregte kräftige Aufstehen des tapfern Preussischen Volks unter seinem edlen König, daß gleichzeitige Erwachen aller deutschen Stämme, die weise und großherzige Politik der Verbündeten, die, jeder feindlichen Eifersucht entsagend, mit einer Eintracht, wie sie keine frühere Zeit gekannt hat, sich verbanden, den Muth und Gemeingeist, mit dem die Heere, die Talente, mit deren ihre Feldherren den, der bisher für unsiegbar gegolten hatte, wirklich besiegt, endlich den Frieden und die dauerhafte Beruhigung von Europa errungen haben, — zu beschreiben. Mein Werk wird demjenigen, das so herrliche Thaten einst darstellt, zur belehrenden Einleitung dienen, und es soll, so hoffe ich, indem es die Fehler, welche unsre Erniedrigung bewirkt haben, entwickelt, beitragen, deren Wiederkehr zurückzuhalten; es soll den Gemeingeist stärken und dauerhaft gründen, der in Deutschland so glänzend wieder erwacht ist. Es erscheint, glaube ich, zu diesem edlen Zweck in dem günstigsten Augenblick!

Mein Werk wird nach und nach in mehreren Abtheilungen hervortreten, deren jede eine Reihe  
von

von Begebenheiten enthält und ein in sich geschlossenes Ganzes ausmacht. Wenn also der Tod oder ein andrer Zufall nicht erlauben sollte, meine Arbeit bis zu dem mir gesetzten Ziele fortzuführen, so werden die einzelnen Theile doch immer ihren Werth behalten. Die erste Abtheilung, deren Anfang hier erscheint, enthält die letzte Periode der Regierung Friedrichs des Einzigen. Sie unterscheidet sich sehr merkbar von den bald darauf folgenden Zeiten. Nicht erschütternde, auffallende Ereignisse, nicht Zerstörungen und Umwälzungen zeichnen sie aus, sondern vielmehr Weisheit und stille Wirksamkeit, welche das bestehende gegen die Versuche, es umzuwerfen, erhält. Friedrich erscheint hier in der edlen Thätigkeit, mit welcher er seine große Laufbahn beschloß, als ein weiser, Sicherheit und Wohlstand seiner Staaten immer fester begründender Regent, als edelmüthiger und staatskluger Beschützer der Freiheit Deutschlands, als Erhalter der Ruhe von Europa. Sein Einfluß war die lange vorbereitete Folge der hohen Achtung, welche er seinen Zeitgenossen eingeprägt hatte. Eine so stille Wirksamkeit kann nicht sowohl beschrieben, als vielmehr nur angedeutet werden. Wenn letzteres mir nicht mißlungen ist, so wird, hoffe ich, der aufmerksame Leser meiner Geschichte sich von dieser Wirksamkeit

durchdrungen fühlen und Friedrichs Einfluß auch in denjenigen Begebenheiten gewahr werden, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen hat. Deshalb sind auch diese von meiner Geschichte nicht ausgeschlossen. Jede Folge von Begebenheiten ist von mir in ihrem eigenen, besondern Zusammenhange dargestellt. Doch wie eine die andre gegenseitig bestimmt, eine der andern Licht giebt, auch dieß wird, wie ich hoffe, von dem gefühlt werden, der diese Begebenheiten in der Folge liest, in welcher ich sie dargestellt habe.

In meinem Vortrage habe ich durchaus keinen andern Geschichtschreiber nachahmen wollen. Höchste Einfachheit ist nach meinem Urtheil der schönste Schmuck ächter Geschichtsschreibung. Nach ihm habe ich gerungen, alles Gesuchte, Gezwungne, Räthselhafte und Weithergeholte sorgsam vermieden. Deshalb habe ich auch, so sehr ich die Muttersprache liebe, doch die fremden längst eingebürgerten, allgemein verständlichen Worte, gegen welche jetzt oft geeifert wird, den neu gemachten deutschen vorgezogen, weil diese den meisten Lesern fremder sind, als jene, und in dieselben erst übertragen werden müssen, um verstanden zu werden. Mein Bestreben ist immer gewesen, von den Begebenheiten, die ich erzähle,  
ein



ein so deutliches Bild zu machen, als ich es selbst aus der Erinnerung mir erneuert und durch sorgfältige Prüfung berichtigt hatte. Um diese Deutlichkeit zu erreichen, bin ich, so oft es mir nöthig schien, in die Vergangenheit oft ziemlich weit zurückgegangen, habe statistische, publicistische und andre Erläuterungen gegeben, die ich manchem Leser angenehm erachten konnte. Auch genealogische Tafeln sind, wo es nöthig, beigelegt; kleine biographische Notizen über die auftretenden Personen schienen mir nützlich, um die Vertrautheit mit der Zeitperiode, von der die Rede ist, zu bewirken, welche zum völligen Verständniß eines Geschichtsbuchs erfordert wird. Diesen erläuternden Zusätzen sind die Anmerkungen unter dem Text gewidmet. Auch enthalten letztere alle litterarischen Notizen, die ich zu geben nöthig gefunden. Die genaue Richtigkeit dessen, was ich aus andern Schriften angeführt, kann ich versichern, da ich nie etwas citirt, was ich nicht vor mir gehabt habe.

Der Hauptgeschichte sind überdem noch Beilagen hinzugefügt. Sie sind von verschiedener Art. Ein Theil derselben enthält Erörterungen, die, ohne den Faden der Erzählung zu unterbrechen, in dieselbe nicht konnten aufgenommen werden.

auch gute Register am Ende jeder Abtheilung, habe ich dem Leser die Uebersicht und das Wiederfinden des einmal Gelesenen erleichtern wollen. Ich mache auf diese kleinen, aber dem, welcher ein Geschichtsbuch benutzen will, nicht unwichtigen Hülfsmittel aufmerksam, um an eine Pflicht zu erinnern, die von den historischen Schriftstellern der neuern Zeit oft sehr vergessen wird. Jede Bemerkung zu noch besserer Einrichtung des Werks, jede Berichtigung der in dasselbe eingeschlichenen Irrthümer, die ich aller meiner Sorgfalt ohngeachtet bei der Mannichfaltigkeit des Inhalts dennoch besorgen muß, auch besonders jede Mittheilung für die Reihen von Begebenheiten, die man nach dem, was ich angedeutet, in den folgenden Bänden erwarten kann, werde ich mit Dank benutzen und Alles, was von mir abhängt, thun, um dieses Werk des Beifalls verständiger Leser immer mehr werth zu machen. Pustleben bey Nordhausen den 20<sup>ten</sup> Junius 1814.

D.



Inhalt

## **Inhalt des ersten Bandes.**

---

### **Geschichte der letzten Periode Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen.**

**1778 bis 1786.**

**Einleitung. Allgemeiner Ueberblick der Regierung Friedrichs des Zweiten** , , **S. 3.**

**Erstes Kapitel. Streit über die Bayerische Erbfolge** **S. 23.**

**Zweites Kapitel. Krieg wegen der Bayerischen Erbfolge** , , , **S. 413.**

**Drittes Kapitel. Erneuerte Friedensunterhandlungen** , , . **S. 137.**

**Viertes Kapitel. Fortgesetzte Kriegsunternahmen** , , . **S. 150.**

**Fünftes Kapitel. Unterhandlung des Friedens und dessen Abschluß zu Teschen** , **S. 194.**

**Sechstes Kapitel. Friedrichs Beschäftigungen im Frieden** , , - **S. 251.**

**Siebentes Kapitel. Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum Coadjutor von Köln und Münster** , , **S. 295.**

**Achtes Kapitel. Lob der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Blick auf ihren Charakter und ihre Regierung** , , , **S. 379.**

**Neun**

# **Inhalt.**

|                                                                                                                                                                |                |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------|
| <b>Neuntes Kapitel. Anfang der Regierung Kaiser Josephs II. Verändertes politisches System. Rußlands Entfernung von Preußen und Umdänderung zu Oesterreich</b> | <b>S. 389.</b> |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------|

## **Beilagen.**

|                                                                                       |                |
|---------------------------------------------------------------------------------------|----------------|
| <b>Beil. A. Ueber die erste Theilung Polens, und Friedrichs Antheil an derselben</b>  | <b>S. 433.</b> |
| <b>Beil. B. Genealogische Tabelle zur Erläuterung des Bayerischen Erbfolgestreits</b> | <b>S. 514.</b> |
| <b>Beil. C. Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen</b>                                | <b>S. 515.</b> |
| <b>Beil. D. Ueber ein Urtheil Klopks vom Bayerischen Erbfolgekriege.</b>              | <b>S. 528.</b> |
| <b>Beil. E. Altensätze über die Müller Arnoldische Rechtsfrage</b>                    | <b>S. 534.</b> |
| <b>Beil. F. Ueber den Fürst Potemkin</b>                                              | <b>S. 585.</b> |



**I.**

**G e s c h i c h t e**

**der**

**letzten Periode**

**Friedrichs des Zweiten**

**Königs von Preußen.**

**1778, 1786.**

---

1

64-56192

24

SECRET

U. S. A. 2 064 8013.540

[illegible]

365: 4. 2. 7. 8.

— — — — —

[illegible]



---

## Einleitung.

---

### Allgemeiner Ueberblick der Regierung Friedrichs II.

---

Die sechs und vierzigjährige Regierung Königs<sup>1740<sup>9</sup></sup>  
Friedrich II zerfällt in vier durch die Natur der<sup>1786.</sup>  
Begebenheiten sich trennende Zeitabschnitte. Der  
ste begreift sechszehn Jahre.<sup>1740<sup>9</sup></sup>  
<sup>1756.</sup>

Wenige Monate nach Friedrichs Thronbesteig<sup>1740<sup>9</sup></sup>  
ung starb der deutsche Kaiser Karl VI. Mit ihm<sup>31<sup>st</sup> May</sup>  
losch der Mannestamm des habsburgischen Hauses,  
nd seine älteste Tochter Maria Theresia behauptete  
ie Erbfolge in sämtlichen Landen der österreichischen  
Monarchie. Gleich vielen andern europäischen Res  
enten hatte auch der letzte König von Preußen,  
Friedrich Wilhelm I, diese Erbfolge als rechtmäßig  
anerkannt und zu schützen versprochen. Friedrich II

focht sie nicht an, aber er glaubte den Zeitpunkt gelegen, um einen alten Anspruch seines Hauses geltend zu machen. Dieser betraf vier schlesische Fürstenthümer, welche die Krone Böhmen als eröffnetes Lehn wider Recht, wie man behauptete, eingezogen hatte. Des großen Churfürst Friedrich Wilhelms Widerspruch war durch Abtretung des Schwibuffer Kreises beseitiget, aber dessen Sohn, König Friedrich I, hatte diesen wieder zurückgegeben. Deshalb hielt Friedrich II sich jetzt berechtiget, die Abtretung jenes Theils von Schlesien zu verlangen. Er versprach dafür Maria Theresen gegen jeden andern Angriff beizustehen. Die junge Königin weigerte das Verlangte, und nun beschloß Friedrich Krieg gegen Oesterreich. Nur zwey erfahrenen und staatsklugen Männern vertraute er seinen Entwurf, dem Feldmarschall Grafen Schwerin und dem Staatsminister von Podewils<sup>1)</sup>. Beide fanden

---

1) Keinem andern, auch nicht dem ältesten seiner Feldherren, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, vertraute sich Friedrich in dieser Sache, wahrscheinlich, weil er voraussah, daß derselbe zu einem Angriff gegen Oesterreich nicht stimmen werde. Der Tod Kaiser Karl VI war ein überall höchst unerwartetes Ereigniß. Wie Friedrich davon die Nachricht erhielt, lag er zu Rheinsberg an heftigem Fieber krank, machte sich aber bald,



## Allgem. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 5

sanden diesen Angriff zu gewagt und widerriethen ihn sehr. Aber Friedrich widerlegte alle ihre Bedenklichkeiten. Er fand die Umstände zu günstig, um nicht das Gelingen seines Entwurfs mit Zuversicht zu hoffen. Sein Vater hatte ihm einen wohlgesüllten Schatz und ein Heer hinterlassen, das den Ruf hatte, im Gebrauch der Waffen, in schnellen und richtig abgemessenen Bewegungen, trefflich geübt zu seyn. Nur die große Übung des Krieges fehlte demselben, denn König Friedrich Wilhelm I hatte Krieg sorgfältig, fast ängstlich, vermieden, um seine schönen Truppen nicht Gefahren und Verlust aussetzen. Seine Soldaten's Liebe machte ihn friedsfertig. Sein Land befand sich wohl dabei, aber der preussische Staat genoß nicht der äußern Achtung, die seiner verhältnißmäßigen Macht gebührte. Diese Achtung wollte Friedrich erwerben und die Kräfte gebrauchen, die der Vater gesammelt hatte. Er begann den Krieg mit allem Feuer der Jugend.

U 3

Um

---

bald, ohne Hülfe der Aerzte, frey von der Krankheit, ließ sofort Schwerin und Podewils zu sich kommen, und hatte mit ihnen lange Unterhaltungen. Dort legte er ihnen zuerst seinen Entwurf wegen Schlessien vor, den er nachher in mehreren eigenhändigen Schreiben, die noch vorhanden sind, weiter entwickelte, und gegen die Einwürfe beider genannten Männer rechtfertigte.

Um Bundesgenossen kümmerte er sich nicht; auch ohne Vertrag arbeiteten die Mächte, welche Maria Theresen von mehreren Seiten angriffen, für seinen Zweck. Das Glück begünstigte den Kühnen. Durch <sup>1742 d.</sup> <sup>28 Jul.</sup> den Breslauer Frieden erwarb Friedrich mehr, als er in Anspruch genommen hatte, nämlich den größten Theil vom Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz. Aber im folgenden Jahre gelang es Maria Theresia, ihre übrigen Feinde zurück zu treiben. Die Besorgniß, sie möchte nun auch Schlesien wieder zu erobern versuchen, bewog Friedrich, einen <sup>1744</sup> neuen Krieg anzufangen, unter dem Vorwande, das von Oesterreich bedrängte Reichsoberhaupt, Kaiser Karl VII aus dem Hause Bayern, zu schützen. Der Sieg war wieder auf seiner Seite, und der <sup>1745 d.</sup> <sup>25 Dec.</sup> Dresdner Friede bestätigte den Besiß von Schlesien und Glatz. Mehrere europäische Mächte garantirten denselben.

Nun wandte Friedrich alle seine Kräfte an, um während des Friedens sich innerlich zu stärken, seinen Staaten Wohlstand zu geben und sein Heer in Stand zu setzen, jeden Angriff kräftig abzuwehren, den die Feinde, welche seine Unternehmungen aufgeregt, versuchen möchten. Weder während der beiden Kriege, noch während des darauf folgenden Frie-

## Allgem. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 7

Friedens nahm der König an den Begebenheiten des deutschen Reichs nähern Antheil. August III, Churfürst von Sachsen, zugleich König von Polen, war im ersten schlesischen Kriege ein schwacher Bundesgenosse, und im zweiten ein eben so schwacher Gegner Friedrichs gewesen. An der Spitze der Geschäfte in Sachsen stand ein dem Wiener Hofe ganz ergebener Minister, Graf Brühl, der die Wirkung der Verbindung seines Hofes mit Friedrich, obgleich zu eigenem Nachtheil, hemmte, und der nicht nur während des zweiten Krieges, sondern auch noch nach demselben, an Oesterreich und Rußlands Entwürfen zu Friedrichs Verkleinerung, diesem nicht unbewußt, thätigsten Antheil nahm. Hannover stand im Kriege auf feindlicher Seite und zwischen dessen Beherrscher, dem König Georg II von England, obgleich Mutter Bruder Friedrichs, und diesem war persönliche Abneigung. Mit den entferntern Reichsständen des südlichen Deutschlands unterhielt der König gar keine Verbindung, weil er sie ganz abhängig von Oesterreich glaubte. Die deutsche Reichsversammlung glaubte er nur mit unnützen Formalitäten beschäftigt und bezeugte ihr deshalb, bey jedem Anlaß, Verachtung, die er auch in seinen Schriften oft sehr stark ausges

brückt hat <sup>2)</sup>. Die innere Ohnmacht und die schlechten Finanzen vieler deutschen Höfe boten, im Gegensatz mit ihrem prunkvollen Ceremoniel und mit ihren stolzen Anmaaßungen, Friedrichs Witz einen reichen Stoff dar, den er gern bearbeitete. Es geschah dieses ohne Schonung und oft auf eine Art, die deutschen Fürsten wehe thun mußte. Friedrichs eigne Schwester, die vermählte Markgräfin von Bayreuth, gesteht, daß sie sich dadurch empfindlich gekränkt gefühlt habe <sup>3)</sup>.

Des Königs Staaten, obgleich dem größern Theil nach zum deutschen Reiche gehörig, wurden dem letztern immer mehr fremd. Man bemerkte  
inners

---

2) G. J. B. Histoire de mon tems in den Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berl. Ausg. Vol. I. p. 73. Les diètes de Ratisbonne ne sont qu'une espèce de phantome qui rappelle à peine la mémoire de ce qu'elles étaient jadis. C'est une assemblée de publicistes plus attachés aux formes qu'aux choses. Un ministre qu'un Souverain envoie à cette assemblée est l'équivalent q'un matin de basse - cour qui aboye à la lune.

3) G. Mémoires de Friderique Sophie Wilhelmine, Marggrave de Baireuth. à Bronsvic 1810. T II. p. 303.

## Allgem. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 9

innerhalb desselben kaum irgend eine Folge des Reichsverbandes, und Friedrich handelte gegen seine Unterthanen, so wie gegen seine Nachbarn und Mitstände, als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rücksichten auf gemeinsame Verfassung und Gesetze banden. Die Einrichtungen, welche er zum Wohl seiner Unterthanen gut fand, waren oft der freien Thätigkeit seiner Nachbarn entgegengesetzt, und so wurde der König von diesen nur mit Furcht, nicht mit Zuneigung, betrachtet. Die entferntern deutschen Staaten erwiederten die Gleichgültigkeit, welche er ihnen bewies, mit gleicher Empfindung. Die Gewaltthaten, welche preussische Werber auch in auswärtigen Ländern unter der vorigen Regierung sich erlaubt hatten, und von denen auch noch unter der jetzigen, wenn gleich seltner, Beispiele vorkamen, die Härte, mit der gegen die eignen Unterthanen so wie gegen Fremde oft verfahren wurde, hatten der preussischen Regierung überall nicht Liebe erworben. Die überraschende Schnelligkeit, mit der Friedrich II einen bedrängten Nachbar angriff, hatte mit Furcht erfüllt. Die junge österreichische Thronerbin, welche edlen Muth in der Bedrängniß bewies, erregte dagegen allgemeine Theilnahme. Wenigen wollten die Rechtsgründe einleuchten, aus denen Friedrich sie angriff; noch

die mit kleinen Mitteln große Dinge bewirkt, bewiesen, und mächtig erprobt hatte, daß der Geist mehr sey, als physische Uebermacht.

1763,  
1778.

In der folgenden Friedens-Periode beschäftigte Friedrich zunächst und vorzüglich die Sorge, die Wunden zu heilen, welche der furchtbare Krieg seinen Landen geschlagen hatte, und mit denen diese, wie der König selbst sagt, ganz bedeckt waren. Wie nach dem dreißigjährigen Kriege sah man auch jetzt überall schreckliche Folgen der Verheerung und Unordnung. Die Volksmenge war um eine halbe Million Menschen, d. i. um ein Neuntheil, vermindert <sup>5)</sup>. Es fehlte an Gelde und an brauchbaren Menschen in allen Fächern. Dennoch wußte Friedrichs Geist überall Rath zu schaffen. Er erließ den Unterthanen für geraume Fristen die Steuern, und unterstützte die, welche dessen vorzüglich bedürftig waren, mit ansehnlichen Geldvorschüssen, die er, nach Verhältniß der Umstände, theils schenkte, theils ohne, theils gegen kleine Zinsen herlieh. Der König selbst hatte während des Krieges keine Schulden gemacht, diejenigen, welche einzelne Provinzen

---

5) Beim Anfange des Krieges im J. 1756 wurde die Volksmenge aller preussischen Staaten auf fünfstehalb Millionen Menschen geschätzt.

dingen und Gemeinheiten hatten machen müssen, bezahlte er jetzt zum Theil, auf alle Weise öffnete er den Unterthanen neue Quellen des Wohlstandes und ermunterte zum beglückenden Fleiß. Seine angestrengte Thätigkeit hatte den glücklichsten Erfolg. Die Spuren der Verheerung des Krieges wurden in den preussischen Landen früher getilgt, als man in manchen andern, die in gleicher Art gelitten hatten, dieselben nur recht gewahr wurde. Schön war der Anblick des Wiederherstellers; eben so groß als solchen zeigte sich jetzt Friedrich, wie vorhin, als Krieger. Auch diese Thaten des Friedens erhöhten die Achtung, welche die des Krieges in den Augen von Europa ihm erworben hatten.

Aber Friedrich war nach dem Frieden ohne nähere Verbindung mit irgend einem andern Staate. Der einzige Bundesgenosse, den er während des Krieges gehabt, hatte ihn nicht nur verlassen, sondern gegen Ende desselben sogar widrige Gesinnungen bewiesen. Der englische Hof schloß, nach des großen Ministers Chathams Abgang, einen ihm selbst höchst vortheilhaften Frieden mit Frankreich ohne alle Rücksicht <sup>6)</sup> auf den Allirten, dessen kräftiger Mits  
wir

---

6) Dieses war den zwischen beiden Mächten geschlossenen Verträgen gerade entgegen, nach welchen keine irgend einen

wirkung er doch vorzüglich verdankte, einen solchen Frieden schließen zu können. Die Rückgabe der von den französischen Truppen geräumten preussischen Provinzen in Westphalen an den König wurde nicht anbedungen, vielmehr suchte der englische Hof sie an Oesterreich zu überliefern. Ja der bisherige Allirte ging so weit, daß er dem Wiener Hofe anbot, Friedrich zur Abtretung Schlesiens nöthigen zu wollen; allein Kauniß war zu stolz und zu misstrauisch, um sich darauf einzulassen. Eben so handelte das neue brittische Ministerium bei Rußland. Kaiser Peter III war enthusiastischer Verehrer und Freund Friedrichs; er trat auf dessen Seite. Der englische Hof wandte Alles an, ihn von diesem Schritt und der unentgeltlichen Rückgabe des Königreichs Preussen abzuhalten. Tief schmerzte den König dieses Betragen und sein ganzes folgendes Leben hindurch blieb ihm davon der Eindruck. Sehr wünschte Friedrich dagegen dem natürlichen Allirten seines Staats, Frankreich, sich wieder zu nähern; aber seine Bemühungen waren vergebens. Vielmehr wurde

---

einen Frieden oder Vertrag mit den Feinden für sich allein, und ohne die andere namentlich darin zu begreifen, schließen sollte. S. diese Verträge in Wenz Cod. jur. gent. recentiss. Tom. III. p. 321.



## Allgem. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 15

warde der Bund zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon bald durch Vermählungen österreichischer Prinzessinnen mit dem französischen Thronerben und dem Könige beider Sicilien noch fester geknüpft. Dagegen gelang es Friedrich, auch nach Peters III. Tode mit der russischen Kaiserin, Katharina II., einen Allianz-Traktat zu schließen, durch welchen<sup>1764 d. 11 Apr.</sup> beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen gewährten, und, auf den Fall eines Angriffs, Beistand durch Truppen oder Geld zusicherten. Friedrich erfüllte treu die Verpflichtungen dieser Verbindung; er beförderte thätig die Unternehmungen der Bundesgenossin gegen die Pforte und ihr Uebergewicht in Polen, obgleich ihm nicht entging, daß zu großer Anwachs der russischen Macht dem Interesse seines Staats nicht gemäß sey. Die Besorgniß, welche Oesterreich über diesen Zuwachs empfand, brachte einige Annäherung zwischen dieser Macht und Friedrich hervor. Eine zweimalige persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II., zu Reisse in Schlesien und zu Neustadt in Mähren,<sup>1769. 1770.</sup> beförderte diese Annäherung. Friedrich that Alles, um einen neuen Krieg abzuwenden, in welchen er selbst verwickelt werden konnte, durch den er in der wohlthätigen Wiederherstellung seiner Lande unangenehm unterbrochen wäre, und dessen mögliche Folgen für

für ihn nicht zu berechnen waren. Um die öfterreichische Eifersucht über Rußlands Fortschritte zu beruhigen, entstand der Gedanke, einem wehrlosen Nachbar, der Republik Polen, rechtmäßige Besitzungen wegzunehmen, und diese unter den drei Mächten zu vertheilen. Friedrich erhielt dadurch sehr bedeutenden Zuwachs. Er erwarb den Theil von Polen, welcher bisher sein Königreich von seinen deutschen Landen trennte. Auch wurde er Herr des Weichselstroms und dadurch des polnischen Handels. Europa hatte seit langer Zeit eine solche Gewaltthat nicht gesehen; sie erregte überall mißbilligenden Unwillen und Furcht, letztere vorzüglich in Deutschland, das gegen Uebermacht verbündeter Nachbarn sich eben so wenig vertheidigen konnte, als Polen. Sie wirkte besonders Mißtrauen gegen Friedrich, den man den ersten Urheber des Raubentwurfs glaubte; — doch dieses mit Unrecht. Dieser König erzählt uns selbst, und später bekannt gewordene Urkunden haben bestätigt, daß die Idee der Theilung Polens vom Wiener Kabinet ausgegangen sey <sup>7)</sup>. Friedrich nahm sie jedoch mit Bes-  
gierde

---

7) Die Meinung, daß Friedrich der Urheber der Theilung Polens sey, ist allgemein verbreitet, und wird noch immer in historischen Schriften wiederholt. Ich halte mich

## Allgem. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 17

de auf, und beförderte thätig die Ausführung, auch bey dieser eine Härte zu, die dem fühlens Menschen schmerzhaft ist.

Auch während dieses Zeitraums fand keine näherung zwischen dem Könige und dem deutschenische Statt. Die Gesinnungen, welche ein großer theil desselben während des siebenjährigen Krieges diesen, konnten keine Zuneigung, und die Ohnmacht seiner feindlichen Anstrengungen keine Achtung gründen. In Sachsen, wo August III und sein söhn bald nach hergestelltem Frieden starben, war neue Regierung zwar weniger abhängig von sterreich, als die vorige, und die verwittte te Churfürstin - Regentin, eine Tochter Kaiser erl VII, schätzte Friedrich persönlich. Doch konnte nur sehr langsam ein vertrauliches Veradniß entstehen, theils, weil Familienverhältnisse, Anhänglichkeit an catholische Religion den hsischen Hof von Friedrich entfernten, theils, weil

---

mich vom Gegentheil überzeugt, und habe in der Beilage A., worin der Hergang der Sache nach den besten bis jetzt bekannten Nachrichten dargestellt worden, meine Gründe vorgelegt.

weil dieses Königs Bestreben für den Wohlstand der eigenen Lande dem des Nachbars nachtheilig, sein Benehmen gegen sächsische Fabriken und Handel oft beinahe feindlich waren. Auch fand das sächsische Haus in Friedrich einen Gegner des Wunsches, die polnische Krone wieder zu erwerben. Aus andern Gründen konnte mit Hannover kein besseres Benehmen entstehen. Obgleich dieses an dem Betragen des brittischen Cabinets schuldlos war, trug doch Friedrich seinen Widerwillen gegen England auch auf Hannover über, und eine Art von Entfernung, welche von Alters her zwischen beiden Nachbarstaaten Statt gefunden, wurde dadurch noch bestärkt. Man beneidete in Hannover die politische Größe, zu welcher das ehemals gleiche Brandenburg sich erhoben hatte. Stolz auf eine freiere Verfassung schien den Hannoveranern Friedrichs Art zu herrschen willkührlich und despotisch; sie bemitleideten die bedrückten und mannichfach beschränkten preussischen Unterthanen. Diese Gesinnung war bey den meisten hannoverschen Staatsbedienten herrschend <sup>8)</sup>, und machte sie einer Vers

bina

---

8) Zwen sehr geistvolle hannoversche Staatsbediente, Brandes und Rehberg, haben in ihren Schriften auffallende Beweise

## **zern. Ueberblick der Regierung Friedrichs II. 19**

ng mit Preußen eben so abgeneigt, als man  
i diesem Lande gegen Hannover seyn konnte,  
langsamem Geschäftsbetrieb, in steifen Formen,  
rich besonders zuwider war <sup>9)</sup>. Des Königs  
ankende Finanz- und Handels-Einrichtungen,  
für seine Unterthanen in der That brüclend  
n, machten überhaupt alle Fremden seiner  
erung nicht geneigt; nur die großen That-  
es Krieges, so wie die weise Thätigkeit und  
Kraft seiner Regierung im Frieden erwarben  
allgemeine Achtung. Doch an einer für das  
deutsche Reich wichtigen Angelegenheit nahm  
rich einen nähern Antheil, dessen Nutzen man  
verkennen konnte, nämlich an der zehn Jahre

B a

dau

---

Beweise dieser Gesinnung gegeben; beide erlauben sich  
oft die härtesten Urtheile über Friedrich und preussische  
Einrichtungen, die sie aus Vorurtheil und Abneigung  
sehr unrichtig darstellen. Ihre Ansicht war indeß die  
herrschende in dem Kreise der gebildetsten hannovers-  
schen Geschäftsmänner.

) Friedrich nannte das hannoversche Ministerium oft:  
les perruques d'Hannovre.

<sup>1767</sup><sub>1776</sub> dauernden Visitation des Reichs-Kammergerichts.

Seine Bevollmächtigten zu derselben, Männer von Einsicht, sich auf ihres Königs Größe stützend, wagten die Gebrechen der Reichs-Justiz freimüthig zu rügen, und machten heilsame Vorschläge zu deren Abstellung. Allein es entstand Zwiespalt, und nach viel vergeblicher Arbeit wurde das heilsame Werk unvollendet abgebrochen.

<sup>1778</sup><sub>1786</sub> Die vierte und letzte Periode der Regierung

Friedrichs bewährte eine Theilnahme an Deutschlands Wohl, wie er sie vorher noch nie bewiesen hatte, und zu der in seinem damaligen Alter kaum ein eignes nahe Interesse auffordern konnte. An

<sup>seit 1765</sup><sub>d. 18 Aug.</sub> der Spitze der österreichischen Monarchie stand jetzt neben Marie Theresen ihr Sohn und Mitregent,

Kaiser Joseph II, dem es nicht genügte, Friedrichs Muster nachahmend, die innern Kräfte seines Staates zu erhöhen, dessen lebhafter Ehrgeiz vielmehr Deutschlands Selbstständigkeit ge-

<sup>1778</sup> fährlich zu werden drohte. Gewaltsam eignete er sich einen ansehnlichen Theil des benachbarten

Bayern

Bayerns zu. Da erhob sich Friedrich und stritt, an der Spitze seines Heers, für die rechtmäßigen Erben, die mit ihm in keiner nähern Verwandtschaft, als der des Reichsverbandes standen. Er nöthigte Oesterreich, das durch erzwungenen Vertrag abgenommene Land zurückzugeben, und, wie diese Macht nachher ihre Absichten auf andre Weise zu erreichen suchte, auch Rußland sie hierbei unterstützte, und Frankreich dessen vergaß, was Traktaten und eignes Interesse von ihm forsberten, da stand der siebenzigjährige Friedrich allein, vertheidigte Gerechtigkeit und Deutschlands Verfassung, brachte weltliche und geistliche, catholische und protestantische, nördliche und südliche Fürsten zu einem Verein, sich gegenseitig<sup>1785 d.</sup><sub>23 Jul.</sub> beizustehen, wenn ihre Rechte verletzt würden. Dieses Betragen gewann Friedrich das Herz der Deutschen. Vorurtheile, Meinungen und Leidenschaften schwanden vor dem neu geweckten Gemeingeist. Es war die letzte Belebung desselben in Deutschlands Gränzen! Ein Jahr nachher, als Friedrich dieses Werk vollendet,

1786 b.  
17 Aug. starb er, bewundert und tief betrauert von den  
Edelsten in allen deutschen Landen.

Diese letztere Periode darzustellen ist der  
Zweck dieser Geschichte.





## Erstes Kapitel

### Streit über die bayerische Erbfolge.

Am Schlusse des Jahrs 1777 starb unerwartet<sup>1777<sup>d.</sup>  
30 Dec.</sup> Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes, der die Kennzeichen der Kinderblattern zu erkennen nicht verstand, im 51sten Lebensjahre <sup>1)</sup>, ohne eheliche Erben zu hinterlassen. Mit ihm erlosch ein Stamm eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, das von Otto von Wittelsbach (im zwölften Jahrhundert blühend) abstammte, dessen zwey Hauptstämme, der eine die Pfalz am Rhein, der andere Bayern und die Oberpfalz, jeder auch, seit dem westphälischen Frieden, eine Churwürde besaß. Nach dem Geseß des deutschen Lehnrechts folgte in den vom gemeinsamen Ahnherrn eines Geschlechts für alle seine Nachkommen erworbenen Besizungen, bey

B 4

dem

1) Er war den 28ten März 1727 geboren.

1777 dem Erlöschen des einen Stammes, sofort der übrig bleibende. Kein Rechtsgrundsatz war unbesweifelter. In dem Wittelsbachischen Hause war derselbe noch durch besondere zwischen beiden Stämmen seit mehreren Jahrhunderten abgeschlossene Erbverträge bestätigt, durch dieselben auch in allen später erworbenen Landen des zuerst erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden die Erbfolge gegenseitig zugesichert. Der pfälzische Stamm blühte, bey dem Ableben des bayerischen, noch in mehrern Linien. Die Häupter beider Stämme hatten, auf den möglichen Fall des unbeerbten Ablebens, sich gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertrauet. Churfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Churfürst Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes, erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode, seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiciren. Dieser Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Churfürst Carl Theodor nahm durch dieses Patent von sämmtlichen ihm angefallenen bayerischen Landen, als nächster Erbe des Verstorbenen, in Bezug auf die gemeinsame Abstammung und die Hausverträge, feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes

des Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen 1777  
zu lassen. Diese schnellen Verfügungen wurden  
durch die verwittwete Herzogin Clemens<sup>2)</sup>

B 5

und

- 2) Diesen Namen führte die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden im Jahr 1770 gestorbenen Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Sie hieß eigentlich Maria Anna Charlotte Amalia, war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin Churfürst Karl Theodors, geboren 1722, und ist gestorben 1785. Sie hatte einen sehr gebildeten Verstand, edle Gesinnungen und warme Liebe des Vaterlandes. Diese hat sie in der critischen Zeit, von der wir handeln, so thätig bewiesen, daß billig schon längst ein bayerischer Patriot durch eine biographische Schilderung ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten hätte beflissen seyn sollen. Wie eifrig sie gestrebt, Bayern seinem alten Fürstenstamme zu erhalten, wird in dieser Geschichte bemerkt, doch kann ich mir nicht versagen, auch noch einen mir mitgetheilten Beweis ihres Patriotismus und ihrer Herzensgüte anzuführen. — Churfürst Maximilian Joseph hatte ein Casdetten-Corps errichtet, worin junge Edelleute erzogen wurden. Churfürst Karl Theodor, um Kosten zu sparen, hob diese Anstalt auf. Man klagte der Herzogin, wie nun so viele hoffnungsvolle Jünglinge, die entweder gar keine, oder unvermögende Eltern hätten, in ihren Studien und ihrer Laufbahn unterbrochen wären. Die Herzogin verwandte sich sehr ernstlich bei dem Churfürst, ihrem Schwager, für Erhaltung der Anstalt, da aber ihre Vorstellungen nichts wirkten, beschloß sie, dieselbe aus eignen Mitteln fortbauern zu lassen, welches auch bis zu ihrem Tode geschehen ist.

1777 und zwey patriotische Staatsmänner, die Gehelmenräthe von Obermayer und von Lory <sup>3)</sup> bewirkt. Der sofort vom Todesfall benachrichtigte Churfürst Karl Theodor kam am zweiten Januar 1778 in der Residenz München an. Er bezeugte keine Zufriedenheit.

- 
- 3) Diese beiden Männer gehören zu den würdigsten Staatsbedienten, die Bayern hervorgebracht hat. Beide zeichneten sich durch gründliche Wissenschaft und edlen Patriotismus aus. Sie wurden unter Maximilian Joseph zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, und hatten vorzüglich an den von ihm mit Karl Theodor geschlossenen Hausverträgen Antheil. Angenehm ist es mir, von dem ersten dieser Edlen aus zuverlässiger Quelle eine kleine Nachricht geben zu können. Joseph Eucharis Obermayer war 1724 zu Wending, einem kleinen Orte im bayerischen Schwaben, geboren, wo sein Vater Meßner (Kirchendiener) bey einer stark besuchten Wallfahrtskirche war. Dieser wandte einiges von ihm erworbene Vermögen an, seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, auch ihnen durch Reisen in fremde Lande höhere Ausbildung zu verschaffen. Denjenigen, von welchem hier die Rede ist, führte seine Geschicklichkeit früh zu wichtigen Aemtern, er wurde vom Churfürst Maximilian Joseph in den Freiherrnstand erhoben. Herzog Clemens machte ihn zu seinem Consulenteu, und hierdurch wurde er auch dessen Gemahlin bekannt, deren Vertrauen er im hohen Grade genoß. Sein Eifer für die Erhaltung Bayerns machte ihn dem Wiener Hofe verhaßt, auf dessen Verlangen Karl Theodor ihm seine Stellen nahm und ihn nach Amberg verbannte, wo er 1789 gestorben ist.

## Streit über die bayerische Erbfolge.

27

denheit mit der in seinem Namen bereits gesch. 1778  
zu B. signatur aller bayerischen Lande, und auf  
ihm davon erstatteten Bericht sagte er: „als  
hastig! als zu hastig!“ — Worte, die  
auffallend waren, deren Sinn man aber einige  
Ze später erst verstehen lernte, als man erfuhr,  
daß von einem beträchtlichen Theile Bayerns, im  
Namen der Kaiserin Königin Maria Theresia, durch  
österreichische von Truppen begleitete Commissarien  
Besitz genommen. Kaum ahndete die Prinzessin Eleo-  
nora nach jenen bedenklichen Worten Carl Theodors,  
daß etwas Verderbliches vor sey, so gab sie dem  
ihre sehr verehrten preussischen Könige, dessen  
Einnahme sie hoffte, von ihren Besorgnissen  
Miththeilung. Ein vertrauter Geistlicher überbrachte  
Schreiben.

Bald erfuhr man, daß noch immer mehr öster-  
reichische Truppen in Bayern einrückten und die Bes-  
atznahme immer weiter schreite; man setzte hinzu,  
daß selbe geschehe im Einverständniß mit Carl Theo-  
dor. Diese Nachricht wurde in allen deutschen Land-  
en mit Erstaunen und Mißbilligung vernommen.  
Nichts war unbestrittener nach deutschen Gesetzen  
und ältestem Herkommen, als die Erbfolge in deut-  
schen Fürstenthümern nach den Grundsätzen des Lehns-  
rechts.

1778 rechts. Jeder wußte, daß dieselben in dem Wittelsbachischen Hause seit Jahrhunderten befolgt, durch viele Verträge bekräftiget waren. Keiner begriff, warum jetzt, da ein Stamm dieses Hauses erloschen war, nicht der überbleibende dessen Lande erben, sondern mit einem fremden Hause theilen sollte, von dessen Ansprüchen an Bayern Niemand sich erinnerte je gehört zu haben. Auch war die Unzertrennlichkeit der Churfürstenthümer in den Reichsgesetzen ausdrücklich vorgeschrieben. Jeden mußte es besorgt machen, wenn ein großer Hof, wenn selbst das Oberhaupt des Reichs, nicht achtend Verfassung und Gesetz, einen Mitstand seiner Stammlande berauben wollte. Zwar erfuhr  
 1778 d.  
 5 Jan. man bald, daß Churfürst Carl Theodor durch eine abgeschlossene Convention die österreichischen Ansprüche als gegründet anerkannt habe. Aber die Kürze der Zeit, in welcher diese Convention zu Stande gekommen, bewies deutlich, daß sie nicht das Werk reifer Ueberlegungen und freier Wahl seyn könne. Es war einleuchtend, daß Carl Theodor widersprechend mit sich selbst handle, wenn er sich überzeugt erkläre von der Gültigkeit österreichischer Ansprüche an eben die Lande, die er sechs Tage vorher, als ihm rechtmäßig angefallen, hatte in Besiz nehmen lassen. Sogar waren die öster-  
 rei-

hischen Truppen bereits vor der abgeschlossenen 1778 Convention ausgerückt, auch waren die Landesgränze, welche Oesterreich wegnahm, nicht einzeln bestimmt als diejenigen nachgewiesen, auf welche es Ansprüche zu haben vermeinte. In dem, der Besignahme erlassenen Manifesten war Niederbayern, welches eine bereits im Jahr 1425 bestehende bayerische Linie besessen hatte, als der Gegenstand dieser Ansprüche angegeben. Kaiser Joseph II. sollte den Erzherzog Albert V von Oesterreich mit diesem Lande beliehen haben, aber die Umstände, durch die es geschehen, war weder dem Kaiser noch seinem Bevollmächtigten vorgelegt, und über die Frage, ob dieser oder jener bestimmte Bezirk zu dem in Anspruch genommenen Niederbayern gehört habe? — darüber wurde in der Convention nicht der fordernde Wiener Hof, sondern der herausgebende Churfürst die Verpflichtung des Beweises übernommen! Das Unangenehme dieses Verfahrens fiel allgemein auf, Jeder glaubte einzusehen, daß Carl Theodor, der keine eheliche Leibeserben hatte, durch das Gefühl seiner Würde und der Pflichten, die er seinen Stamm-Verwandten schuldig war, nicht länger lebte gewesen sey, um die Zudringlichkeit abzuweisen, durch welche seine Genehmigung

1778 gung erzwungen war<sup>4</sup>). Auch bewies die voreilige Besignahme, zu welcher die Truppen noch an

---

- 4) Carl Theodor, Pfalzgraf von Sulzbach, geboren 1724, wurde, nach Abgang der Neuburgischen Linie, 1742 Churfürst von der Pfalz. Er war ein Herr von natürlich gutem auch ausgebildetem Verstande und menschenfreundlicher Gesinnung; er liebte Wissenschaften und Künste. In frühern Jahren hatte er viele gute Einrichtungen in seinen Landen gemacht, auch eine sichtsvolle Theilnahme an dem Wohl Deutschlands bewiesen. Während des österreichischen Erbfolge-Kriegs betrug er sich mit Klugheit und Würde, erwarb allgemeine Achtung und schonende Behandlung von den kriegsführenden Partheien. Doch später wechselte sein Charakter auf nicht rühmliche Art. Er hatte keine eheliche, aber sehr viele natürliche Kinder. Seine zärtliche Liebe zu letztern machte, daß er ihnen ein von seinen Landeserben unabhängiges Vermögen zu hinterlassen sehnlichst wünschte. Dieser Wunsch wurde die Haupttriebfeder seiner Handlungen; ihn zu befriedigen wurden Mittel aller Art angewandt. Schlechte Menschen, die der Churfürst hiebei gebrauchen mußte, machten es noch ärger. Viele Stellen wurden nicht mehr nach Verdienst vergeben, sondern zum Besten der Privatkasse des Churfürsten, und obendrein auch der Kasse seiner Vertrauten, verkauft. So wurde das Land mannichfach gedrückt, mehr als Carl Theodor wollte und mußte. Mit zunehmendem Alter wurde er furchtsam und ängstlich. Die Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe eröffnete Ausichten zu glänzendem Glück für seine Kinder; dagegen besorgte er, wenn er diesem Hofe mißfällig werde,



an demselben Tage befehliget wurden, an welchem 1778 die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs in Wien einging, so wie die in eine österreichische Erklärung eingeflossene Aeußerung, man habe diese militärische Besignahme nöthig befunden, ehe man von des Churfürsten Carl Theodors Gesinnungen versichert gewesen, daß auch desselben Widerspruch den Wiener Hof nicht abgehalten haben würde, sich des Theils von Bayern zu bemächtigen, welchen mit seinen Staaten zu vereinigen er einmal beschloßsen hatte.

Erst einige Zeit später wurde das Geheimniß, welches anfangs diese Sache bedeckte, nach und nach enthüllt. Man erfuhr, der Wiener Hof, schon

---

werde, in sehr unangenehmes Gedränge zu kommen und vielleicht die ansehnlichen Capitalien zu verlieren, die er zum Besten der Kinder in den österreichischen Staatsanleihen niedergelegt hatte. Beiden Ausschweifungen, die er bis ins hohe Alter fortsetzte, wurden ihm die Beruhigungs-Gründe eines beschränkten religiösen Glaubens, über den er früher freier gedacht, willkommen. Dies gab den Geistlichen großen Einfluß und unterdrückte bessere Gefühle. In dieser Stimmung kam Carl Theodor nach Bayern, ein ihm bisher fremdes Land, das er nicht wie sein Vorfahr liebte, und diese Stimmung erklärt sein Benehmen, wie unsere Geschichte es darstellt.

1778 schon seit langer Zeit den Erwerb Bayerns wünschend<sup>5)</sup>, habe das bevorstehende Erlöschen dessen Regentenstammes als eine günstige Gelegenheit betrachtet, entweder das ganze ihm so gelegene Land, oder doch einen Theil desselben an sich zu bringen. Hierzu durch irgend einen Vergleich mit Churfürst Maximilian Joseph Hoffnung zu erhalten, erlaubten die patriotischen Gesinnungen dieses Fürsten nicht<sup>6)</sup>; er wünschte, seine Lande auch nach seinem Tode

---

5) Im Jahr 1743 hatte der Wiener Hof die Absicht, Bayern auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Dem Kaiser Karl VII wurde angetragen, ihm für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche comté zu geben, welche Lande, wenn sie erobert wären, zu einem Königreich erhoben werden sollten. *S. Memoires du Duc de Noailles par Millot. T. VI. p. 12.*

6) Man hat allgemein behauptet, daß bey der im Jahr 1763 geschenehen Vermählung Kaiser Joseph II mit der jüngsten Schwester des Churfürsten Maximilian Joseph ein geheimer Vertrag geschlossen sey, durch welchen, auf den Fall, daß dieser Churfürst keine männliche Erben hinterlasse, der Prinzessin und ihren Nachkommen ein Theil von Bayern zugesichert sey. Da dieses aber nach den Grundsätzen deutscher Erbfolge, welche weibliche Nachkommen in Reichs-Mannlehen nie zulassen, unthunlich war, so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Maximilian Joseph in solche Zumuthung gewilliget habe, wenn auch Oesterreich wirklich sie gemacht haben sollte. Uebrigens ist Kaiser Joseph II bayerische Gemahlin 1767 ohne Erben gestorben.

de ungetrennt bey seinem Hause zu erhalten. 1778  
 : dieses gegen jeden Widerspruch sicher zu stellen,  
 loß er mit Churfürst Carl Theodor in den Jah-  
 : 1766, 1771 und 1774 neue Hausverträge,  
 nach welche die Ältern bestätiget und die Nachfolge  
 : überlebenden Stammes in sämtlichen Ländern  
 : zuerst erlöschenden auch in denen, welche letz-  
 : er für sich allein erworben, von neuem bekräftiget  
 wurde. Man schloß diese Verträge sehr insgeheim  
 , weil der letzte Churfürst von Bayern alle Kennt-  
 : nisse derselben dem Wiener Hofe zu entziehen wünschte,  
 : seinen Absichten er ahnden mochte. Es wurden von  
 : diesen Seiten nur wenige vertraute Staatsdiener  
 : in diesem Geschäft gebraucht. Anders handelte  
 : Carl Theodor. Von Wien aus waren Mittel ge-  
 : funden, einige seiner Räte zu gewinnen. Man  
 : wählte besonders den Minister von Beckers. Nach  
 : Abschluß des letztern Hausvertrages äußerte Carl  
 : Theodor den Wunsch, ihn gemeinschaftlich dem  
 : Wiener Hofe zur Genehmigung vorzulegen; aber  
 : Maximilian Joseph fand es sonderbar, daß ein in-  
 : ter Hausvertrag einem fremden Hofe mitgetheilt  
 : werden solle, dessen Genehmigung man durchaus  
 : nicht bedürfe. Carl Theodor erklärte sich überzeugt,  
 : und versprach das Geheimniß zu bewahren. Den-  
 : noch ließ er sich einige Jahre später bewegen, dem  
 : v. D o h m s Denkw. 1 Th. E Wies

<sup>1786 d.</sup>  
<sup>17 Aug.</sup> starb er, bewundert und tief betrauert von den  
Edelsten in allen deutschen Landen.

Diese letztere Periode darzustellen ist der  
Zweck dieser Geschichte.



Erstes

## Erstes Kapitel

### Streit über die bayerische Erbfolge.

---

Am Schlusse des Jahrs 1777 starb unerwartet<sup>1777 d. 30 Dec.</sup> Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes, der die Kennzeichen der Kinderblattern zu erkennen nicht verstand, im 51sten Lebensjahre <sup>1)</sup>, ohne eheliche Erben zu hinterlassen. Mit ihm erlosch ein Stamm eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, das von Otto von Wittelsbach (im zwölften Jahrhundert blühend) abstammte, dessen zwei Hauptstämme, der eine die Pfalz am Rhein, der andere Bayern und die Oberpfalz, jeder auch, seit dem westphälischen Frieden, eine Churwürde besaß. Nach dem Geseß des deutschen Lehnrechts folgte in den vom gemeinsamen Ahnherrn eines Geschlechts für alle seine Nachkommen erworbenen Besizungen, bey

B 4                      dem

---

<sup>1)</sup> Er war den 28ten März 1727 geboren.

1777 dem Erlöschen des einen Stammes, sofort der übrig bleibende. Kein Rechtsgrundsatz war unbesweifelter. In dem Wittelsbachischen Hause war derselbe noch durch besondere zwischen beiden Stämmen seit mehreren Jahrhunderten abgeschlossene Erbverträge bestätigt, durch dieselben auch in allen später erworbenen Landen des zuerst erlöschenden Stammes dem übrig bleibenden die Erbfolge gegenseitig zugesichert. Der pfälzische Stamm blühte, bey dem Ableben des bayerischen, noch in mehrern Linien. Die Häupter beider Stämme hatten, auf den möglichen Fall des unbeerbten Ablebens, sich gegenseitig von ihnen unterzeichnete Patente zur Besitzergreifung von allen erledigten Landen anvertrauet. Churfürst Maximilian Joseph übergab dasjenige, welches er vom Churfürst Carl Theodor, dem Haupte des pfälzischen Stammes, erhalten hatte, einige Stunden vor seinem Tode, seinen Ministern mit dem Befehl, dasselbe sofort nach seinem Ableben zu publiciren. Dieser Befehl wurde noch am Sterbetage vollzogen. Churfürst Carl Theodor nahm durch dieses Patent von sämmtlichen ihm angefallenen bayerischen Landen, als nächster Erbe des Verstorbenen, in Bezug auf die gemeinsame Abstammung und die Hausverträge, feierlichst Besitz. Zugleich erhielten alle Behörden des Landes

des

des Befehl, dem neuen Regenten überall huldigen 1777  
zu lassen. Diese schnellen Verfügungen wurden  
durch die verwittwete Herzogin Elemeus<sup>2)</sup>

B 5

und

- 2) Diesen Namen führte die Wittwe des von einer Nebenlinie abstammenden im Jahr 1770 gestorbenen Herzogs Elemeus Franz de Paula von Bayern. Sie hieß eigentlich Maria Anna Charlotte Amalia, war eine geborne Prinzessin von Pfalz-Sulzbach und Schwester der Gemahlin Churfürst Karl Theodors, geboren 1722, und ist gestorben 1785. Sie hatte einen sehr gebildeten Verstand, edle Gesinnungen und warme Liebe des Vaterlandes. Diese hat sie in der critischen Zeit, von der wir handeln, so thätig bewiesen, daß billig schon längst ein bayerischer Patriot durch eine biographische Schilderung ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten hätte beflissen seyn sollen. Wie eifrig sie gestrebt, Bayern seinem alten Fürstenstamme zu erhalten, wird in dieser Geschichte bemerkt, doch kann ich mir nicht versagen, auch noch einen mir mitgetheilten Beweis ihres Patriotismus und ihrer Herzensgüte anzuführen. — Churfürst Maximilian Joseph hatte ein Casdetten-Corps errichtet, worin junge Edelleute erzogen wurden. Churfürst Karl Theodor, um Kosten zu sparen, hob diese Anstalt auf. Man klagte der Herzogin, wie nun so viele hoffnungsvolle Jünglinge, die entweder gar keine, oder unvermögende Eltern hätten, in ihren Studien und ihrer Laufbahn unterbrochen wären. Die Herzogin vermandte sich sehr ernstlich bei dem Churfürst, ihrem Schwager, für Erhaltung der Anstalt, da aber ihre Vorstellungen nichts wirkten, beschloß sie, dieselbe aus eignen Mitteln fort dauern zu lassen, welches auch bis zu ihrem Tode geschehen ist.

1777 und zwey patriotische Staatsmänner, die Geheimenräthe von Obermayer und von Lory <sup>3)</sup> bewirkt. Der sofort vom Todesfall benachrichtigte Churfürst Karl Theodor kam am zweiten Januar 1778 in der Residenz München an. Er bezeugte keine Zufriedenheit

---

- 3) Diese beiden Männer gehören zu den würdigsten Staatsbedienten, die Bayern hervorgebracht hat. Beide zeichneten sich durch gründliche Wissenschaft und edlen Patriotismus aus. Sie wurden unter Maximilian Joseph zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, und hatten vorzüglich an den von ihm mit Karl Theodor geschlossenen Hansverträgen Antheil. Angenehm ist es mir, von dem ersten dieser Edlen aus zuverlässiger Quelle eine kleine Nachricht geben zu können. Joseph Eucharis Obermayer war 1724 zu Wending, einem kleinen Orte im bayerischen Schwaben, geboren, wo sein Vater Meßner (Kirchendiener) bey einer stark besuchten Wallfahrtskirche war. Dieser wandte einiges von ihm erworbene Vermögen an, seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, auch ihnen durch Reisen in fremde Lande höhere Ausbildung zu verschaffen. Denjenigen, von welchem hier die Rede ist, führte seine Geschicklichkeit früh zu wichtigen Aemtern, er wurde vom Churfürst Maximilian Joseph in den Freiherrnstand erhoben. Herzog Clemens machte ihn zu seinem Consulente, und hierdurch wurde er auch dessen Gemahlin bekannt, deren Vertrauen er im hohen Grade genoß. Sein Eifer für die Erhaltung Bayerns machte ihn dem Wiener Hofe verhaßt, auf dessen Verlangen Karl Theodor ihm seine Stellen nahm und ihn nach Amberg verbannte, wo er 1789 gestorben ist.



## Streit über die bayerische Erbfolge.

27

benheit mit der in seinem Namen bereits geschehenen Besignahme aller bayerischen Lande, und auf ihm davon erstatteten Bericht sagte er: „als hastig! als zu hastig!“ — Worte, die auffallend waren, deren Sinn man aber einige Tage später erst verstehen lernte, als man erfuhr, sey von einem beträchtlichen Theile Bayerns, im Namen der Kaiserin Königin Maria Theresia, durch österreichische von Truppen begleitete Commissarien Besitz genommen. Kaum ahndete die Prinzessin Eleonora nach jenen bedenklichen Worten Carl Theodors, daß etwas Verderbliches vor sey, so gab sie dem ihr sehr verehrten preussischen Könige, dessen Theilnahme sie hoffte, von ihren Besorgnissen Nachricht. Ein vertrauter Geistlicher überbrachte Schreiben.

Bald erfuhr man, daß noch immer mehr österreichische Truppen in Bayern einrückten und die Besignahme immer weiter schreite; man setzte hinzu, selbe geschehe im Einverständniß mit Carl Theodor. Diese Nachricht wurde in allen deutschen Ländern mit Erstaunen und Mißbilligung vernommen. Nichts war unbestrittener nach deutschen Gesetzen und ältestem Herkommen, als die Erbfolge in deutschen Fürstenhäusern nach den Grundsätzen des Lehnrechts.

1778 rechts. Jeder wußte, daß dieselben in dem Wittelsbachischen Hause seit Jahrhunderten befolgt, durch viele Verträge bekräftiget waren. Keiner begriff, warum jetzt, da ein Stamm dieses Hauses erloschen war, nicht der überbleibende dessen Lande erben, sondern mit einem fremden Hause theilen sollte, von dessen Ansprüchen an Bayern Niemand sich erinnerte je gehört zu haben. Auch war die Unzertrennlichkeit der Churfürstenthümer in den Reichsgesetzen ausdrücklich vorgeschrieben. Jeder mußte es besorgt machen, wenn ein großer Hof, wenn selbst das Oberhaupt des Reichs, nicht achtend Verfassung und Gesetz, einen Mitstand seiner Stammlande berauben wollte. Zwar erfuhr  
 1778 d.  
 5 Jan. man bald, daß Churfürst Carl Theodor durch eine abgeschlossene Convention die österreichischen Ansprüche als gegründet anerkannt habe. Aber die Kürze der Zeit, in welcher diese Convention zu Stande gekommen, bewies deutlich, daß sie nicht das Werk reifer Ueberlegungen und freier Wahl seyn könne. Es war einleuchtend, daß Carl Theodor widersprechend mit sich selbst handle, wenn er sich überzeugt erkläre von der Gültigkeit österreichischer Ansprüche an eben die Lande, die er sechs Tage vorher, als ihm rechtmäßig angefallen, hatte in Besiß nehmen lassen. Sogar waren die öster-  
 reich-

nichtischen Truppen bereits vor der abgeschlossenen 1778 Convention ausgerückt, auch waren die Landes-Bezirke, welche Oesterreich wegnahm, nicht einmal bestimmt als diejenigen nachgewiesen, auf welche es Ansprüche zu haben vermeinte. In den bei der Besignahme erlassenen Manifesten war Niederbayern, welches eine bereits im Jahr 1425 erloschene bayerische Linie besessen hatte, als der Gegenstand dieser Ansprüche angegeben. Kaiser Sigismund sollte den Erzherzog Albert V von Oesterreich mit diesem Lande beliehen haben, aber die Urkunde, durch die es geschehen, war weder dem Churfürsten noch seinem Bevollmächtigten vorgelegt, und über die Frage, ob dieser oder jener bestimmte Bezirk zu dem in Anspruch genommenen Niederbayern gehört habe? — darüber hatte in der Convention nicht der fordernde Wiener Hof, sondern der herausgebende Churfürst die Verpflichtung des Beweises übernommen! Das Ungeziemende dieses Verfahrens fiel allgemein auf, Jeder glaubte einzusehen, daß Carl Theodor, der keine eheliche Leibeserben hatte, durch das Gefühl seiner Würde und der Pflichten, die er seinem Stamm-Verwandten schuldig war, nicht hinlänglich belebt gewesen sey, um die Zudringlichkeit abzuweisen, durch welche seine Genehmigung

1778 gung erzwungen war<sup>4</sup>). Auch bewies die voreilige Besignahme, zu welcher die Truppen noch an

---

4) Carl Theodor, Pfalzgraf von Sulzbach, geboren 1724, wurde, nach Abgang der Neuburgischen Linie, 1742 Churfürst von der Pfalz. Er war ein Herr von natürlich gutem auch ausgebildetem Verstande und menschenfreundlicher Gesinnung; er liebte Wissenschaften und Künste. In frühern Jahren hatte er viele gute Einrichtungen in seinen Landen gemacht, auch eine sichtsvolle Theilnahme an dem Wohl Deutschlands bewiesen. Während des österreichischen Erbfolge-Kriegs betrug er sich mit Klugheit und Würde, erwarb allgemeine Achtung und schonende Behandlung von den kriegführenden Partheien. Doch später wechselte sein Charakter auf nicht rühmliche Art. Er hatte keine eheliche, aber sehr viele natürliche Kinder. Seine zärtliche Liebe zu letztern machte, daß er ihnen ein von seinen Landeserben unabhängiges Vermögen zu hinterlassen sehnlichst wünschte. Dieser Wunsch wurde die Haupttriebfeder seiner Handlungen; ihn zu befriedigen wurden Mittel aller Art angewandt. Schlechte Menschen, die der Churfürst hiebei gebrauchen mußte, machten es noch ärger. Viele Stellen wurden nicht mehr nach Verdienst vergeben, sondern zum Besten der Privatklasse des Churfürsten, und obendrein auch der Kasse seiner Vertrauten, verkauft. So wurde das Land mannichfach gedrückt, mehr als Carl Theodor wollte und mußte. Mit zunehmendem Alter wurde er furchtsam und ängstlich. Die Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe eröffnete Aussichten zu glänzendem Glück für seine Kinder; dagegen besorgte er, wenn er diesem Hofe mißfällig werde,

an demselben Tage befohlen wurden, an welchem 1778 die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs in Wien einging, so wie die in eine österreichische Erklärung eingeflossene Aeußerung, man habe diese militärische Besignahme nöthig befunden, ehe man von des Churfürsten Carl Theodors Gesinnungen versichert gewesen, daß auch desselben Widerspruch dem Wiener Hof nicht abgehalten haben würde, sich des Theils von Bayern zu bemächtigen, welchen mit seinen Staaten zu vereinigen er einmal beschloßen hatte.

Erst einige Zeit später wurde das Geheimniß, welches anfangs diese Sache bedeckte, nach und nach enthüllt. Man erfuhr, der Wiener Hof, schon

---

werde, in sehr unangenehmes Gedränge zu kommen und vielleicht die ansehnlichen Capitalien zu verlieren, die er zum Besten der Kinder in den österreichischen Staatsanleihen niedergelegt hatte. Beyden Ausschweifungen, die er bis ins hohe Alter fortsetzte, wurden ihm die Beruhigungs-Gründe eines beschränkten religiösen Glaubens, über den er früher freier gedacht, willkommen. Dies gab den Geistlichen großen Einfluß und unterdrückte bessere Gefühle. In dieser Stimmung kam Carl Theodor nach Bayern, ein ihm bisher fremdes Land, das er nicht wie sein Vorfahr liebte, und diese Stimmung erklärt sein Benehmen, wie unsere Geschichte es darstellt.

1778 schon seit langer Zeit den Erwerb Bayerns wünschend<sup>5)</sup>, habe das bevorstehende Erlöschen dessen Regentenstammes als eine günstige Gelegenheit betrachtet, entweder das ganze ihm so gelegene Land, oder doch einen Theil desselben an sich zu bringen. Hiezu durch irgend einen Vergleich mit Churfürst Maximilian Joseph Hoffnung zu erhalten, erlaubten die patriotischen Gesinnungen dieses Fürsten nicht<sup>6)</sup>; er wünschte, seine Lande auch nach seinem Tode

---

5) Im Jahr 1743 hatte der Wiener Hof die Absicht, Bayern auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Dem Kaiser Karl VII wurde angetragen, ihm für sein Land Elsaß, Lothringen und Franche comté zu geben, welche Lande, wenn sie erobert wären, zu einem Königreich erhoben werden sollten. *G. Memoires du Duc de Noailles par Millot. T. VI. p. 12.*

6) Man hat allgemein behauptet, daß bey der im Jahr 1763 geschehenen Vermählung Kaiser Joseph II mit der jüngsten Schwester des Churfürsten Maximilian Joseph ein geheimer Vertrag geschlossen sey, durch welchen, auf den Fall, daß dieser Churfürst keine männliche Erben hinterlasse, der Prinzessin und ihren Nachkommen ein Theil von Bayern zugesichert sey. Da dieses aber nach den Grundsätzen deutscher Erbfolge, welche weibliche Nachkommen in Reichs-Mannlehen nie zulassen, unthunlich war, so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Maximilian Joseph in solche Zumuthung gewilliget habe, wenn auch Oesterreich wirklich sie gemacht haben sollte. Uebrigens ist Kaiser Joseph II bayerische Gemahlin 1767 ohne Erben gestorben.

Kode unzertrennt bey seinem Hause zu erhalten. 1778  
Um dieses gegen jeden Widerspruch sicher zu stellen,  
schloß er mit Churfürst Carl Theodor in den Jah-  
ren 1766, 1771 und 1774 neue Hausverträge,  
durch welche die ältern bestätigt und die Nachfolge  
des überlebenden Stammes in sämtlichen Ländern  
des zuerst erlöschenden auch in denen, welche letz-  
terer für sich allein erworben, von neuem bekräftigt  
wurde. Man schloß diese Verträge sehr in'sgeheim  
ab, weil der letzte Churfürst von Bayern alle Kennt-  
niß derselben dem Wiener Hofe zu entziehen wünschte,  
dessen Absichten er ahnden mochte. Es wurden von  
beiden Seiten nur wenige vertraute Staatsdiener  
bey diesem Geschäft gebraucht. Anders handelte  
Carl Theodor. Von Wien aus waren Mittel ge-  
funden, einige seiner Rätthe zu gewinnen. Man  
nannte besonders den Minister von Beckers. Nach  
Abschluß des letztern Hausvertrages äußerte Carl  
Theodor den Wunsch, ihn gemeinschaftlich dem  
Wiener Hofe zur Genehmigung vorzulegen; aber  
Maximilian Joseph fand es sonderbar, daß ein in-  
nerer Hausvertrag einem fremden Hofe mitgetheilt  
werden solle, dessen Genehmigung man durchaus  
nicht bedürfe. Carl Theodor erklärte sich überzeugt,  
und versprach das Geheimniß zu bewahren. Den-  
noch ließ er sich einige Jahre später bewegen, dem

1778 Wiener Hofe von den Hausverträgen Kenntniß zu geben und die sonderbare Frage zu thun, ob das Haus Oesterreich nicht auch Ansprüche an die künftige bayrische Nachlassenschaft habe, über welche im Voraus sich zu vergleichen er sehr bereit sey? Die Antwort war: man habe allerdiengs solche Ansprüche und wolle sehr gern sich über dieselben mit dem Churfürst Carl Theodor verständigen. Wirklich wurde hierauf eine Unterhandlung mit dem pfälzischen Gesandten von Ritter zu Wien angefangen. Man machte demselben die Ansprüche bekannt, welche man an einige Theile von Bayern zu haben glaubte, erklärte sich aber zugleich bereit, denselben gegen Abtretung der ganzen Oberpfalz zu entsagen. Der pfälzische Hof eröffnete seine Zweifel gegen diese Ansprüche. Der sehr österreichisch gesinnte Gesandte von Ritter wurde veranlaßt, nach Mannheim zu gehen, um diese Zweifel zu heben und den Churfürst zu Eingehung eines Vergleichs, wie man ihn zu Wien wünschte, zu bestimmen. Da man vermuthen konnte, diese geheime Unterhandlung möchte der Aufmerksamkeit des französischen Hofes nicht entgehen, und dessen Gegenarbeiten bey dem pfälzischen besorgte; so gab man jenem, jedoch nur ganz im Allgemeinen, Nachricht, daß der Wiener und Mannheimer Hof beschäftigt seyen, sich wegen gewisser Ans-  
ges



gelegenheiten, die unter ihnen Irrungen veranlassen 1778  
 konnten, gütlich zu vergleichen, doch ohne die Natur  
 dieser Angelegenheiten anzudeuten. Nachdem Rits-  
 ter in Wien wieder angekommen, wurde die Unter-<sup>Nov.</sup>  
 handlung mit noch mehr Thätigkeit, wie vorhin, 1777.  
 fortgesetzt, doch waren die Beweise der österreichi-  
 schen Ansprüche an Bayern noch nicht vorgelegt, als  
 plötzlich der Tod Maximilian Josephs diese Unter-  
 handlung unterbrach. Die unmittelbar nachher ers-  
 folgte Besitznahme sämtlicher bayerischen Lande im  
 Namen Carl Theodors, der sich als alleinigen  
 Erben darstellte, erregte in Wien die Besorg-  
 niß, dieser Fürst werde, da er noch durch kei-  
 nen Vergleich gebunden war, jetzt zu keiner Ab-  
 tretung sich verstehen wollen. Deshalb ließ man  
 sofort Truppen in Bayern einrücken, und bes-  
 gleitete dies mit der Erklärung, daß man, auch  
 ohne Carl Theodors Einwilligung, einen Theil  
 der bayerischen Lande, an welche man alte Ans-  
 prüche habe, in Besitz nehmen werde. Diese  
 Drohung bewog den pfälzischen Gesandten, eine  
 Convention abzuschließen, durch welche er, ohne<sup>1778 d.</sup>  
 dazu autorisirt zu seyn, österreichische Rechte an 3 Jan.  
 dwige Theile von Bayern anerkannte. Dieser Ges-  
 sandte eilte mit der abgeschlossenen Convention nach  
 München, und der Churfürst vermochte dem An-

1778 bringen der österreichischen Minister <sup>7)</sup> nicht länger <sup>d. 14ten Jan.</sup> zu widerstehen. Er ratificirte die Convention <sup>8)</sup>, durch welche er einem bedeutenden Theil der Erbschaft entsagte, die er so eben, gestützt auf unstreitiges Recht, angetreten hatte. Als Beweis der Zufriedenheit, welche seine Nachgiebigkeit bey dem Wiener Hofe ihm erworben hatte, erhielt der Churfürst den Orden des goldnen Vlieses. Zur Trauer patriotischer Bayern legte er das Ehrenzeichen desselben öffentlich an, nicht fühlend, wie wenig dieß ihn zu ehren fähig sey.

Der nächste Agnat und Lehnserbe des Churfürsten war Carl Herzog von Pfalz  
Zwey

---

7) von Harding und von Lehrbach. Ersterer war bisher kaiserlicher Gesandter in München, letzterer in Mannheim; er hatte Carl Theodor nach Bayern begleitet.

8) Obgleich die Convention durch ihre Vollziehung bald allgemein bekannt werden mußte, so wurde doch die Ratifikation derselben sehr geheim gehalten. Der patriotisch gesinnte Geheimerath von Lory wurde berufen, um zu sehen, daß der Churfürst eine Schrift unterzeichnete. Ohne ihm von deren Inhalt Etwas zu eröffnen, befaß ihm dieser Fürst, diese Schrift nebst andern Papieren zu versiegeln, aber die Adresse schrieb der Churfürst selbst, und erst nachher erfuhr Lory, daß das von ihm versiegelte Paket die ratificirte Convention enthalten habe, und an den Gesandten von Ritter in Wien abgeschickt sey.

**Zweibrück** <sup>9)</sup>. Sein Beitritt zu der abgeschloss-<sup>17</sup>  
 senen Convention war nöthig, wenn dieselbe über  
 das Leben des Churfürsten hinaus Bestand haben  
 sollte; denn dieser hatte durch die Hausverträge sich  
 ausdrücklich verbindlich gemacht, ohne Einwilligung  
 seiner Agnaten über die Stammlande nie etwas ein-  
 zugehen, wozu ihn bekanntes Recht ohnedem ver-  
 pflichtete. Sogleich nach erfolgter Nachricht von  
 dem Tode des bayerischen Churfürsten hatte der Her-  
 zog seinen Geheimenrath von Hofensels nach Mün-  
 chen abgesandt. Wie dieser von den österreichischen  
 Forderungen, und auch bald von der abgeschlossenen  
 Convention hörte, verlangte er dringend vollständige  
 Mittheilung der Gründe, welche zu einem für das  
 gesamte Haus so nachtheiligen Schritt hätten be-  
 wegen können. Alle seine Aeußerungen ließen ver-  
 muthen, daß der Herzog von der Gültigkeit dieser  
 Gründe sich schwerlich überzeugen werde. Indes  
 wandten sowohl die österreichischen, als die chur-  
 fürstlichen Geschäftsmänner Alles an, um ihn zu  
 gewinnen, auch dem Herzoge wurde das goldne Bließ  
 bestimmt und zu mehreren Vortheilen ihm die Aus-  
 sicht eröffnet.

E 3

Die

---

9) Er war geboren 1746, regierender Herzog seit 1775.

1778 Die Allodial-Erbſchaft des verſtorbenen Churfürſten war deſſen hinterlaſſener einzigen Schweſter, der verwittweten Churfürſtin von Sachſen, angefallen. Sie wurde in ihrem Namen von dem Sohn deſſelben, Churfürſt Friedrich Auguſt, gefodert, welcher zu deren Beſignahme ſeinen Geheimrath Freiherrn von Zehmen nach München abordnete. Aber die Kaiſerin Königin wollte auch dieſe Allodialverlaſſenſchaft theilen, weil ſie von zwei bayerſchen Prinzeſſinnen abſtammte, die im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, die eine an Erzherzog Carl von Deſterreich, die andere an Kaiſer Ferdinand II vermählt geweſen. Churfürſt Carl Theodor erklärte, daß, weil er einen Theil der bayerſchen Lande an Deſterreich abgetreten habe, der Churfürſt von Sachſen ſich zuvörderſt mit dieſem verſtändigen müſſe. Er erlaubte deſhalb auch nicht die verlangte gemeinſame Verſiegelung des Nachlaſſes und gemeinſame Eröffnung des Teſtaments des letzten Churfürſten. Der churfürſtliche Bevollmächtigte reiſete wieder ab, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, und mußte ſich begnügen, die Rechte ſeines Herrn durch feierliche Proteſtation zu verwahren.

Mitte  
Febr.

Alle Fürſtenhäuser, faſt alle denkende Menſchen waren erſchüttert durch dieſe Begebenheiten. Auch

Auch außer den deutschen Gränzen machten dieselben 1778 Aufsehen. Man glaubte in der kühnen That des Wiener Hofes ein Fortschreiten in dem Geiste zu bemerken, der wenige Jahre zuvor die Theilung Polens eingegeben hatte.

Alle nun sahen auf Friedrich! Wird er, so fragte man, zugeben, daß das Oberhaupt des deutschen Reichs dessen Gesetze kühn hintansetzt, unter dem Vorwande weither gesuchter, veralteter, wahrscheinlich unbegründeter Ansprüche die Stammlande eines deutschen Fürstenhauses zersplittert, und, was ihm gelegen, an sich reißt? Wenn Friedrich solcher Gewalt ruhig zusieht, wo kann sie enden? Ist nicht dann schneller oder langsamer Umsturz der Verfassung des deutschen Reichs vor auszusehen, und zwar, um eine Macht zu vergrößern, deren Zunahme des Hauses Brandenburg Abnahme unfehlbar drohet? Verminderung der Achtung, welche Friedrichs große Thaten begründet haben, scheint nächste Folge, wenn er jetzt unthätig bleibt, und zuletzt muß auch er, oder doch nach ihm sein Haus, dem neuen Gebieter Deutschlands sich beugen! Wär' er gefallen in jenem siebenjährigen Kampfe, so hätte ewiger Ruhm ihn bedeckt, denn er wäre physischer Uebermacht unterlegen; aber wenn er jetzt sein wohlges

1778 übt's Heer, den weise gefüllten Schaß nicht anwendet, die Unabhängigkeit deutschen Staatsvereins, zu dem er selbst gehört, zu schützen, wenn er nicht eilt, die dem eigenen Hause drohende Gefahr abzuwenden, — dann wird er fallen, ein Spott der Feinde, ein Jammer der Freunde, welche eben so sehr das Hinsinken eines hohen Genius, als den Fall eines blühenden Staats beklagen werden! Friedrich's Ehre, das höchste Interesse seines Staats, fordern jetzt seinen Widerstand auf, und Klugheit scheint zu rathen, diesen Widerstand dem ersten Versuch der Gewalt entgegen zu setzen, bevor noch das Gelingen zu mehr kühnen Eingriffen den Gegner ermuntere, den Muth der Genossen schwäche und Friedrich selbst die Gefahr näher bringe! — So urtheilten viele verständige Beobachter. Der Meisten Vermuthung aber war, Friedrich werde nicht unthätig zusehen dem Unrecht, sondern entweder ihm entgentreten, oder ihm beistimmen und es nachahmen.

Manche waren geneigt, ihm das Letztere zuzutrauen. Soll er, sagten diese, den mühevoll errungenen Ruhm, die Ruhe seines Alters, den neugeschaffenen, sorgsam gepflegten Wohlstand seiner Lande dran wagen, um einen Kampf zu bestehen

ger

gegen einen Monarchen, der voll Jugendkraft das 1778 steht an der Spitze eines mehr als dreifach größern Staats und eines trefflich geübten Heers, brennend von ungebüßtem Ehrgeiz, den zu bekämpfen, der auf Kosten seines Hauses den Ruhm des ersten Feldherrn errungen hat? Und soll Friedrich diesen Kampf bestehen für eine Sache, die nur entfernt ihn angeht? Soll er die Rechte des pfälzischen Hauses, gegen den Willen des Hauptes desselben, vertheidigen, den Churfürst Carl Theodor zwingen, wieder zurückzunehmen, was er, nach erhaltenener Ueberzeugung vom Recht der Forderung, freiwillig abgetreten zu haben behauptet? Und ist, so fragte man weiter, der deutsche Staatsverein es werth, daß Friedrich, um ihn zu schützen, das Mark seiner Lande, das Blut seiner Unterthanen vergendet? Wie wenige der Glieder dieses Vereins werden die Wohlthat erkennen und es verdanken, wenn Friedrichs kräftiger Arm sie gegen Unterdrückung schützt, die ihnen nur in der Ferne, jetzt noch ungeahndet, droht? Ist es nicht sicherer, statt der Gewaltthat des mächtigen Nebenbuhlers gefährlichen Widerstand entgegen zu setzen, lieber ihr billigend zusehen und dadurch die Erlaubniß sich bedingen, selbst ein Gleiches zu üben? Letzteres Verfahren schien wirklich Manchem, selbst für Deutschlands

1778 Völker, das Bessere zu seyn. Schon lange war der deutsche Staatsverein nicht mehr im Stande, sich selbst zu vertheidigen. Er bestand wirklich nur, weil es den Nachbarn an dem Entschluß und an der Einigkeit zum Angriff fehlte. Die Verfassung des Reichs war zu Förmlichkeiten herabgesunken, die Würde seines Oberhauptes wurde nur dem Namen nach durch Wahl ertheilt; wirklich war sie seit Jahrhunderten im Hause Oesterreich erblich, und die kurze Regierung Kaiser Carls VII von Bayern hatte bewiesen, daß Oesterreich, wenn es nicht Haupt des Reichs seyn könne, auch dessen Glied zu seyn verschmähe. Die Reichsstände hingen weit weniger von den Gesetzen ab, als, je nachdem es ihre Lage erforderte, die einen von Oesterreich, die andern von Preußen. Gegen diese beiden vereinten Mächte war der deutsche Staatskörper nicht im Stande sich zu behaupten. Bey Erwägung dieser Umstände schien es rathsamer, einem so unsichern Zustande ein Ende zu machen und das deutsche in viele kleine Staaten zertheilte Volk zu zwey großen Massen zu vereintgen, die äußern Schutz und Kraft zum innern Wohlstand zu gewähren vermögten. Auch für Friedrich schien es größerer Ruhm, und dieser ohne Gefahr zu erreichen, ein morsches Gebäude umstürzen helfen, und aus dessen Trümmern den eigenen neuen

Ums



Umfang und neue Stärke geben, als für Erhal- 1778  
tung jenes, ohne Dank der meisten seiner Bewohner,  
den ungewissen Kampf bestehen wollen.

Solche Gedanken bewegten damals die Gemü-  
ther vieler. Noch war Polens Theilung in frischem  
Andenken. Ist, sagte man, Deutschlands Verfas-  
sung unverletzlicher und heiliger? Die Umstände  
schienen günstig, um auch den Umsturz dieser zu begins-  
sen. Frankreich hatte durch politischen und Famis-  
lienbund dem Recht entsagt, gegen Oesterreich aufzus-  
treten. Seine Finanzen waren erschöpft und es  
rüstete sich so eben, für Nordamerika's Freiheit ei-  
nen neuen Kampf zu beginnen, von dem es nur dann  
Erfolg hoffen konnte, wenn seine Kräfte nicht durch  
einen Landkrieg geschwächt wurden. Das mit Preus-  
ßen verbundene Rußland war mit eigenen großen  
Entwürfen beschäftigt, und schien befriediget wer-  
den zu können, wenn man diesen nicht entgegentrat,  
wenn man allenfalls seiner Willkühr noch den Rest  
von Polen überließ.

Auch in Friedrichs Nähe waren Manche der  
Meinung, das, was offenbar das Nützlichste scheine,  
verdiene den Vorzug, und die vom alten Nebenbuh-  
ler dargebotene gute Gelegenheit sey nicht vorbe-  
lassen, um Preußen die ihm noch fehlende Rundung  
und

1778 und innere Kraft zu geben. Auch Friedrichs Brüder, Prinz Heinrich und Ferdinand, wurden dieser Meinung geneigt geglaubt. Sicher entging dem Könige selbst das Loßende der Versuchung nicht; doch sicher sah auch Niemand so richtig, wie er, die Gefahren, wenn Preußen dieser Versuchung nachgebe. Dem alle Umstände ruhig Erwägenden konnten solche Gefahren nicht gering erscheinen. Das an Polen verübte Unrecht war zwar gelungen und bisher ungesühndet geblieben, aber doch war Europa durch dieses Unrecht aufgeregt und bildete vielleicht nicht ein zweites und größeres. Die in allen ihren Theilen so vollendet ausgearbeitete deutsche Verfassung, die bey derselben eines glücklichen Wohlstandes genießenden Völker flößten mehr Theilnahme ein, als die Anarchie eines Landes, wo die größere Menge, der Menschenrechte beraubt, bey keinem Wechsel des bisherigen Zustandes sehr verlieren konnte. Gerade die nicht kriegerische Verfassung Deutschlands war für die übrigen europäischen Staaten wichtig, die dieses in ihrer Mitte liegende von kräftigen Völkern bewohnte Land wohlthätig trennte. Schwerlich wurde daher der Unterjochung des deutschen Reichs durch zwey seiner übermächtigen Glieder ohne Theilnahme zugeesehen. Leicht konnten, um solcher Gewaltthat zu wehren, bis jetzt von einander ents

fernte Mächte sich vereinen; auch in Deutschland 1778  
der Innern war Widerstand gar nicht unwahr-  
scheinlich. Wie sehr auch immer man die Sitten  
Anhänglichkeit an alte Verfassung erschlaft  
haben mochte; doch lebte vielleicht noch in einem  
deutschen Fürstenhause ein Edler, der die  
lammernenden Kräfte wecken und einen Kampf her-  
bringen konnte, dessen Gerechtigkeit allgemeine  
Einstimmung erwarten ließ. Schwer wird ein gro-  
ßes, kräftiges und gebildetes Volk unterdrückt,  
das, bey allen seiner Verfassung vorgeworfenen  
Mängeln, doch durch größere dem Einzelnen gelassene  
Freiheit sich glücklicher fühlte, als die Nach-  
barn in mehr geregelten Staatsformen. Auch die  
Anerkennung der Unterdrückten selbst hätten vielleicht  
mit Unwillen sich zu Werkzeugen des Unrechts mis-  
sachen lassen. Wie leicht konnten ihre Waffen  
anders gewandt werden! Aber auch abgesehen von  
möglichen sehr furchtbaren Folgen, immer war zu  
warten, daß Gehässige der Ungerechtigkeit werde  
mehr Preußen treffen, der Vortheil mehr Oester-  
reich zufallen. Die Regierung des letztern Staats  
war in vielem Betracht milder, den Nachbarn we-  
niger gehässig. Mannichfache Verhältnisse machten  
für Oesterreich möglich, der Unterwerfung bis-  
heriger Reichslande mildernde Formen zu geben.  
Durch

1778 Durch den langen Besiß der Kaiserkrone hatte das Erzhaus die Völker Deutschlands, besonders des südlichen, schon an Ehrfurcht gewöhnt. Die Fürsten desselben würden leichter die Abhängigkeit, unter der sie schon bisher lebten, noch vollendeter anerkennen, und ihre Unterthanen sich ganz einem Monarchen unterwerfen, den sie und ihre Vorfahren bereits seit Jahrhunderten als den Obern ihrer unmittelbaren Regenten zu verehren gewohnt waren.

Ganz eine andere war dagegen die Lage Preußens.<sup>1</sup> Dieses hätte die größern Staaten des nördlichen Deutschlands unterjochen müssen, die vereint weit kräftigern Widerstand, als die Kleinern des südlichen entgegensetzen konnten, und um so gewisser entgegengesetzt haben würden, da jene Staaten schon bisher Preußens neuerliche Erhebung und wachsende Größe mit Eifersucht betrachtet und sorgsam, bey jeder Gelegenheit, gewehrt hatten, daß der Churfürst von Brandenburg nicht auf den neu erworbenen Königstitel ungebührliche Anmaaßungen gründe. Nie wurden Sachsen, Hannoveraner, Hessen und andre nördliche Deutsche sich so schnell und folgsam zu preussischen Unterthanen haben umwandeln lassen, wie die in kleinere Staaten zersplitterten Bewohner des südlichen Deutschlands zu Oesterreichern. Aber gesetzt,

ist, die Theilung Deutschlands wäre gelungen: 1778  
immer erhielt Oesterreich den größern, fruchtbareren  
Antheil und, bey ergebenen Unterthanen, ruhigem  
Besitz; Preußen wurde verhältnißmäßig geschwächt,  
in die Behauptung seines kleinern Antheils größere  
Anstrengungen nothwendig machte.

Wenn Friedrich über die Wahl seines Ents-  
chlusses einen Augenblick gewankt hat, worüber keine  
Nachricht uns aufbehalten ist, so entgingen gewiß  
Betrachtungen dieser Art seinem weit in die Zukunft  
schauenden Blick nicht. Auch befand er sich in der  
Periode des Lebens, in welcher der Mensch abge-  
reift ist, gewaltsame Umwälzungen des gewohnten  
Zustandes zu unternehmen. Ruhmvoller und sicher-  
er war es, wenn gleich auch mit Gefahr verbunden,  
für das Bestehende, für die Erhaltung dessen zu  
kämpfen, was den Fürsten und Völkern Deutsch-  
lands theuer war. Diese wünschten eifrigst, daß  
dem ehrgeizigen durch Gefühl seiner Macht übermü-  
thigen Beherrscher Oesterreichs nicht gestattet wer-  
den möge, nach Willkühr zu schalten, und mit offe-  
ner Verletzung der Gesetze des Reichs sich zu ver-  
größern. Dieses nicht zu gestatten war edel, war  
zugleich ein gewisser und bleibender Vortheil für  
Preußen. Der Kampf gegen das Unrecht, das  
nicht

1778 nicht ihm selbst, sondern einem entfernten Mitlande geschah, erwarb Vertrauen und Achtung, und sicherte den willigen Beistand deutscher Völker, wenn einst die Gefahr Friedrich und seinem Hause näher treten sollte. Ohne zu wanken, ohne mit Jemand zu berathen, entschied der König für die Sache des Rechts, der Ehre und — augenblicklicher Gefahr.

sten  
Jan.

Er entschied so an eben dem Tage, an welchem er die Nachricht vom Tode Maximilian Josephs erhielt <sup>10)</sup>. Er hatte von den schon bis dahin sehr insgeheim betriebenen Unterhandlungen Oesterreichs mit Churfürst Carl Theodor einige, obgleich nur unbes.

---

10) Sehr angenehm ist es mir, in dem nächst Folgenden dem ehrwürdigen Staatsmanne nachzählen zu können, der vor allen im Stande war, glaubwürdige Auskunft von der wichtigen Unterhandlung zu geben, die Friedrich II ihm anvertrauet hatte, nämlich dem *Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Gbertz. à Francfort sur le Meyn. 1812.* Ich rathe das eigne Nachlesen dieser Schrift, welche ein musterhaftes Beispiel einer mit großer Eifigkeit und acht deutschem Patriotismus glücklich zu ihrem Ziel geleiteten Unterhandlung darstellt. Sie enthält noch viele einzelne interessante Züge, die, meinem Zwecke getreu, ich nicht habe aufnehmen können.

Himmte, Kenntniß. Er ahndete ihren Ges 1778  
 and, und besorgte, daß Haus Oesterreich  
 e die Umstände benützen wollen, um Bayern,  
 zstens einen Theil desselben, zu erwerben.  
 e das Gutachten irgend eines seiner Rätthe über  
 Parthey, welche er in solchem Falle zu nehmen  
 , zu fordern, beschloß er sofort, die Gewalts  
 nicht zu dulden. Vor allem aber wollte er sich  
 vergewissern, ob bereits wirklich Unterhandlungen  
 des Wiener Hofes mit den Erben des verstorbenen  
 Churfürsten betrieben, und wie weit dieselben,  
 diesem Fall, schon gediehen wären? Ob nicht  
 nicht der Churfürst von der Pfalz, oder einer der  
 ren Agnaten aus der Zweibrücker oder Birkens  
 r Linie, zu bewegen seyn möchte, den österrei  
 chen Absichten sich nicht zu fügen; und gegen Ges  
 den Schuß der deutschen Reichsverfassung nachz  
 hen? Zu diesem Zwecke beschloß der König,  
 i zuverlässigen und einsichtsvollen Mann nach  
 nheim oder Zweybrücken abzuschicken, und, um  
 Geheimniß desto sicherer zu bewahren, wollte er  
 i Mann gebrauchen, der nicht in seinem Dienst  
 , und diesem zunächst keinen diplomatischen Char  
 er beilegen. Derselbe sollte allein an ihn berich  
 und allein von ihm unmittelbar instruiert werden.  
 ie Wahl fiel auf den aus einem reichsritterschafts  
 D o h m s Denkw. 1 Th. D lichen

1778 lichen Geschlecht stammenden Grafen von Görz<sup>11)</sup>, der jetzt zu Weimar als Obersthofmeister lebte, wo er die Erziehung zweier Prinzen, des jetzt regierenden Herzogs Carl August und dessen Bruders, vollendet hatte. Der König hatte ihn nur einmal gesprochen, aber eine so vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und seinem Charakter gefaßt, daß er ihn zu diesem Geschäft vorzüglich brauchbar hielt. Der Bruder dieses Grafen Görz stand als General bei der Suite in des Königs Diensten. Diesen berief er in der Nacht, nachdem er die wichtige Nachricht erhalten, zu sich, und eröffnete ihm die Absicht, welche er mit seinem Bruder habe. Wenn das Haus Oesterreich, sagte Friedrich, sich Bayerns bemächtige, so werde dadurch alles Gleichgewicht umgestoßen, und die Freiheit und Verfassung Deutschlands so sehr gefährdet, daß er es unmöglich zugeben könne; er müsse in solchem Falle einen Krieg wagen, in welchem sein Haus, oder vielleicht das österreichische den Untergang finden werde. Der General Graf Görz erwiederte: er zweifle zwar gar nicht an seines Bruders Bereitwilligkeit, des Königs Auftrag zu übernehmen, doch wünsche er ihn selbst mündlich von demselben zu unterrichten, um etwaige Bedenken heben zu können. Der König billigte

---

11) Er ist geboren zu Schließ im Jahr 1757.



liete dieses, und mit einem von ihm selbst geschriebenen 1778 aber nicht unterzeichneten Aufsatze, der seine Wünsche enthielt, schickte er den General sofort nach Weimar. Graf Görz fühlte die große Wichtigkeit, aber auch die Gefahr des Auftrags, den er, ohne geborner Unterthan oder Diener des Königs zu seyn, ohne alle Beglaubigung und ohne eine vollständige, auf die verschiedenen möglichen Fälle berechnete Instruction, übernehmen sollte; er konnte nicht verkennen, daß die Ausrichtung dieses Auftrags ihn nothwendig dem höchsten Mißfallen eines großen Hofes aussetzen werde, gegen dessen Folgen er von dem Souverain, der ihn gebrauchte, vielleicht nicht geschützt werden würde. Vielmehr mußte er, im Fall die politischen Verhältnisse sich änderten, als ein nicht anerkannter Unterhändler aufgeopfert zu werden fürchten. Diese sehr gegründeten Bedenklichkeiten wurden indeß durch die Besorgniß, eine Ablehnung möchte dem Bruder bey dem Könige schaden, durch die Wichtigkeit der Sache für das deutsche Vaterland, endlich durch das Providentielle des so unerwartet kommenden Auftrages überwogen. Graf Görz nahm ihn an, und reisete ab unter dem Vorwande, daß er, nach dem Wunsche seines Bruders, wegen eines wichtigen Familien-Prozesses bey dem Reichskammergericht nach Reglar gehen müsse.

10ten  
Jan.

1778 müsse. Wegen Sicherheit der Correspondenz mit dem Könige traf er die nöthigen Abreden. Nach des Königs Willen sollte er zuerst nach Mannheim und, je nachdem er den Churfürst Carl Theodor gestimmt finden würde, auch nach Zweibrücken gehen. Da indeß bereits bekannt geworden, der Churfürst habe Mannheim verlassen, um sich nach München zu begeben, es jedoch zweifelhaft war, ob er, nachdem österreichische Truppen in Bayern eingerückt, gewagt habe, die Reise bis dahin fortzusetzen; so beschloß Görz, zunächst nach Franken zu gehen und sich dann dahin zu wenden, wo er, nach Maaßgabe näherer Nachrichten, den Churfürsten zu treffen hoffen durfte. Zugleich bat er den König um ein Creditiv an diesen Souverain, da er, ohne unter dem Schutze des Völkerrechts zu seyn, sich nicht in ein Land wagen könne, das von dem Hofe, gegen dessen Absichten er arbeiten sollte, so eben militärisch besetzt werde. Graf Görz ging, wie er

16ten Jan. Carl Theodors Ankunft in München erfahren, nach Regensburg, einem bequemen Orte, um, ohne Aufsehen zu erregen, von dem, was in Bayern vorging, unterrichtet zu werden und nach Maaßgabe dessen, was er erfuhr, so wie der weitem Befehle des Königes, handeln zu können. Er ging von dort auf einige Tage nach München, doch, weil er noch  
ohne

ne Creditis war, ohne von seinem Auftrage etwas 1778  
eröffnen. Er war hier Zeuge der Bestürzung,  
worin die österreichische Besiznahme Alles gesetzt  
atte. In Regensburg, wohin er zurückging,  
machte ihm der bayerische Gesandte von Leyden, der  
auch bayerischer Landstand war, Hoffnung, daß die  
österreichischen Absichten vielleicht noch, bey gehörig  
unterstütztem Widerstand, vereitelt werden könnten.  
Ibrß erfuhr durch diesen für sein Vaterland wohl-  
sinnigen Mann, was im Innern vorging, beson-  
ders, daß die verwittwete Herzogin Clemens eifrig  
müht sey, eine patriotische Parthey zusammen zu  
alten und derselben Schritte zu leiten.

Außer vielen wohlmeinenden Staatsdienern,  
deren Spitze die schon genannten Geheimenrätthe  
von Obermayer und von Lory standen, bildeten die  
Anstände diese patriotische Parthey. Sofort,  
nachdem es zu allgemeiner Kunde gekommen, daß  
mit Einstimmung des neuen Landesherrn ein bedeu-  
sender Theil Bayerns fremder Herrschaft unterwor-  
den werden solle, und dieses auch durch die täglich  
vorterrückenden österreichischen Truppen und Com-  
missarien bewirkt wurde, vereinten sich die Stände  
des gesammten bayerischen Landes, bestehend aus  
Prälaten, Ritterschaft und Städten, um dem  
Kurfürst ernstliche Vorstellungen zu thun. In ei-

1778 nem ehrerbietigen doch freimüthigen Tone bemerkten sie, daß, nach den von Alters her zwischen den Ständen der verschiedenen Landschaften, mit Wissen und Bewilligung ihrer Fürsten, getroffenen Einigungen, auch nach den von diesen Fürsten ertheilten bey jedem Regierungswechsel bis auf die neueste Zeit bestätigten Freiheiten und Zusicherungen, endlich nach den Bestätigungen derselben durch die Kaiser, das gesammte Land zu Ober- und Niederbayern immer ungetheilt beisammen bleiben müsse. In frühern Zeiten, vor Einführung der Primogenitur<sup>12)</sup> im Fürstenhause, sey zwar zu Zeiten die Regierung unter die verschiedenen Linien dieses Hauses getheilt worden, doch ohne der Untheilbarkeit des Landes Eintrag zu thun; die Stände und Unterthanen desselben wären in ihrem Verein immer unzertrennt geblieben, besonders aber hätten durch jene Privilegien und Freiheiten die Fürsten sich ausdrücklich verpflichtet, in keinem Fall und unter keinem Vorwand irgend einen Theil des Landes an Fremde zu veräußern, zu vertauschen oder auch nur zu verpfänden. Deshalb sey auch wegen standesmäßiger Versorgung

fürsts

---

12) Diese war zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch einen zwischen sämmtlich-damals vorhandenen Gliedern des fürstlichen Hauses getroffenen Verein, den der Kaiser bestätigte, eingeführt.

fürstlicher Töchter, ohne Abbruch der Unzertrennlichkeit 1778  
seit des Landes, ausdrücklich verfügt und festgesetzt,  
daß diese nie das Land oder einen Theil desselben an  
ein fremdes Haus bringen könnten. Die Urkunden,  
auf welchen diese Freiheiten und Gerechtsame beru-  
hen, wurden vorgelegt, und die Stände äußerten:  
sie glaubten nicht es verdient zu haben, daß ihr  
armer Landesherr bey Eintritt der Regierung ihnen  
einen solchen Mangel an Vertrauen und landes-  
väterlicher Huld beweise, einen Theil des ihm ange-  
stammten Landes an einen fremden Regenten überge-  
ben zu wollen, ohne einmal über die zu einem so höchst  
wichtigen Schritte ihn bestimmenden Gründe seine  
getreuen Stände einiger Eröffnung zu würdigen.  
Sie bezeugten hierüber den bittersten Kummer, und  
baten inständigst, der Churfürst möge seine Stände  
und Unterthanen behalten, welche insgesamt und  
ohne alle Ausnahme unter seiner Regierung zu blei-  
ben sehnlichst verlangten. Das ganze Land gab  
herzlichste Theilnahme zu diesen Vorstellungen der  
Stände, und den höchsten Widerwillen gegen alle  
Zersplitterung und österreichische Herrschaft zu er-  
kennen. Leicht würde es gewesen seyn, den kräftig-  
sten Widerstand der Unterthanen entgegenzusetzen.  
Aber alles dieses machte auf Carl Theodor nicht den  
mindesten Eindruck.

1778 Sowohl sämtlichen fremden Gesandten in  
 20<sup>ten</sup> Jan. Wien, als auch am Reichstage, wurde nun eröff-  
 net: die Kaiserin-Königin habe ihre Ansprüche an  
 die bayerische Nachlassenschaft dem Churfürsten von  
 der Pfalz mitgetheilt, und wegen derselben sich mit  
 ihm durch eine Convention gütlich verständiget.  
 Diese wurde bald auch bekannt. Noch wußte man  
 indeß nicht mit völliger Gewißheit, ob der Chur-  
 fürst sie bereits ratificirt habe, und da mehrere  
 bayerische Patrioten hieran zweifelten, so sah Graf  
 Görz noch eine Möglichkeit, diesen Souverain zu-  
 rückzubringen, wenn er die Versicherung erhielt,  
 daß er bey einem Widerspruch gegen die ungerechte  
 Zumuthung auf des Königs von Preußen Unter-  
 stützung rechnen könne. Er hielt für nöthig, des-  
 halb einen Versuch zu machen, und ließ durch  
 den churpfälzischen Reichstags-Gesandten Brentano  
 dem Churfürst von seiner Sendung Nachricht geben,  
 mit dem Erbieten, sich sofort weiter zu erklären und  
 deshalb entweder insgeheim nach München zu kom-  
 men, oder auch an einem dritten Orte mit einem  
 der Minister des Churfürsten zusammen zu treten.  
 Der Versuch schlug fehl. Brentano erhielt Befehl  
 zu antworten: der Churfürst sey zwar für den guten  
 Willen des Königs sehr verbunden, könne aber kei-  
 nen Gebrauch von demselben mehr machen, indem  
 durch

durch eine Convention, die er bei dem Einrücken 1778 österreichischer Truppen in sein Land abschließen mußten, bereits Alles beendet und der Churfürst gebunden sey. Nachher erfuhr man, daß zugleich dem braven Brentano es hart verwiesen war, einen preussischen Bevollmächtigten nur angehört und eine Anfrage von demselben bey seinem Herrn übernommen zu haben. Indes erhielt der Wiener Hof durch die ihm von diesem Schritte gemachte Mittheilung die erste gewisse Nachricht von Görz's Auftrage und von dem Widerstande, den er vom Könige zu erwarten habe.

Görz beschloß nun, ungesäumt sich zu dem Herzoge von Zweybrück zu begeben, und dessen Gesinnungen zu erforschen. Der Gesandte von Leyden, welcher großen Antheil an der Sache nahm, und andre bayerische Patrioten glaubten, dieser Fürst sey noch nicht beigetreten, und hofften gewiß, er werde auch nicht beitreten, sobald er vernehme, daß Friedrich sich für ihn und sein Haus interessiren wolle. Doch hielten alle dringend nöthig, durchaus keine Zeit zu verlieren, indem Oesterreich gewiß Alles versuche, um den Herzog zu gewinnen. In dem Augenblicke, wo Görz von Regensburg abreisen wollte, erhielt er das erbetene Creditiv vom

1778 Könige für den Churfürst, mit dem Befehl, davon sofort, doch möglichst in'sgeheim, Gebrauch zu machen. Hier entstand die Verlegenheit, ob dem Buchstaben dieses Befehls, oder vielmehr dem Geiste des ganzen Auftrages gemäß gehandelt werden müsse? Görz entschied sich für Letzteres. Der von ihm durch Brentano gemachte Versuch hatte über des Churfürsten Gesinnung bereits alle Aufklärung gegeben. Ein neuer Versuch durch Uebergabe des Creditivs konnte nichts mehr bewirken, dagegen konnte er compromittiren, und das, was der König noch geheim gehalten wissen wollte, kund machen. Zugleich war zu besorgen, daß durch eine neue Reise nach München kostbare Zeit verloren gehen möchte, worin das Einzige geschehen konnte, was noch vielleicht bey dem Herzoge zu bewirken möglich war. Doch beschloß Görz, die Herzogin Clemens von seinem Auftrage zu unterrichten und ihr eine Abschrift des Creditivs für den Churfürst zu übersenden, mit welchem er bey diesem Regenten zu erscheinen sich bereit erklärte, sobald die Prinzessin es für die Sache rathsam finden würde. Noch erfuhr Görz vor der Abreise, der zweybrück'sche Geheimerath von Hofensels sey in München angekommen, erkläre sich mit großem Nachdruck gegen die Abtretung, und gebe wenig Hoffnung, daß sein Herr der Convention bei,



treten werde. Görz fand nöthig, auch an diesen 1778 schreiben. Dieser Schritt war von großen Folgen. Der Herzog hatte der dringenden Einladung, nach München zu kommen, nicht länger widerstehen können. So empfindlich ihm die Zersplitterung Bayerns und der sehr wahrscheinlich für sein Haus vorstehende gänzliche Verlust dieses Landes war, fühlte er doch sein Unvermögen, dieses Unglück abzuwenden zu können, da er von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte. Von Frankreich wäre, nach seinen Verbindungen mit dem pfälzischen Hause und nach eigenem politischen Interesse, solcher Beistand zu erwarten gewesen. Aber diese Macht vermied jede Aeußerung. Seit des bayerischen Churfürsten Tode hatten die französischen Gesandten in Wien auch nicht eine Zeile von ihrem Hofe erhalten, so daß sie über dessen Ansicht der Sache hätte belehren können. Hierdurch schienen die Gerüchte bekräftigt, welche von Wien aus verbreitet wurden, Frankreich sey von Oesterreichs Absichten unterrichtet und billige die Abtretung eines an Frankreich gränzenden Stückes der Pfalz und des Herzogthums Zweybrücken sey zugesichert, um diese Billigung zu belohnen. Unter solchen Umständen wirkten schwache und furchtsame Rathgeber auf die Entschlüsse des Herzogs Carl. Er befahl Hofensfeld,

1778 feld, seinen Beitritt zu der Convention zu erklären, noch ehe er nach München komme, damit er selbst eines ihm wehe thuen den Schrittes überhoben sey, und sich dort nur zeigen dürfe, um vom alten Erblande seines Hauses für immer Abschied zu nehmen. Hofenfels wagte nachdrückliche Gegenvorstellungen zu thun, und seinem Herrn die Aussicht zu eröffnen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sey; doch hatte er keine Gründe, um solche Hoffnung zu unterstützen. Der Herzog wurde also durch seine Rathgeber bewogen, den Befehl noch bestimmter zu wiederholen, daß Hofenfels seinen Beitritt unterzeichnen solle. In dem Augenblick, wie der patriotische Mann hiedurch in die ängstlichste Verlegenheit gesetzt war, erhielt er Görz's Schreiben. — Diese unerwartete Aussicht auf den Beistand Friedrichs gab ihm neue Hoffnung, und regte alle seine Kräfte auf. Statt den verderblichen Befehl seines Herrn zu vollziehen, eilte er diesem bis Augsburg entgegen, belebte ihn mit neuem Muth und bewog ihn, von nun an jedem Gedanken an Beitritt zu entsagen. Der Herzog entschloß sich sogleich, und blieb seitdem fest bey dem, was der Wunsch seines Herzens immer gewesen war. Er schrieb eigenhändig an Görz, daß er, im Vertrauen auf den Schuß des Königs, nie in die Zersplitterung Bayerns willigen werde.

Die

## Streit über die bayerische Erbfolge. 61

Dieses Schreiben wurde nach Zweibrücken gesandt, 1778 wo man den Grafen Görz bereits angekommen glaubte. Aber noch auf der Reise dahin sahe Görz selbst den Courier, der das Schreiben an ihn überbrachte, durch Canstatt passiren, und erfuhr hier, daß der Herzog bereits in München sey. Er hielt nun, statt seine Reise fortzusetzen, besser, sich dieser Hauptstadt zu nähern, gab Hofenfels hiervon Nachricht, und begab sich, auf erhaltene Einladung des Herzogs, doch unter fremden Namen, nach München. Ein vertrauter Bedienter der Herzogin <sup>6ten Febr.</sup> Eleonore kam ihm an einem bestimmten Orte entgegen, und brachte ihn nach dem vor dem Thor belegenen Gartenpalais dieser Prinzessin. Hier brachte er mehrere Tage jedem spähenden Auge unbemerkt zu, und hatte einige geheime Conferenzen mit dem Herzoge, deren Resultat war, daß dieser seinen Beitritt zu der Convention vom dritten Januar bestimmt verweigerte. Nachdem dieses geschehen und alle Unterhandlung hierüber abgebrochen war, ging der Herzog nach Zweibrücken zurück, wohin Graf <sup>11ten Febr.</sup> Görz ihm bald folgte und nun öffentlich als Gesandter des Königs bey diesem Fürsten austrat.

Um die Sache in einen verfassungsmäßigen Gang einzuleiten, wandte sich der Herzog an das  
vers

1778 versammelte Reich, verwahrte feierlich seine Rechte und bat um kräftigste Unterstützung der Mitstände gegen deren versuchte Beeinträchtigung. Um diesen wichtigen Schritt wenigstens aufzuhalten und dadurch Zeit zu gewinnen, rathen die österreichischen Geschäftsmänner zu Regensburg dem zweybrückischen Comitial-Gesandten von Schneid, zuvörderst bey dem Churfürst anzufragen, ob er die Erklärung des Herzogs abgeben solle? und als der Churfürst dieses zu untersagen nicht wagte, bewogen jene Geschäftsmänner den herzoglichen Gesandten, die Erklärung dennoch nicht abzugeben, sondern seine Stelle niederzulegen. Doch schnell eilte der brave Hofensfels von München nach Regensburg, ließ (wie es bey erledigten Gesandtschaftsposten am Reichstage Sitte war) die Erklärung vom Gesandtschafts-Sekretair unterzeichnen und jedem einzelnen Reichstags-Gesandten zustellen. Zugleich wandte sich der Herzog in ehrerbietigen Schreiben an den Kaiser und an die Kaiserin-Königin. Er that dieses nach dem Rath des französischen Hofes. Aber der österreichische Gesandte, Freiherr von Lehrbach zu München, welcher auch bey dem Herzoge accreditirt war, weigerte sich schlechterdings, diese Schreiben anzunehmen, wenn nicht der Herzog vorher der Convention beigetreten wäre, und erklärte, daß, so lange

die,

den  
1. Gen  
März.

Dieser Fürst einen preussischen Gesandten bey sich habe, 17  
 durchaus keine Communication zwischen ihm und  
 dem kaiserlichen Hofe Statt finden könne. Görz riet  
 an, die Schreiben durch den französischen Botschaf-  
 ter in Wien übergeben zu lassen. Es war voraus-  
 zusehen, daß Vorstellungen nichts mehr ausrichten  
 würden. Die Kaiserin-Königin antwortete: da sie  
 mit dem Chef des pfälzischen Hauses sich auf eine für  
 seine Erben und Nachfolger verbindliche Art vergli-  
 chen habe, so könne sie mit dem Herzoge sich in keine  
 Erörterung einlassen, er habe sich an den Churfürst  
 zu wenden, um von ihm die Gründe zu erfahren,  
 durch welche er sich bewogen gefunden, ihre Ans-  
prüche anzuerkennen. Der Kaiser bezog sich in sei-  
 ner Antwort auf diese Erklärung seiner Mutter,  
 und wegen der von ihm als Oberhaupt des Reichs  
 in Besitz genommenen durch Maximilian Josephs  
 Tod eröffneten Reichslehen erklärte er, daß Jedem,  
 der an diese Anspruch zu haben verincine, der gesetz-  
 liche Weg vorbehalten sey; dieser stehe also auch  
 dem Herzoge offen, um die seinigen geltend zu ma-  
 chen. Jedes Mittel wurde indeß noch angewandt,  
 um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bringen. Carl  
 Theodor gab zu erkennen, daß, nach der ihm eröff-  
 neten Aussicht, der Titel eines Königs von Bur-  
 gund für ihn und seine Regierungsnachfolger eine der  
 bes

1778 belohnenden Folgen dieser Nachgiebigkeit seyn werde. Der Herzog erwiederte: er finde mehr Ehre darin, sein Stammland unzertrennt zu behalten und ein mächtiger Churfürst zu bleiben, als, ohne jenes, König zu heißen. Schon war die dem Herzoge bestimmte Dekoration des goldnen Vlieses in München angekommen. Er hatte den Muth zu erklären, daß er unter jetzigen Umständen sie verbitten müsse. Nachher wurden noch Subsidien, Bezahlung der Schulden des Herzogs angeboten, und die Drohung hinzugefügt, daß man bey beharrlicher Weigerung die Gläubiger aufreizen werde. Auch die dem Kaiser gehörige dem Herzoge sehr gelegene Grafschaft Falkenstein sollte abgetreten werden. Alles war vergebens. Gleich bieder und standhaft bewies sich der herzogliche Minister von Hofenfels. Weder glänzende Versprechungen noch Drohungen konnten ihn bewegen, dem Herzoge ein Anderes zu rathen, als er für Pflicht hielt, und dessen Rechte nicht mit höchster Thätigkeit zu vertheidigen. Graf Görz versichert, er selbst mit Mehreren habe die Beweise gesehen, daß die Unerbietungen, welche dem von Hofenfels, wenn er seinen Herrn zum Beitritt bewog, gemacht worden, nach mäßigster Schätzung, den Werth von viermal hundert tausend Gulden überstiegen hätten. Und der Mann, der dieses

aus

auschlag, setzt Görz hinzu, hatte kein eigenes 1778  
Vermögen und keine Aussicht, im zweybrückischen  
Dienst etwas zu erwerben! Nicht schlecht ge-  
handelt zu haben verdient kein besonderes Lob;  
denn strenge Pflichterfüllung ist eine Tugend, die jeder  
Staatsbieder, unter allen Umständen, üben muß.  
Dennoch ist eine so edle Uneigennützigkeit, ruhmvol-  
ler Erwähnung werth. Bis auf die spätesten Zeiten  
müssen alle Bayern den Namen Hofensfeld, so wie die  
Namen Obermayer, Lory, Leyden, und vor allen  
auch den Namen der Herzogin Clemens, mit hoher  
Achtung nennen, und nie darf unter ihnen das dank-  
volle Andenken an das Verdienst erlöschen, das Graf  
Görz sich um ihr Vaterland erworben hat. Denn  
vorzüglich seinem thätigen Eifer, seinen mit  
Klugheit bemessenen Schritten verdankt es Bayern,  
daß der uralte Regentenstamm ihm erhalten ist.  
Dieser Minister war noch nie vorher in diplomati-  
schen Geschäften gebraucht; aber er fühlte die  
Wichtigkeit der Sache, die ihm übertragen war.  
Der glückliche Erfolg seiner Unterhandlung wurde  
ihm Angelegenheit des Herzens. Dies ist das  
sicherste Mittel für jeden Geschäftsmann, um sei-  
nen Zweck zu erreichen; keine Anweisungen können  
diese Gesinnung ersetzen. Sehr viele Unterneh-  
mungen mislingen, weil der Beauftragte selbst

1778 keinen wahren Antheil an der Sache nimmt, weil es ihm genügt, nur Alles zu vermeiden, was ihn einer Verantwortung aussetzen könnte. Nicht f Graf Görz. Ihm war es ein eigenes Anliegen sein Ziel zu erreichen. Er that Alles, um das festeste gegenseitige Vertrauen zwischen dem König und dem Herzoge, auch dessen Bruder, dem Prinzen Maximilian <sup>13)</sup>, zu stiften, der in französische Kriegsdiensten war, und der, wie Graf Görz den Könige schrieb, Energie mit edler Gesinnung verband. Der König befestigte nun durch seine Briefe den Herzog in den seiner Stelle würdigen Gesinnungen. Auch der Herzogin Clemens bezeugte Friedrich die hohe Achtung, welche ihr Patriotismus ihn eingeflößt hatte. Er schrieb ihr: Ah! Madame que n'étiez - vous Electeur, nous n'aurion pas vu arriver les honteux événements, dont tout bon allemand doit rougir jusqu'au fond du coeur.

Der Herzog erkannte den redlichen Eifer, den Graf Görz für seine Sache begeisterte. Er folgte dessen Rath, und dieser war immer der weiseste, der in der Lage dieses Fürsten gegeben werden konnte

---

13) Jeßiger König von Bayern.



12. So rieth er dem Herzoge, auch um die Freundschaft des Prinzen von Preußen sich zu bewerben, um bey des Königs wahrscheinlich nicht mehr sehr entferntem Tode auch an ihm eine Stütze zu haben. Friedrich erfuhr dieses, und, erhaben über kleinliche Eifersucht, billigte es sehr. Noch ein Schritt Sörghens verdient um so mehr Bewunderung, je mehr er von der Handelsweise gewöhnlicher Diplomaten abwich. Er rieth dem Könige, dem Erbfolgerecht seines Hauses auf die wichtigen Herzogthümer Jülich und Berg <sup>14)</sup>, nach dem mit Carl

§ 2

Theos

---

14) Das Verhältniß dieser Sache war folgendes. Das Fürstenthum, welches die nach und nach vereinten Lande Jülich, Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravensstein besaß, erlosch 1609 im Mannsstamme. Unter mehreren Prätendenten waren die Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg die wichtigsten. Jedes derselben suchte, mit Hülfe fremder Mächte, sich in Besitz zu setzen. Endlich verglichen sie sich dahin, daß Pfalz-Neuburg die Lande Jülich, Berg und Ravensstein, Brandenburg aber Cleve, Mark und Ravensberg erhalten, und die Ansprüche eines jeden Hauses an die dem andern überlassenen Lande so lange ruhen sollten, als dieses im Mannsstamme vorhanden seyn werde. Der Mannsstamm des Hauses Pfalz-Neuburg erlosch mit Churfürst Carl Philipp im Jahr 1742. Noch vor dessen Absterben aber hatte Friedrich II seinen Rechten an Jülich, Berg und Ravensstein zum Besten der Infantin Carl Philipps, und ihres Gemahls, des Kurfürsten von Sulz,

1778 Theodors Tode bevorstehenden Erlöschen des Hauses Pfalz-Sulzbach, zum Besten des Zweibrückischen zu entsagen. Dem Könige, der zur Vertheidigung dieses Hauses einen Krieg unternehmen wollte, noch überdem die Aufopferung eigener Rechte zuzumuthen, schien gewagt und konnte mißfallen; aber Görz glaubte, daß ein Souverain, der wenige Jahre zuvor mit eben der Macht, deren Gewaltthat er jetzt widerstehen wollte, sich zur Theilung Polens verbunden hatte, etwas thun müsse, um den Glauben zu begründen, er handle ohne Eigennuß. Wirklich suchte man, sobald die Theilnahme Friedrichs bekannt wurde, dem Herzoge die Meinung beizubringen, die Entsagung auf Jülich und Berg werde unstreitig eines der Opfer seyn, die Preußen für den anerbottenen Beistand verlange. Es hätte ein solches Verlangen nicht getadelt werden können, da die bereinstige Nachfolge in Jülich und

---

Sulzbachischen Pfalzgrafen, nachherigen Churfürsten Carl Theodors, und ihrer Nachkommen entsagt. Da es nun im Jahr 1778 höchst wahrscheinlich war, daß Carl Theodor keine eheliche Erben hinterlassen werde, so mußten mit seinem Tode die Rechte des Hauses Brandenburg wieder aufleben. Diesen Rechten zu entsagen und die Jülich-Bergischen Lande dem Herzoge von Zweibrücken und seinen Erben zu überlassen, war der Rath, den Graf Görz dem Könige gab.

und Berg, und die jetzige in Bayern einander ganz 1778  
fremde Gegenstände waren. Aber der König fühlte,  
daß, um völliges Vertrauen zu gewinnen, er  
Görzens edlen Rath befolgen müsse. Er that es  
und zerstreute dadurch jeden Verdacht.

Gern hätte Friedrich in dieser Sache mit  
Frankreich gemeinschaftlich gehandelt, und er  
wünschte sehr, dieser Garant des westphälischen  
Friedens möchte seine Pflicht erfüllen. Aber dies  
erlaubte die furchtsame Politik des damaligen  
Staatsministers Grafen von Vergennes nicht.  
Zwar erhielten die französischen Gesandten im  
Reich, nachdem sie lange ohne alle Weisung ge- den  
blieben, endlich den Befehl, dem Gerücht zu widers<sup>10ten</sup> Febr.  
sprechen, es sey die Convention vom dritten Januar  
mit Vorwissen und Billigung Frankreichs geschlossen.  
Die Gesandten mußten erklären: schon bey dem Le-  
ben des Churfürsten von Bayern sey von den Wiener  
und Manheimer Höfen dem französischen vertraulich  
eröffnet, daß man sich über gewisse Ansprüche des  
erstern gütlich vergleichen wolle; aber über die  
Natur dieser Ansprüche sey durchaus nichts mitge-  
theilt, und der französische Hof habe also nicht an-  
ders als dem guten Vorsatze, sich über ihm unbes-  
kannte Irrungen zu vergleichen, seinen Beifall geben

1778 können, ohne dadurch an dem, was nachher vorgegangen, den mindesten Antheil zu nehmen. — Auch erhielt der Herzog von Zweybrücken ein Schreiben von Ludwig XVI, worin dieser sein bisheriges Betragen, auch daß er sich an Preußen gewandt, sehr billigte, und ihm die freundschaftlichste Theilnahme zusicherte, aber immer wagte das Kabinet von Versailles nicht, seine eigene Ansicht der österreichischen Forderungen deutlich zu erkennen zu geben. Sogar die vom Herzoge erbetene Garantie der Hausverträge wurde so lange ausgesetzt, bis die jetzigen Irrungen beigelegt seyn würden.

Sobald dieses Friedrich erfuhr, übernahm er solche Garantie allein, und verband sich feterlich, die Rechte des pfälzischen Hauses auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Ansprüche des Wiener Hofes mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen. <sup>den 28sten März</sup> Gegen den Akt, worin der König dieses versprach, wechselte Graf Görz einen andern des Herzogs ein, durch welchen dieser sich verpflichtete, ohne Genehmigung des Königs keine Art von Vergleich mit dem Wiener Hofe einzugehen. So wurde der Zweck dieser wichtigen Unterhandlung glücklich.

glücklich erreicht. Graf Görz ging nach Berlin, 1778 wo der König ihm eine ansehnliche Hofstelle (Grand - Maitre de la Garderobe) und die Würde eines Staatsministers ertheilte. Noch mehr belohnte ihn die vollkommenste Zufriedenheit des großen Monarchen, und die hohe Achtung Aller, mit denen er zu thun gehabt. Höchst angenehm war ihm auch die Bemerkung, daß er überall biedere Männer gefunden hatte, die unter schwierigen Umständen sich für die Sache des Rechts thätig bewiesen. Auch nicht Einem, sagt Graf Görz selbst, habe er in diesem Geschäft Vertrauen bewiesen, der sich dessen unwürdig bezeugt hätte. Eine solche Erfahrung macht Muth, für gerechte Sache zu arbeiten!

Noch ehe diese wichtige Verbindung zu Stande gebracht war, hatte Friedrich versucht, durch Vorstellungen den Wiener Hof zu bewegen, die gemachten Schritte zurückzunehmen. Wenn gleich er keine große Hoffnung haben mochte, diesen Zweck zu erreichen, so lag ihm doch sehr daran, Alles zu thun, um die Sache auf gütliche Weise beizulegen. Auch gedachte er während der Unterhandlung Zeit zu gewinnen, um zu sehen, ob er von irgend einer Seite, besonders von Frankreich oder Rußland,

1778 einigen Beistand erwarten dürfe. Er fing damit an, daß er über die in den ministeriellen Erklärungen eröffneten Gründe des österreichischen Verfahrens Zweifel mittheilen ließ. Das Wiener Kabinet suchte diese Zweifel zu heben, aber seine Erklärungen befriedigten nicht.

An-  
fang  
Febr.

So begann ein lebhafter Schriftwechsel zwischen beiden Höfen. Ehe wir den Gegenstand desselben darstellen, machen wir die Hauptpersonen bemerklich, die an beiden Seiten den Streit führten. — Bereits seit einer Reihe von Jahren war Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz, Rittberg, abstammend <sup>15)</sup> aus einem alten mährischen Geschlecht, das auch die Reichs, Grafschaft Rittberg im westphälischen Kreise besaß, unter dem Titel eines Hof- und Staats, Kanzlers <sup>16)</sup>, oberster Leiter der Staatsgeschäfte des österreichischen Hofes.

Dies

---

15) Er war geboren 1711. Nachdem er wichtige Gesandtschaften bekleidet, den Frieden zu Aachen geschlossen, kam er 1753 an die Spitze der Geschäfte, wurde 1764 Reichsfürst, starb 1794.

16) Als solcher war er alleiniger Minister der auswärtigen Geschäfte, und hatte auch die Verwaltung der niederländischen und italienischen Provinzen mit sehr ausgedehnter Vollmacht.

Dieser Minister, ein Mann von großem Verstande 1778 und durch vielfache Erfahrungen erworbenen ausgeteilteten Staatskenntnissen, auch Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste, war Gründer des neuen politischen Systems, durch welches im Jahr 1756 Oesterreich und Bourbon, der alten Eifersucht entsagend, sich zu gemeinsamer Beförderung ihrer Zwecke vereint hatten. Schon schien der Vortheil dieses Systems durch Erfahrung erprobt. Oesterreich war durch dasselbe von der Seite gesichert, wo angegriffen zu werden ihm am gefährlichsten werden konnte. Die von Frankreich im westphälischen Frieden übernommene Garantie der deutschen Verfassung war seit dieser Verbindung Oesterreichs Absichten nicht mehr Hinderniß, und dem preußischen Staate war sein natürlicher Allirter entwandt. Sogar zu dem beabsichtigten Untergang dieses letztern Staats hatte im siebenjährigen Kriege Frankreich treulich, und zu einem großen Nachtheile, mitgewirkt. Meisterhaft war der Entwurf berechnet, den Fürst Kaunitz für diesen Krieg angelegt hatte, nach welchen widerwärtige Höfe, ohne eigenes Interesse, Werkzeuge seiner Zwecke wurden. Nur die mit jeder Coalition unabwendbar verbundenen Gebrechen, und Friedrichs überwiegender Genius hatten damals diesen Monarchen ret-

1778 ten können. Späterhin war die Idee der Theilung Polens von Kauniß zuerst ausgegangen. Er wußte sie zu bewirken, ohne Frankreichs Allianz zu verlieren. Kühnheit in den Entwürfen, Schlaueit in der Ausführung bildeten den Charakter dieses Ministers. Er wußte seine Entwürfe in un durchdringliches Geheimniß zu hüllen, und war Meister in jeder Kunst der Verstellung; über niedrigen Eigennuß war er weit erhaben, Talente und Verdienst ehrend und belohnend, insofern diejenigen, welche sie besaßen, zu tief unter ihm standen, um die seinen verbunkeln zu können. Von seinen eignen Fähigkeiten hatte er die höchste Idee. Sein Ehrgeiz war, der Staat, dem er diente, sollte der erste in Europa, er aber wollte der erste Mann in diesem Staate seyn. Jedes Mittel, was zu diesem Zweck paßlich schien, war ihm gleich; Achtung für Recht war nicht in seiner Seele. Doch hatte er gewußt, der Welt die Meinung von sich zu geben, daß er immer gerade und offen handle, kleine Vortheile und Nebenwege unter seiner Würde halte. Selbst-Äußerung des Stolzes, der andere Menschen und auch fremde Staaten tief herabwürdigte, auch auffallende Sonderbarkeiten seines äußern Benehmens, konnten die Achtung für ihn nicht mindern, erhöhten sie wol gar in den Augen der  
der



der Menge, die oft Stolz und Sonderbarkeit für 1778 Größe hält<sup>17)</sup>. So wurde Kauniß für den vollendetsten Staatsmann seiner Zeit allgemein anerkannt. Maria Theresia hatte unbegrenztes Vertrauen zu seiner erprobten Einsicht, und ihr Sohn und Mitregent, wenn gleich weniger ergeben, wagte nicht, einem Minister zu widersprechen, der die Verehrung von Europa für sich hatte. Dieser aber war gewandt genug, den ehrgeizigen Entwürfen des Sohnes in einer Art beizustimmen, die auch  
die

- 
- 17) Diese Schilderung des berühmten Staatsmanns ist nach den zuverlässigsten schriftlichen und mündlichen Berichten entworfen, die ich mir habe verschaffen können. Doch, wenn meine Entwicklung seiner Art zu handeln in dieser bayerischen, in der holländischen, und in der polnischen Theilungs-Sache (letzte in der Beilage A.) nicht mißlungen ist, so wird sie dem Leser ein deutlicheres Bild von seinem Geist und Charakter geben, als allgemeine Schilderungen es vermögen. Ich weiß, daß man den Fürst Kauniß oft sittlich edler vorgestellt hat. Ein echt historischer Beweis, daß er es wirklich gewesen sey, würde mich freuen. Eine gute biographische Schilderung des denkwürdigen Staatsmannes findet sich in Hrn. Schlichtegrolls Nekrolog aus dem Jahr 1794. Auch Hr. v. Hormayr hat im österreichischen Plutarch 12tes Bändchen eine Biographie desselben gegeben, die zwar mit Partheilichkeit gegen Preußen geschrieben ist, aber Kaunißens Eigenschaften als Mensch und Minister interessant entwickelt.

1778 die Mutter, welche die Erhaltung der Ruhe wollte, nicht zu sehr kränken konnte. Vom Fürst Kaunitz ging der Plan aus, seinem Hofe einen bedeutenden Theil von Bayern, vielleicht auch, bey fortgesetzter Unterhandlung, das ganze Land zu verschaffen. Er leitete Alles, was in dieser Angelegenheit geschehen ist.

An der Spitze der auswärtigen Geschäfte des Berliner Hofes standen zwey Staats- und Cabinets-Minister <sup>18)</sup>, der Graf von Finkenstein und von Herzberg. Jener stammte aus dem Königreich Preußen, war von gleichem Alter <sup>19)</sup> mit Friedrich und mit ihm erzogen. Von früher Jugend an zu politischen Geschäften gebildet, hatte er Gesandtschafts-Posten an mehreren Höfen, zuletzt am russischen, bekleidet. Seit dem Jahr 1749 war er Cabinets-Minister, und seit dem Jahr 1760 der erste. Er verband mit gründlicher Kenntniß der Staatsverhältnisse alle jene Leichtigkeit in Behandlung

---

18) Cabinets-Ministerium hieß im preussischen Staat das Ministerium oder Departement der auswärtigen Geschäfte. Seit König Friedrich Wilhelm I bestand dasselbe bald aus einem, bald, und meistens, aus zwei, bald auch aus drey Ministern.

19) Er ist geboren 1712, und gestorben 1801.

lung derselben und alle jene Annehmlichkeit der aus 1778  
 fern Form, die nur das Leben in der großen Welt  
 zu geben vermag. Erfahrung hatte ihm Mens-  
 schenkenntniß erworben, ihm ein feines und rich-  
 tiges Gefühl in Geschäften gegeben; die Rechtlich-  
 keit seines Charakters gewann ihm die Achtung Al-  
 ler, die mit ihm in Verhältnisse kamen, und die  
 gute Meinung fremder Höfe. Der König hatte  
 große Zuneigung und ein Vertrauen zu ihm, wel-  
 ches der Minister dadurch ununterbrochen erhielt,  
 daß er mit der Gewandtheit des Hofmanns in jede  
 Idee und jede Laune des Monarchen sich fügte.  
 Sein Rath hatte um so mehr Gewicht, da er ihn  
 nie ungefordert gab.

Andern Geist und andern Charakter hatte der  
 zweite Rabinets-Minister, Ewald Friedrich von  
 Herzberg. Er stammte aus Pommern <sup>20)</sup>. Ohne  
 Vermögen und glänzende äußere Vorzüge hatte er  
 von früher Jugend an mit Eifer dem tiefen Stu-  
 dium der Geschichte, des Staatsrechts und allen  
 den Wissenschaften sich gewidmet, durch die er dem  
 Vaterlande nützlich zu werden hoffte. Fröh war  
 er

---

20) Er war geboren 1725, wurde 1786 von König Friedrich  
 Wilhelm II in den Grafenstand erhoben, entlassen  
 1791, ist gestorben 1795.

1778 er im Departement der auswärtigen Geschäfte, doch nicht zu Versendungen an fremde Höfe <sup>21)</sup>, gebraucht. Er arbeitete mehrere Jahre im geheimen Archiv, und brachte einen wichtigen Theil desselben in neue, bessere Ordnung. Die Staatschrift, durch welche der Anfang des siebenjährigen Krieges gerechtfertiget wurde, so wie die folgenden Schriften, welche während desselben erschienen, waren seine Arbeiten. Sie erhielten den Beifall des Königs und erwarben die Aufmerksamkeit von Europa. Herzberg schloß den Frieden mit Oesterreich und Sachsen zu Hubertsburg unter Friedrichs unmittelbarer Leitung, der ihm seine Instruktionen in die Feder diktirte, und von Leipzig aus, wo er damals war, sich täglich mit ihm über alle Vorfälle unterhielt. Am Ende der Unterhandlung sagte er ihm das belohnende Worte: *vous avez fait la paix comme moi la guerre*, und ernannte ihn zum zweiten Minister der auswärtigen Geschäfte. Herzberg hatte eine gelehrte Kenntniß der Verhältnisse und Rechte aller europäischen Staaten; die Beziehungen des preussischen kannte er im kleinsten Detail. Alle Thatsachen waren seinem Geiste

---

21) Nur zu der Wahl Kaiser Franz 1 im J. 1745 war er bei der brandenburgischen Gesandtschaft angestellt gewesen.

Geiste in ihrem Zusammenhange, so oft er es bes 1778  
durfte, gegenwärtig. Er hatte eine schnelle und  
leichte Fassung, bemerkte auch in den verwickeltsten  
Sachen bald die Hauptpunkte, auf die er dann  
Alles zurückführte und an ihnen festhielt. So  
wurde seine Darstellung klar, einfach und überzeu-  
gend. Seine Thätigkeit und sein Fleiß waren ohne  
Gränzen, seine Gesinnungen edel. Liebe des Va-  
terlandes war Leidenschaft bei ihm, und die einzige,  
die bey ihm bemerkt wurde. Preußens Größe und  
Ruhm, und durch diesen eigener Ruhm, war das  
alleinige Ziel aller seiner Bestrebungen. Er er-  
wartete viel von den moralischen Kräften der Mens-  
chen, und sein Geist weilte immer gern bey den  
Beweisen derselben in alter und neuer Geschichte.  
Gleiche Gesinnungen suchte er auf alle Weise in der  
Nation zu wecken, und alle ihre Söhne mit so feur-  
riger Liebe des Vaterlandes zu beleben, wie er sie  
in eigener Brust fühlte. Doch jede menschliche Tus-  
gend ist immer nahe mit Schwächen und Mängeln  
verwandt. So verschmähet Herzberg oft die Res-  
geln der Klugheit, welche in großen Geschäften Ge-  
heimniß der vorgeschten Zwecke und der anzuwen-  
denden Mittel anrath. Im Bewußtseyn reiner Abs-  
icht, im Gefühl der Kraft seines Staats hielt er  
mit dem, was seine Politik bezielte, nicht zurück.

Preuz

1778 Preußens Größe war der Hauptgedanke, der ihn immer beschäftigte. Gern eröffnete er sich über diesen Gegenstand gegen Jeden, der dafür Empfänglichkeit zu haben schien. Dies wurde von den Fremden oft schlau benutzt und zog ihm von den Einheimischen bitteren Tadel zu. Auch brachte diese Art zu handeln ihn mit dem ganz anders denkenden Collegen Finkenstein nicht selten in Mischelligkeit; sogar mit des Königs Verfahren war Herzberg oft unzufrieden und hielt dieses weder gegen ihn selbst, noch gegen Andere zurück. Friedrich wollte, vorzüglich während der spätern Periode seines Lebens, vor Allem Behauptung des Ruhestandes. Der Minister war für große Maaßregeln, für Kühne und rasche Thätigkeit. Friedrich beurtheilte die Kräfte seines Staats, im Verhältniß zu denen der übrigen, richtig. Herzberg täuschte sich vielleicht zuweilen, indem er den natürlichen Kräften Preußens zuschrieb, was nur Folge von Friedrichs außerordentlichen Talenten und dem Zusammentreffen seltner Umstände war. Auch hatte Herzberg die Meinung, der Krieg sey von Zeit zu Zeit Bedürfniß für Preußen, um nicht dessen Übung zu verlieren und patriotische Gesinnung immer neu zu beleben. In Bewußtseyn, wie er nichts als das Wohl des Staats und höchsten Ruhm des Königs wolle, war,

wartete er nicht immer ab, bis dieser seinen Rath 1778 verlangte, sondern legte, wenn es ihm Noth schien, auch ungefragt das vor, was er für das Beste hielt, und drang lebhaft auf dessen Ausführung. Friedrich, der guten Absicht versichert, ertrug dieses meistens sehr freundlich und entwickelte seinem Minister umständlich die Gründe, warum er nicht seiner Meinung seyn könne; doch zuweilen, und wenn letzterer gar zu oft mit seinen Gegenvorstellungen kam und zudringlich wurde, wies der König ihn etwas rauh zurecht. Bald jedoch, und immer mit vollem Vertrauen, kehrte er zu ihm zurück.

Gerade die Verschiedenheit der Charaktere und der Handlungsart der beiden Minister machte sie zu trefflichen Werkzeugen der Regierung Friedrichs, der Jeden von ihnen nach seinen eigenthümlichen Vorzügen zu benutzen verstand. Alle Nachteile, die aus dieser Verschiedenheit bey einem Regenten, der nicht selbst regierte, hätten hervorgehen können, fielen bey Friedrich weg. Er leitete die großen Staats-Geschäfte unmittelbar; er selbst gab in jedem solchen Geschäft das Ziel an, das erreicht werden sollte; er selbst bestimmte die Mittel, welche deshalb anzuwenden waren. So handelte er auch in der bayerischen Erbfolge-Sache. Aus eige-

1778 ner Bewegung hatte er beschlossen, den österreichischen Absichten entgegen zu treten. Ohne seine Minister zuzuziehen, hatte er den Grafen Görz abgesandt und ihn allein durch seine Instruktionen geleitet bis zu der Vereinbarung mit dem Herzoge von Zweybrücken. Aber von nun an, da er mit dem Wiener Hofe in nähere Erklärungen eingehen wollte, überließ er es dem Ministerium, und vorzüglich seinem Herzberg, entweder diesen Hof zu billigeren Grundsätzen zu bewegen, oder, wenn dieses mißlänge, dessen Verfahren in seinen für die Freiheit aller deutschen Reichsstände gefährlichen Folgen so nachdrücklich zu schildern, um dem Widerstand des Königs die Billigung Deutschlands und der europäischen Höfe zu erwerben.

Herzberg entledigte sich dieses Auftrags mit der ihm eigenen Thätigkeit, und voll Eifers für die Gerechtigkeit der Sache, von der er lebendig durchdrungen war. Alle Aufsätze, welche im Namen des Hofes erschienen, auch die vom Gesandten von Kiedeser in Wien übergebenen Noten, sind aus dieses Ministers Feder geflossen. Seine Schriften wurden in und außer Deutschland mit herzlicher Theilnahme gelesen. Alles, was der staatskluge Kauniz entgegensetzte, vermochte Niemand zu überzeu-

zen



gen. Die klare Darstellung der Thatfachen, die 1778  
 idigen rechtlichen Folgerungen aus denselben, die  
 ürbe und Mäßigung des Tons unterschieden  
 rzbergs Aufsätze so sehr, daß sie als Meisters  
 rke in ihrer Art anerkannt wurden. Die erste vers  
 ien machte Herzberg noch nicht im Namen des  
 fes, sondern als Privatschrift, unter dem Tit  
 : „Betrachtungen über das Recht der  
 yerschen Erbfolge“ bekannt. Sie stellte  
 r die Hauptpunkte dar, auf welche es in der  
 che ankam, und that große Wirkung. In Bes  
 yung auf diese Schrift und die folgenden, bemer  
 wir hier nur das Wesentliche der gemachten Ans  
 üche, so wie dessen, was von der Gegenseite ges  
 t worden <sup>22</sup>).

§ 2

Desters

22) Die Schriften des preussischen Hofes finden sich in  
 dem zweiten Bande des *Recueil des déductions  
 et autres écrits publiés par le Comte de Herz-  
 berg*. Berlin 1789. Eine gründliche Erörterung  
 aller damals zur Sprache gekommenen Rechtsfragen,  
 nebst einer Sammlung beweisender Urkunden, enthält  
 die Deduktion des Zweibrücker Hofes, unter dem Ti  
 tel: „Vorlegung der fideicommissarischen  
 Rechte des Chur- und fürstlichen Hauses  
 Pfalz,“ deren Verfasser der herzogliche geheime Ar  
 chivar Bachmann war. Auch der kursächsische Hof  
 bewies seine Rechte durch eine Deduktion: „Ihr o  
 Chur-

**1778** Oesterreichs Besiznahme bayerischer Lande wurde durch dreifache Ansprüche begründet. Der erste und wichtigste derselben ging auf einen sehr beträchtlichen Theil des eigentlichen Herzogthums Bayern, denjenigen nämlich, der unter dem Namen Niederbayern von einer bereits im Jahr 1425 mit Herzog Johann erloschenen sogenannten Straubingischen Linie besessen war.

---

Ehurfürstl. Durchlaucht zu Sachsen rechtsbegründete Ansprüche an die bayerische Allodial-Verlassenschaft,“ die den Staatsminister Freihrn. von Gutschmidt zum Verfasser hat, wenigstens unter seinen Augen gemacht ist. Die österreichische Hauptschrift ist unter dem Titel: „Unpartheyische Gedanken über verschiedene Fragen bey Gelegenheit der Succession Maximilian Josephs“ erschienen. Ihr Verfasser ist von Schröter, ein durch mehrere gelehrte Schriften bekaunter und verdienter Publicist. Hr. v. Hormayr hat eine Biographie von ihm gegeben im österreichischen Plutarch, Xtes Bändchen. Obgleich Schröters Schrift nur als die Arbeit eines Privatgelehrten erschien, so bewies doch ihr Inhalt, daß sie mit Wissen und auf Befehl des Hofes geschrieben sey. Sie theilte zuerst, doch nur im Auszuge, die beiden Urkunden mit, auf welche Oesterreich sein Recht an Niederbayern gründete. Erst viel später erschien die Hauptschrift des Hofes: „Ihro Kaiserl. Königl. Apostolisch. Majestät Gerechtsame und Maassregeln in Absicht auf die bayerische Erbfolge.“ — Wahrscheinlich hatte auch diese denselben Verfasser. Alle von den  
frei-

war. Wegen des Umfanges, den dieser Landestheil 1778 gehabt habe, bezog man sich auf einen Theilungsbrief vom Jahr 1353, und das Recht an denselben gründete man darauf, daß Kaiser Sigismund seinen Schwiegersohn Herzog Albert V <sup>23)</sup> von Oesterreich, dessen Mutter des letzten Straubingischen Herzogs Johann Schwester gewesen, 1426 mit diesem Lande belehnt habe. Von diesem Herzoge Albert V stammte Maria Theresia doch nur in weiblicher Linie ab, und verlangte deshalb jetzt, bei Ausgang des bayerischen Mannsstammes, das demselben verlies-  
**F 3 hene**

freitenden Höfen bekannt gemachten öffentlichen Schriften, so wie auch viele von Privatmännern versuchte Erörterungen, findet man aufbewahrt in zwey Sammlungen.

- 1) Abhandlungen und Materialien zum neuesten deutschen Staatsrecht. Berlin 1778. Der Herausgeber war Prof. Hansen zu Frankfurt an der Oder.
- 2) Vollständige Sammlung von Staatschriften zum Behuf der bayerischen Geschichte. Frankfurt und Leipzig 1778; deren Herausgeber der Professor Arndt zu Leipzig war.

Auf diese Sammlungen verweisen wir Leser, welche noch vollständiger sich unterrichten wollen. Und genügte es, hier die Hauptpunkte und den Geist anzudeuten, in welchem der Streit geführt worden.

- 23) Unter den Kaisern hatte er nachher den Namen Albert II.

1778 hene Land <sup>24)</sup>). Doch weder die Urkunden, welche diese Belehnung geschehen seyn für jene Theilungs-Brief, der die Graubündener Landes, mit dem belehnt worden, wurden gleich anfangs, sondern erst im Fortgange der Unterhandlung mitgetheilt. Noch hatte Carl Theodor den Anspruch nicht anerkannt, sogar sich mit der Vermuthung des Beweises belastet, daß diese oder jene dem von der Straubingischen Linie beseßten Bestheile nicht gehört haben. Dieses führte zur Folge, daß bald darauf Irrung über die Grenzen dieses Landes entstand, und der Churfürst von seinem Archiv gefundene Urkunden bewies, daß er reich habe eine große Menge Orte in Besitz genommen, welche die Straubingische Linie nicht hatte, also auch Oesterreich, nach seiner Behauptung, nicht verlangen konnte.

Bei näherer Untersuchung der gesagten Umstände, auf welche der österreichische Anspruch gegründet werden sollte, ergab sich Folgendes. Bei dem Ausgange der Straubingischen Linie im Jahre 1425, waren die in den andern

---

24) Zur Uebersicht aller dieser genealogischen Verhältnisse ist in Beilage B. eine Tafel beigelegt.

Seite 86.

## des Bayersche

ern 1180. † 118

Rhein 1215. † 1

salzgraf. † 1253

Heinrich

Diese

in Ober- und N  
ammvater der

rister der Strauß

hanna, Gemah

et V (als Kaiser

Elisabeth, Tod

rlgraf Wilhelm aus,

männliche Erben? ohne

ber.

lt an Johann

n Brandenburg.

s Königlich

ab. und L.

erschen Mannsstammes lebenden Herzöge um 1778  
 ige Erben des eröffneten Lehns. Kaiser Sigis-  
 nd erkannte sie in einem bald nach Absterben des  
 ten Herzogs Johann an sie erlassenen Schreiben  
 solche an, und ermahnte sie, sich wegen Theil-  
 ige des ihnen angefallenen Landes (da unter ihnen  
 eilig war, ob sie nach den Köpfen oder den  
 ämtern geschehen solle) gütlich zu vergleichen;  
 un sie dies aber nicht vermöchten, wolle es der  
 aiser entscheiden. Dieser sehr angemessenen Er-  
 irung zuwider belehnte Kaiser Sigismund aber in  
 gendem Jahre seinen Schwiegersohn, Herzog  
 lbert V von Oesterreich, mit seinem Rechte,  
 s er an das Niederland zu Bayern habe ober-  
 ben sollte. Dieses Herzogs Albert Mutter war  
 chwestern des letzten Straubingischen Herzogs, also  
 er er dessen Allodial-Erbe, und sein Recht konnte  
 n anders seyn, als was in diesem Verhältniß  
 gründet war. Zu gleicher Zeit, und unter glei-  
 r Formel, beliehe der Kaiser die noch vorhand-  
 en vier Herzöge von Bayern, jeden beson-  
 s, mit seinem Rechte an eben das Land  
 eberbayern. Wenige Tage nachher erklärte eben-  
 ser Kaiser, im Widerspruch mit dem, was er  
 eben gethan, in einer andern Urkunde, das Land  
 eberbayern sey dem Reiche angefallen, und auf

1778 den Fall, daß dieser Anspruch gültig erkannt würde, ernannte er den Herzog Albert V zum Statthalter des Landes, beliehe aber mit demselben seine an eben diesen Herzog vermählte Tochter Elisabeth und deren Erben, und erst, wenn diese nicht mehr wären, den Herzog Albert selbst und dessen Erben. Nachher übertrug eben dieser Kaiser die Untersuchung der verschiedenen Ansprüche erst dem Churfürst von Brandenburg, nebst einigen andern Fürsten, dann dem Churfürst von Mainz, welcher deshalb ein Mannengericht zusammenberufen sollte, und endlich that er selbst, mit Zuziehung vieler Fürsten des Reichs, einen oberstrichterlichen Spruch, durch welchen er die Herzoge von Bayern für rechtmäßige Erben des streitigen Landes erklärte und sie mit demselben belieh, wobey er den von ihm selbst, Namens des Reichs, gemachten Anspruch zurücknahm, des Anspruchs des Herzogs Albert aber gar nicht erwähnte.

Alle diese widersprechenden Handlungen des Kaiser Sigismund wurden vom preussischen Hofe und dem Herzoge von Zweybrücken bemerkt gemacht und unwidersprechlich bewiesen, daß Bayern von ältester Zeit her ein Reichs-Mannlehen gewesen, also nicht ein Theil desselben an weibliche Nachkommen

men habe vererbet, eben so wenig, bey noch 1778  
andernem Mannsstamme des ersten Erwerbers,

Reiche habe anheimfallen können; daß der  
Herzog dieses auch selbst eingesehen, und deshalb  
seinem unächtlichen Versuch, das bayerische  
seines Stammlandes zu berauben, zurückge-  
men sey. Auch wurde bemerkt, daß Herzog

ert V und seiner Gemahlin Elisabeth Manns-  
m mit ihrem Sohn Ladislaus längst erlos-  
<sup>25)</sup>, deren weibliche Nachkommen in den Häus-

Brandenburg und Oesterreich aber noch vorhand-  
seyn, jedoch jenes von der ältesten, dieses von  
jüngsten Tochter Herzogs Albert und Elisabeth  
stamme, also, wenn Kaisers Sigismund Beleh-  
gültig und jetzt noch Wirkung haben könne,  
sich zu Gunsten des Hauses Brandenburg,  
Oesterreichs, äußern würde. Ueber alles dies

wurde noch eine Urkunde Herzogs Albert V vor-  
gt, durch welche dieser Fürst im Jahr 1429 als  
von ihm gemachten Ansprüchen an das Niebers-  
zu Bayern feierlichst entsagt und dagegen von  
bayerischen Herzögen eine Summe Geldes em-  
gen hatte <sup>26)</sup>. Zuletzt wurde sogar noch höchst

**F 5**

wahr

---

5) Ladislaus starb 1457 ohne Kinder.

6) Die von einem bayerischen Archivar 1569 gemachte Abs-  
chrift



1778 wahrscheinlich gemacht, daß die Urkunden, auf welche Oesterreich sich jetzt berufe, vom Kaiser Sigismund nie ausgestellt, sondern von einem in der Geschichte seiner Zeit übel berüchtigten Betrüger erdichtet seyen <sup>27)</sup>.

Alle

Schrift der vom Herzog Albert ausgestellten Renunciations-Urkunde war dem ehemaligen Reichshofrath von Senkenberg, einem großen Kenner der Geschichte des Mittelalters, zugekommen, und dessen Sohn, der Hessenbarmstädtische Regierungs-Assessor von Senkenberg, hatte sie zufällig unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters gefunden, und aus guter patriotischer Gesinnung dem pfälzischen Hofe mitgetheilt. Obgleich das Original im Münchner Archiv nicht gefunden werden konnte, so bezeugte doch ein bey demselben angestellter bejahrter Registrator eidlich, daß ihm diese Urkunde sehr wohl bekannt sey, weil er sie im Jahr 1734, auf Befehl des damaligen Ministeriums, mehrmals habe abschreiben müssen. Nach allen Umständen war an der Aechtheit der Urkunde nicht zu zweifeln, und die gegen dieselbe gemachten Einwärfe waren unbedeutend. Die harte Behandlung, welche der Freiherr von Senkenberg, als er bald nachher nach Wien reisete, daselbst erfuhr, bewies nur, wie unangenehm dortigem Hofe die von ihm gemachte und mitgetheilte Entdeckung sey.

- 27) Michael von Prieß, Probst zu Banzlau und Protonotarius der kaiserlichen Kanzley, war vom Kaiser Sigismund selbst im Jahr 1426 für einen Urkunden-Verfälscher öffentlich erklärt, und hatte, durch  
Sen:

Alle diese gehäuften Beweise ließen über den 1778 gänzlichen Ungrund des österreichischen Anspruchs an Niederbayern gar keinen Zweifel. Es ist in der That kaum begreiflich, wie Fürst Kaunitz es wagen konnte, solche keine Prüfung bestehenden Vorwände dem denkenden Publikum vorzulegen und eine unrechtliche Anmaßung durch dieselben beschönigen zu wollen. Die Würde des eigenen Hofes wurde durch solches Betragen herabgesetzt.

Der zweite österreichische Anspruch ging auf einen Theil der Oberpfalz, der als Lehn der Krone

Bdh.

---

Zeugen überführt, selbst eingestehen müssen, dem Herzoge Erich von Sachsen-Rauenburg einen falschen von ihm erdichteten Lehnbrief ausgestellt zu haben. Höchst merkwürdig war es also, daß grade in eben diesem Jahre die beiden Urkunden, auf welche Oesterreich sich jetzt berief, von eben dem Michael Priest ausgestellt und nur von ihm unterzeichnet waren, dagegen die andern in dieser Sache ergangenen Urkunden die kaiserlichen Kanzler unterzeichnet hatten. Alle diese Umstände machten es sehr wahrscheinlich, daß dieser Betrüger jene Urkunden erdichtet, Herzog Albert aber, um aller Untersuchung über diesen Betrug auszuweichen, seinen gemachten Ansprüchen förmlich entsagt und sich wegen seiner Allodialforderungen mit einer Summe Geldes hatte abfinden lassen. Dieses angenommen wurde es auch erklärlich, warum Kaiser Sigismund in seinem letzten Urtheils-Spruch der Ansprüche Herzogs Albert gar nicht gedacht hatte.

1778 Böhmen nur dem bayerischen Churhause verliehen, nach dessen jeßigem Erlöschen also dem Lehn Herrn angefallen sey. Gegen diese Behauptung wurde, mit Vorlegung urkundlicher Beweise, gezeigt: der in Anspruch genommene Theil der Oberpfalz sey vom gemeinschaftlichen Ahnherrn erworbenes Stammland des Wittelsbachischen Hauses, das durch alte Verträge zuerst dem pfälzischen Stamme zugetheilt, zwar nachher an die Krone Böhmen gekommen, aber von dieser wieder dem pfälzischen Stamme verliehen und von demselben bis auf Churfürst Friedrich V besessen war. Letzterer, führte man weiter an, habe durch seinen unglücklichen Versuch, die böhmische Krone dem Hause Oesterreich zu entreißen, im dreißigjährigen Kriege dieses Land verwirkt, und durch den westphälischen Frieden sey dieses böhmische Lehn, so wie die ganze Oberpfalz, dem bayerischen Stamme zuerkannt, mit ausdrücklicher Bedingung jedoch, daß, wenn dieser bayerische Stamm ausgehen, der pfälzische aber übrig bleiben sollte, alsdann die Oberpfalz, ohne einige Ausnahme, diesem letztern wieder anfallt. Da nun der vorgesehene Fall jetzt eingetreten sey, so könne die Krone Böhmen durchaus kein Recht des Anfalls behaupten, sondern die ganze Oberpfalz, mit Einschluß des darin befindlichen böhmischen Lehns, gehöre jetzt, nach bestimmter Vorschrift des west-

westphälischen Friedens, dem pfälzischen Stamme, 1778 grade unter eben den Verhältnissen, unter welchen der bayerische dieses Land bisher besessen habe.

Der dritte österreichische Anspruch betraf die in Schwaben belegene Herrschaft Mindelheim. Kaiser Matthias, wurde behauptet, habe im Jahr 1614 dem Erzhaufe auf diese Herrschaft Anwartschaft erteilt. Auch hierüber wurde die beweisende Urkunde nicht vorgelegt. Bekannt war indeß, daß das Haus Bayern von eben dem Kaiser Matthias im Jahr 1618 mit Mindelheim beliehen, und daß weder damals noch in der Folgezeit bei verschiedenen Veränderungen, welche das Ländchen erfahren, des österreichischen Anspruches je gedacht sey. Den Hausverträgen gemäß behauptete also das Haus Pfalz, es sey jetzt ihm angefallen.

Das Erzwungene und Hervorgesuchte sämtlicher österreichischer Ansprüche entging keinem Unparteiischen. Die Anerkennung derselben von dem Churfürst Carl Theodor konnte ihnen nicht mehr Werth beilegen, als sie wirklich hatten. Er selbst gestand in einem Schreiben an den Herzog von Zweibrücken, er sey vom Wiener Hofe so gedrängt worden, daß er, um nicht einer gewaltsamen Uebersiedlung seiner Lande, und selbst der Hauptstadt sich aus-

1778 anzusehen, in die verlangten Abtretungen habe willigen müssen. Aber wäre auch seine Uebersassung derselben freiwillig geschehen, immer blieb es gewiß, daß sie die Lehnserben nicht der vom ersten Erwerber herkommenden Rechte und Lande zu berauben vermochte. Churfürst Carl Theodor konnte höchstens für die Zeit seines Lebens altes Stammland seines Hauses einem Fremden überlassen. Als man zu Wien durch die Stärke der Gründe zu sehr sich in die Enge gebracht sahe, wollte man wirklich behaupten, nur letzteres sey geschehen. Man erklärte sich bereit, mit dem Herzoge von Zweibrücken, wenn er dereinst zur Nachfolge berufen würde, ein neues Abkommen zu treffen. Aber der Inhalt der Convention vom dritten Januar widersprach offenbar dieser Behauptung. Durch dieselbe war die Abtretung von Carl Theodor auf immer für alle Erben und Nachfolger geschehen, und sicher war es bey derselben nicht die Absicht des Wiener Hofes gewesen, von den Landen, die er feierlichst in Besiß genommen, nur den Nießbrauch während Carl Theodors Leben zu erwerben, noch konnte dessen Lehnserben wirklich zugemuthet werden, sich allen den Unannehmlichkeiten aussetzen, welche ein dereinstiger Rückfall der für eine unbestimmte Zeit entzogenen Lande nothwendig für sie haben mußte.

So un widersprechlich die Nachfolge des pfälz. 1778  
 schen Hauses in sämmtlichen hinterlassenen Lehen des  
 verstorbenen bayerischen Churfürsten war; eben so ge-  
 wiß konnte dessen Allodial-Erbchaft nur seiner ein-  
 zigen hinterlassenen Schwester, der verwittweten  
 Churfürstin von Sachsen, zufallen. Wenn die Kais-  
 serin-Königin wegen ihrer Abstammung von bayer-  
 schen Prinzessinnen des 16ten und 17ten Jahrhun-  
 derts auch als Allodial-Erbin auftreten wollte, so  
 waren die noch vorhandenen Nachkommen aller übr-  
 igen seit Jahrhunderten vermählt gewesenen Töchter  
 des Hauses Bayern zu gleicher Forderung <sup>28)</sup> be-  
 rechtiget. Der Allodial-Nachlaß des letzten Chur-  
 fürsten mußte dann unter sehr viele deutsche und eu-  
 ropäische Regenten-Häuser zersplittert werden, die  
 so gut als das österreichische in ihren Stammtafeln  
 bayerische Prinzessinnen als Ur- und Ueltermütter  
 auführten. Der Wiener Hof kam hier mit allge-  
 mein angenommenen Rechtsätzen, ja mit eigenen  
 Behauptungen, denen er seine Lande verbanke, in  
 auffallenden Widerspruch. Denn, galt nicht der  
 Grundsatz, daß die nächste weibliche Verwandtin des  
 letzten männlichen Besizers die Nachkommen älterer  
 Töchter

---

28) Das herzogliche Haus Württemberg versuchte wirklich  
 die seinige geltend zu machen.

1778 Töchter ausschließe, so hatte Maria Theresia in der Erbfolge der österreichischen Monarchie, als Tochter Kaiser Karls VI, den Töchtern dessen ältern Bruders, Kaiser Josephs I, u. t. den Häusern Bayern und Sachsen, nicht vorgehen können.

Der Kaiser hatte, Namens des Reichs, mehrere von dem erloschenen Churhause besessene Herrschaften, als eröffnete Lehne, militärisch besetzt, das bey aber einem Jeden, der an diese Lehne Anspruch zu haben vermeine, seine Rechte vorbehalten lassen. Dieses Verfahren schien allerdings der Verfassung gemäß, nur drang der preußische Hof darauf, der Kaiser solle, wie seine Wahlkapitulation ihn dazu verpflichte, über diese Lehne nicht anders als mit Berathung des Reichs verfügen, vor allem zuvörderst die Frage, gleichfalls mit Zuziehung des Reichs, erörtern lassen: ob diese Lehen wirklich erlediget, oder, nach Abgang des bayerischen Stammes, dem überlebenden pfälzischen angefallen seyen? Der Herzog von Zweybrücken behauptete letzteres, weil durch die Hausverträge ausdrücklich bestimmt sey, daß alle von einem Stamme des Gesamthauses gemachten Erwerbungen nach dessen Abgange dem andern zufallen sollen. Dergleichen Verträge deutscher Fürstenthümer waren, nach der Reichsverfassung, gültig, auch  
der

## Streit über die bayerische Erbfolge. 97

Der Kaiser zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtet. 1778  
immer war es klar, nicht der Kaiser allein mußte  
er diese Frage entscheiden wollen. Seine Wahl-  
kondition (Artikel 11) verband ihn bestimmt, bey  
jeder Entscheidung das Reich zuzuziehen; es ge-  
sah aber jetzt kein Schritt, um dieser Pflicht ein-  
nüge zu thun, und alle bayerische Lehen blieben unter  
österreichischer Verwaltung und von österreichischen  
Truppen besetzt.

Auf eines dieser Lehen, die Landgrafschaft  
Rheinfelden, machte das herzogliche Haus Medlen-  
burg, Kraft einer vom Kaiser Maximilian I erhaltenen  
Anwartschaft, Anspruch. Der Herzog von  
Sachsen widersprach demselben und der preussische  
König verlangte, auch dieser streitige Gegenstand solle  
vom Kaiser und Reich untersucht und entschieden  
werden.

Der Wiener Hof war zu entschlossen, seine Ab-  
sichten durchzusetzen, als daß ihn irgend etwas hätte  
beugen können, die gethanen kühnen Schritte zurück-  
zunehmen. So sehr Maria Theresia die Erhaltung des  
Lebens bey herannahendem Alter wünschte, so er-  
bte doch der Ehrgeiz ihres Sohnes kein Nachge-  
ben; auch dem stolzen Sinne des Fürsten Kaunitz.  
Dohms Denkw. 1 Bd. G war



1778 war dieses nicht genüß. Des Herzogs von Zweysbrücken gründliche Darstellungen, Herzbergs lichtvolle Staatschriften überzeugten ganz Deutschland; nur in Wien konnten sie keine Aenderung der Gesinnung bewirken. Immer bestand man hier darauf, das Recht, sich über streitige Gegenstände zu vergleichen, gebühre jedem Privatmanne, so auch jedem Reichsstande. Da die Kaiserin • Königin sich mit der Hauptperson, dem Churfürsten, verglichen habe, so sey kein Dritter ermächtigt, die Gründe, bey denen er sich beruhiget, neuer Prüfung zu unterwerfen. Zuletzt schien Fürst Kaunitz aller weitem Diskussion ein Ende machen zu wollen, indem er, ohne auf die vom preußischen Hofe vorgelegten Gründe sich weiter einzulassen, erklärte: sein Hof werde die durch Vertrag erworbenen Besitzungen nicht zurückgeben; auch nicht zugeben, daß ein Reichsstand sich zum Vormund und Richter seiner Mitstände aufwerfe, gegen Jeden, der dieses unternehme, werde er sich zu vertheidigen wissen, auch gegen einen solchen sich in den Fall eines Angriffkriegs versetzt glauben. In gleichem Sinn erklärte auf dem Reichstage der österreichische Gesandte, daß die Kaiserin • Königin den Richterstuhl des Königs von Preußen in dieser Sache nicht anerkennen könne.

d. 1sten  
April

Zu eben der Zeit, da diese Erklärungen geschah 1778, wurden die österreichischen Truppen aus den fernsten Gegenden in Ungarn, Italien und den Niederlanden in Bewegung gesetzt, und in Böhmen an die schlesische Gränze zusammengezogen. Kaiser

Joseph II begab sich selbst zu dem versammelten Heere. Friedrich besorgte einen Einfall in seine Lande; diese Besorgniß hatte aber wenig Wahrscheinlichkeit. Man wußte, daß Maria Theresia den Ausbruch eines Krieges höchst ungern sahe, und sie konnte voraussetzen, daß der Kaiser, obgleich er den Krieg sehr wünschte, doch sowohl aus Schonung für seine Mutter, als auch aus Rücksicht für Frankreich und Rußland, Alles thun werde, um nicht den Schein des angreifenden Theils zu haben. Prinz Heinrich, überhaupt diesem Kriege abgeneigt, versprach lebhaft den Besorgnissen und Vermuthungen des Königs. Dieser bestand aber auf seiner Ansicht und zog gleichfalls seine Truppen zusammen; einen Theil bey Berlin, dieser wurde den Befehlen des Prinzen Heinrich übergeben, und war bestimmt, im Fall des Krieges, mit den sächsischen Truppen vorzugehen, in Böhmen einzurücken. Die übrigen preussischen Truppen wurden in Schlesien und Glatz, nahe an der böhmischen Gränze, zusammengezogen; zu diesen besorgte sich der König selbst. Noch wurden indeß die <sup>d. 4ten</sup> April.

1778 Unterhandlungen nicht abgebrochen. Der Kaiser fing dieselben an, wohl vorzüglich um Zeit zu gewinnen, da er zum Kriege noch nicht genug gerüstet war. In Schönwalde bey Silberberg erhielt Friedrich einen eigenhändigen Brief dieses Monarchen, aus Olmütz datirt, worin dieser mit sehr freundlichen und gefälligen Worten bezeugte, wie sehr er wünsche, das gute Verständniß möge nicht unterbrochen werden. Er fügte den Entwurf eines Vergleichs bey, durch welchen man sich verständigen könne. Nach demselben sollte der König die Gültigkeit der Convention vom dritten Januar anerkennen, auch im Voraus sich mit jedem Tausch zufrieden erklären, der noch ferner zwischen dem Wiener Hofe und Carl Theodor getroffen würde. Dagegen sollte er die Zusicherung erhalten, daß Oesterreich die dereinstige Verbindung der fränkischen Markgrasthümer mit dem preussischen Hauptstaat, auch jeden Tausch derselben mit andern gelegenen Landen gern zugeben und sogar befördern werde, vorausgesetzt jedoch, daß bey den Austauschen Alles so eingerichtet würde, um jede neue unmittelbare Berührung von Oesterreich und Preußen zu vermeiden. Sichtbar war dieses Vorschlags Absicht, die Aufmerksamkeit von dem Punkte des Rechts in dem österreichischen Verfahren abzulenken und durch vorgehaltenes eigenes Interesse den König zu

bewegen, sich zu Entwürfen beiderseitiger Conve- 1778  
 z zu vereinen. Vielleicht hoffte man, Friedrich,  
 der jetzigen Entfernung von seinen Ministern, in  
 einer günstigeren Stimmung zu finden. Aber seine  
 Wort bewies bald den Ungrund dieser Hoffnung.  
 bezeugte, wie aufrichtig auch er wünsche, die Rus-  
 nicht gestört zu sehen; aber auf den gemachten  
 Vorschlag, setzte er hinzu, könne er schlechterdings  
 nicht eingehen. „Ich habe, sagte er, durchaus kein  
 persönliches Interesse bey der Sache, aber Ew.  
 Majestät müßten mich Ihrer Achtung unwerth hal-  
 ten, wenn ich zugebe, daß der Kaiser nach seiner  
 Willkühr mit Reichslanden verfährt, und wenn ich  
 Rechte und Freiheiten aufopferte, welche ich  
 selbst und meine Mitthurfürsten von unsern Vorfah-  
 ren ererbt haben. Es wird mir gewiß sehr hart  
 fallen, gegen einen Fürsten zu kämpfen, den ich  
 persönlich achte und liebe; ich sehe auch wohl ein,  
 wie gelegen Bayern dem österreichischen Hause ist;  
 aber da ihm jedes Recht zu dessen Erwerb fehlt, so  
 muß ich bitten, andere Vorschläge zu thun, bey  
 welchen die Rechte des Herzogs von Zweybrücken  
 nicht verletzt werden, auch der Churfürst von Sach-  
 sen, der, um den Frieden zu erhalten, von seinen  
 Forderungen wohl etwas nachlassen wird, befriediget  
 werde.“ — Zu allen billigen Auskunftsmit-  
 teln,

1778 versicherte der König, werde er mit Freuden i  
wirken, weil dieses seinen Pflichten, und dem Ple  
den er behauptete, gemäß sey. Die Nachfolge sei  
Hauses in den fränkischen Markgrasthümern sey u  
gens ein der jetzigen Angelegenheit ganz fremder  
genstand. Das Recht dieser Nachfolge sey entsc  
den; aller Wahrscheinlichkeit nach aber werde  
König den Unfall jener Lande nicht erleben, da  
Markgraf, sein Nefte, so viel jünger an Jahren  
Friedrich versichert dem Kaiser, daß er mit ein  
Bruder nicht offener reden könne, entschuldiget u  
gens, wenn er, als ein alter Soldat, in sein  
Schreiben gegen das Cerimoniell gefehlt haben sol  
„Ich habe, sagt er, weder Minister noch Schrei  
„bey mir, und vierzig Meilen in der Runde I  
„mand, der mich hierin unterrichten könnte.“  
Es wurden noch einige Briefe gewechselt <sup>29)</sup>, w  
beide Monarchen mit vielen Complimenten bezeugt  
wie leid es ihnen thue, sich schlagen zu müssen,  
aber doch nicht anders werde seyn können, da es  
nicht möglich scheine, sich über die streitigen Geg  
stände zu verständigen. Friedrich wünschte jed  
f

---

29) S. diese Correspondenz in Oeuvres posthumes  
Frédéric II Tom. V, auch in Herzbergs Rec  
Tom. II.

sehr ernstlich, einen Krieg zu vermeiden, der ihm 1778 bei seinem Alter äußerst lästig wurde, und der alle Bemühungen zur innern Aufnahme seiner Lande zu unterbrechen drohte. Maria Theresia ging aus moralischen und religiösen Gründen eben so ungern daran, ihre Staaten einem Kriege auszusetzen, um Ansprüche zu behaupten, welche zu machen sie nur das Andringen ihres Sohnes und das Ansehen eines viel geltenden Ministers hatten bewegen können. Auch Kaiser Joseph wünschte noch einigen Aufschub, da ein großer Theil der Truppen noch auf dem Marsch und weit entfernt, auch das Heer noch nicht mit allen erforderlichen Bedürfnissen versehen war. Auf die Correspondenz beider Monarchen folgte also ein neuer Versuch, sich durch Unterhandlung zu vereinigen, welche zu Berlin zwischen dem preussischen Ministerio und dem österreichischen Gesandten, Graf Eckenst, eröffnet wurde. Dieser erneuerte den Antrag, die Convention vom dritten Januar sollte als gültig anerkannt und Oesterreich zugestanden werden, durch Tausch noch mehr Theile von Bayern, oder auch das Ganze an sich zu bringen, wogegen auch Preußen erlaubt würde, Anspach und Bayreuth zu erwerben und über diese Lande jeden ihm vortheilhaften Tausch zu treffen.

1778 Offenbar suchte der Wiener Hof, ohne alle Rücksicht auf das Recht seiner Ansprüche, die Sachen so einzurichten, wie es den Vortheilen, über welche beide Höfe sich verständigen könnten, gemäß sey. Dieses Recht der Convenienz-Politik, wie man es nannte, wurde von ihm öffentlich als der Grund beiderseitiger Handlungen aufgestellt. Habe man, dachte Fürst Kaunitz, über die Theilung Polens einverstanden können, so werde man auch in der jetzigen Sache sich endlich verständigen. „Ein Hof, sagte dieser Minister, setze sich nur immer in die Stelle des andern; Jeder verlange von dem Andern immer nur das, was er im gleichen Falle für sich verlangen wird. Wenn Preußen der durch die Umstände dargebotenen Vergrößerung Oesterreichs jetzt nicht widerspricht, so wird Oesterreich auch einst gern zugestehen, daß Preußen in Franken, oder durch passenden Vertausch seiner dortigen Stammlande sich vergrößere. Geschiehet ersteres aber nicht, so wird es solche Vergrößerung nimmer zugestehen. Beide Mächte, schloß er, handeln weiser, wenn sie ihre Vortheile gegenseitig befördern, als wenn eine der andern entgegenarbeitet, und beide sich schwächen.“ — Der preussische Hof blieb unwandelbar dabey: es komme hier gar nicht darauf an, was dem einen oder andern Hofe passend und nützlich sey, sondern allein

darauf

darauf, was einer mit Recht und nach Grundsätzen 1778 deutscher Verfassung behaupten und in Anspruch nehmen könne. Diese Verfassung ungekränkt aufrecht zu erhalten, sey das Wichtigste von Allem. Preussen erklärte, es verlange nicht, sich auf Kosten dieser Verfassung zu vergrößern, könne aber deshalb auch nicht ruhig zusehen, wenn Oesterreich sie zu seinem Vortheil nach Willkühr umstoßen wolle. Da der Churfürst Carl Theodor nur durch angebrohete Gewalt zu der eingegangenen Convention genöthiget sey, so müsse vor Allem dieser entsagt und das gewaltsam in Besiß genommene Stück von Bayern wieder herausgegeben werden. Der künftige jezt nur noch mögliche Rückfall der fränkischen Markgrasthümer sey, als ein gar nicht streitiger Gegenstand, keiner Unterhandlung bedürftig.

Niemand konnte verkennen, daß das Recht auf der Seite des preußischen Hofes war, und der österreichische nur deshalb einem bereinstigen Erwerb Preussens widerspreche, um dessen Einstimmung zu seiner jeztigen Vergrößerung zu erhalten. Die Grundsätze, von denen beide Kabinette ausgingen, waren einander zu sehr entgegengesetzt, als daß eine Einigung unter ihnen möglich gewesen wäre. Dennoch wünschte Friedrich so sehr den Krieg zu vermeiden, daß er von der



1778 Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und dem Wiener Hofe einige Vortheile zuzugestehen beschloß. Er ließ deshalb antragen, es möchte ein neuer Vergleich zwischen dem Wiener Hofe und dem Churfürsten Carl Theodor, jedoch mit Zuziehung des Herzogs von Zweybrücken und des Churfürsten von Sachsen, unter seiner, des Königs Mitwirkung, geschlossen werden. Durch diesen Vergleich sollte, nach dem preußischen Vorschlage, der Wiener Hof zwey bayersche Distrikte, an der Donau und an dem Inn, der eine an Böhmen, der andere an das Erzherzogthum gränzend, erhalten, und dagegen dem pfälzischen Hause zwey diesem wegen seiner rheinischen Besitzungen gelegene kleine Provinzen, Limburg und Geldern, abtreten, auch dieses Haus mit dem größern Theil der vom bayerschen Mannsstamme besessenen Reichslehne, jedoch mit Mindelheim und Wiesensteig das sächsische Churhaus beleihen, zugleich den Lehnsgrechten der Krone Böhmen über einen Theil der Oberpfalz und über einige Distrikte in Sachsen, und in den fränkischen Markgraftthümern entsagen.

Der Berliner Hof glaubte durch diesen Vorschlag der Convenienz, Politik so viel nachzugeben, als es irgend möglich sey. Oesterreich sollte durch denselben  
gegen

gegen Aufopferung zwey entlegener kleinen Provinz 1778  
en und einiger wenig wichtigen Lehnrechte in fremden  
Ländern zwei bedeutende ihm sehr gelegene Distrikte  
erwerben. Der König hoffte also, der Wiener Hof  
werde mit dieser Vergrößerung zufrieden seyn. Aber  
Fürst. Kaunitz sah die Sache ganz anders an. Er  
sah es eine übertriebene Zumuthung, daß sein Hof  
Lande, die er bereits durch Vergleich erworben  
hatte, wieder abtreten und nur durch zu gebendes  
Äquivalent einige Distrikte von Bayern erwerben,  
auch noch obendrein eigene Rechte aufopfern und das  
durch zur Befriedigung des Churfürsten von Sachsen  
beitragen sollte. Solche Forderung schien diesem  
Minister um so unbilliger, da er immer den Erwerb,  
welchen sein Hof jetzt machen wollte, mit dem bereins  
tigten Anfall der fränkischen Markgrasthümer für  
Preußen in gleiche Linie stellte. Nochmals bot er  
seine Genehmigung nicht nur zu diesem Anfall, sondern  
auch zu einer bedeutenden Vergrößerung dadurch an,  
daß es dem Könige erlaubt seyn solle, die brandenburg  
ischen Lande in Franken an das Churhaus Sachsen  
gegen die Lausitz zu vertauschen, auf welches Land in  
dem Fall die Krone Böhmen ihren lehnherrlichen  
Rechten sowohl, als dem ihr gebührenden Rückfall zu  
entsagen sich bereit erkläre <sup>30)</sup>.

Ges

30) Durch den Prager Frieden von 1635 war die Lausitz an  
Chur-

1778 Gewiß war dieser Vorschlag sehr reizend. Nicht leicht konnte von Preußen ein vortheilhafterer Erwerb gemacht werden, als der einer bedeutenden von sehr industriösen Menschen bewohnten Provinz, die von einer Seite an die Mark Brandenburg, von der andern an Schlesien gränzte. Wenn Friedrich sich auch durch ein solches Anerbieten nicht bewegen ließ, von seinem Widerspruch gegen Oesterreichs Vergrößerung abzulassen, so mag die Ueberzeugung mitgewirkt haben, daß der sächsische Churfürst nur höchst ungern zur Abtretung aller von seinen Vorfahren ererbter Lande einwilligen werde, und daß bei der wirklichen Tauschunterhandlung sich Schwierigkeiten finden dürften, welche in mannichfache Diskussionen verwickeln, am Ende die Ausführung ganz vereiteln könnten. Auch mochte der König besorgen, daß die Annahme dieses Vorschlages ihn vom Wiener Hofe abhängig machen und das Vertrauen seiner Mitstände, welches sein bisheriges Betragen in so hohem Grade erworben, ihm wieder entziehen würde. Gewiß ist es, daß Friedrich sich durch alle angebotenen Vortheile nicht einen Augenblick

---

Chursachsen von der Krone Böhmen, als ein Mannslehn, auch mit Bedingung des Rückfalls, wenn einst das damalige Churhaus erlöschen sollte, abgetreten.

blick irren ließ, sondern standhaft dabey beharrte, 1778 die Wiederherstellung des verletzten Rechts und die Behauptung der gekränkten deutschen Verfassung sey die Hauptsache, auf die es jetzt allein ankomme. Manche in damaliger Zeit befremdete dieses Betragen, manche tadelten sogar, daß der König seinem Vortheile nicht gemäß handle. Aber Friedrich sah weiter als diese Tadel; er erkannte, sein größter Vortheil sey standhaste Befolgung des politischen Systems, das er angenommen hatte, der Beschützer des unterdrückten Rechts zu seyn.

Friedrichs Benehmen bey diesem Anlaß verdient um so mehr die Achtung der Nachwelt, wenn man einen Blick auf seine persönliche Lage wirft. Am 24sten Januar dieses Jahrs hatte er sein sechs und sechsigstes Lebensjahr vollendet. Sein Körper empfand jetzt die Folgen der Sorgen und Beschwerden, die er im siebenjährigen Kriege bestanden hatte. Seine Gesundheit schien vorzüglich im letzten Winter ungemein angegriffen; man vermuthete in seiner Nähe allgemein, daß sein Ende nicht mehr fern sey. Aber er hielt die Vertheidigung der als gerecht anerkannten Sache für eine Pflicht der Stelle, auf der er sich befand, und er wankte nicht einen Augenblick, solcher Pflicht die Ruhe seines Alters auf

1778 aufzuopfern, so ungern er auch immer diese Ruhe gestört sahe.

Seinem Befehle gemäß brang sein Ministerium auf eine bestimmte Erklärung, ob es des Wiener Hofes ernstliche Absicht sey, sich mit den Interessenten der bayerischen Erbfolge unter Mitwirkung des Königs zu vergleichen? welche Distrikte von Bayern er in dem Falle zu behalten, und welchen Ersatz er dagegen zu geben gedenke? Der Wiener Hof blieb immer bey allgemeinen unbestimmten Zusicherungen. Endlich erklärte Fürst Kauniz: wenn der Berliner Hof die gemachten Vorschläge nicht annehmen wollte, so sey ein Vergleich unmöglich, und jede weiter zu gebende Aufklärung überflüssig. Der König sah hierdurch die Unterhandlung als abgebrochen an, und ließ dieses in einer zu Wien übergebenen Note erklären. Friedrich zauderte jetzt um so weniger, da schon ein guter Theil der zum Kriege tauglichen Jahrszeit verstrichen war. Auch glaubte man, daß er gern den österreichischen Gesandten von Berlin entferne, der sich bemühte, in dem königlichen Hause selbst Trennungen zu veranlassen, indem er des Königs Bruder aufregte, dem künftigen Verein der fränkischen Markgrafsümer mit dem Hauptstaat zu widersprechen

den  
24sten  
Jan.

d. 3ten  
Jul.

den

en. So sehr auch der älteste dieser Brüder, Prinz Heinrich, nur Preußens Vergrößerung durch des Mittel wünschte, scheint er dennoch zu solchem Widerspruch nicht abgeneigt gewesen zu seyn; wenigstens war dieses damals die allgemeine Meinung. Hat sie dem Prinzen nicht Unrecht gethan, so war diese Schwäche eine Folge der Liebe, die er für die Ehre seines Bruders, des Prinzen Ferdinand, hatte. Denn, wenn auch der Gedanke, einst regierender Reichsfürst zu werden, für diesen Prinzen sehr gehabt hätte (welches nach Allem, was man von seinem Charakter weiß, nicht wahrscheinlich ist), so konnte derselbe nicht hoffen, den viel jüngeren Markgrafen von Anspach zu überleben, und selbst war ohne Kinder.

Der in Wien gegebene Erklärung folgte bald eine Staatschrift <sup>31)</sup>, welche das bisherige Betragen des Königs und den jetzigen Abbruch der Unterhandlungen rechtfertigte. Sie ist ein Meisterwerk Herzbergs; der ganze Gang der Unterhandlungen ist

---

31) Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. S. dieselbe in Herzbergs Recueil T. II.; auch in den oben angeführten Sammlungen.

1778 ist lichtvoll entwickelt. Alle Hauptpunkte sind so dargestellt, daß die ruhig abwägende Nachwelt nie wird verkennen können, wie grundlos Oesterreichs Forderungen waren, und wie von den Fürsten, deren Rechte unterdrückt werden sollten, so wie von ihrem Beschützer, dem Könige, Alles erschöpft worden, um wo möglich ohne Blutvergießen die Irrung zu schlichten.

den  
18ten  
März. Noch bemerken wir, daß schon vorher Friesdrich auch mit dem Churfürst von Sachsen eine Convention abgeschlossen hatte, durch welche er für die sächsischen Allodial-Forderungen angemessene Befriedigung zu bewirken versprach, wogegen der Churfürst sich verbindlich machte, ohne des Königs Zustimmung keinen Vergleich anzunehmen.

---

## Zweites Kapitel.

### Krieg wegen der bayerischen Erbfolge<sup>1)</sup>.

Schon zu Anfang des May kamen die Regimenter<sup>1</sup> 778<sup>1</sup> aus Friedrichs entferntester Provinz, dem Königsreich

- 1) Friedrich selbst hat uns eine Nachricht von diesem Kriege hinterlassen im 5ten Theile der Oeuvres posthumes. Außerdem haben wir von einem sehr einsichtsvollen Officier, dem Grafen von Schmettau, einen Bericht über den Feldzug der preussischen Armee im Jahr 1778 unter Anführung des Königs, Berlin 1789, der sehr schätzbar ist. Graf Schmettau war während des Krieges als Brigade-Major stets um die Person des Königs. Seine Unparteilichkeit geht so weit, daß man vielleicht finden könnte, er habe diesen Monarchen zu hart beurtheilt. Von Kennern wird auch sehr geschätzt: Versuch einer militärischen Geschichte des bayerischen Erbfolge-Kriegs, von einem preussischen Officier. Königsberg 1781. Der Verfasser ist H. v. Saldl, der als Premier-Lieutenant 1778 seinen ersten Feldzug machte. Von dem österreichischen General Fürst von Ligne, der bey Londons Heere diente, ist gleichfalls eine Nachricht vorhanden, im 17ten Theil der Mélanges militaires



1778 reich Preußen, in Schlesien an, und vereinten sich mit den dort bereits früher zusammengezogenen schlesischen, pommerschen und brandenburgischen Truppen. Sie bildeten zusammen eine Armee von hundert tausend Mann, die vom 12ten May an, mit Allem wohl versehen und offensive zu agiren im Stande war. Der König hatte ihr eine Stellung zwischen Reichenbach, Silberberg, Frankenstein, Neiße und Glas gegeben, Böhmen und Mähren gleich bedrohend. Hätte der König sich sofort zu dem Einfall in eins dieser beiden Lande entschlossen, so wäre dies wahrscheinlich mit großem Erfolg geschehen, der Feind vielleicht zur Annahme billiger Bes

---

et littéraires dieses geistvollen Mannes. Das vorzüglichste Werk aber, das wir von österreichischer Seite, so wie über Friedrichs Kriege überhaupt, so besonders über diesen letztern besitzen, ist: *Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht*. Breslau 1788. Der Verf. ist Hr. von Cognaço, der den siebenjährigen Krieg im österreichischen Dienst mitgemacht, nachher seine Muße den Wissenschaften widmete, und 1812 gestorben ist. Außer diesen Quellen sind alle anderen Nachrichten, welche der Verfasser sich hat verschaffen können, vorzüglich Tagebücher beider Heere, benutzt, um eine deutliche Darstellung der Kriegsbegebenheiten zu geben, wie sie Lesern zureichend seyn kann, die nicht Militairs sind. Denn letztere werden durch die angeführten Werke sich noch vollständiger belehren können.

dingungen gezwungen, und so der Kampf glorreich geendet, denn noch waren die österreichischen Truppen nicht hinlänglich gerüstet, um einem krassesten Angriffe bedeutenden Widerstand entgegen zu stellen. Ein österreichischer General <sup>2)</sup> gesteht selbst, daß die Unternehmung auf Bayern in Wien große Verwunderung erregt habe, weil jeder Kundige voraussetzte, daß sie ohne Krieg mit Preußen nicht auszuführen sey, und zu diesem Kriege nichts bereit war. Obgleich die österreichischen Truppen aus entfernten Provinzen bereits im März sich in Bewegung gesetzt hatten, so waren doch zu Anfang nur noch wenige in Böhmen und Mähren zusammengezogen, und diese weder mit der erforderlichen Artillerie, noch mit Lebensmitteln hinlänglich versehen. Friedrichs Heer hatte dagegen alles, was es bedurfte. Durch thätige Fürsorge des schlesischen Finanzministers von Hohnen die Magazine reichlich gefüllt. Nichts hinderte den König, seine Unternehmungen, an welcher Seite er es gut fand, anzufangen, und dadurch Muth seiner Truppen neu zu beleben. Mit dem Jugendfeuer entwarf Friedrich den Plan der Operationen. Er wollte in Mähren einbrechen,

§ 2

chen,

---

2) Der Fürst von Ligne.

1778 Wolke zu ersparen? Können wir geringer von ihm denken, wenn er als Mensch erscheint, dem in dem Alter, worin er jetzt war, die Natur nicht erlaubte, so rasch und kühn zu handeln, wie in früherer Zeit? Wahrlich, wir können es nicht, wenn wir erwägen, wie sehr er durch körperliche schmerzhaftes Leiden niedergedrückt war.

Doch Friedrich zögerte nicht nur mit der Ausführung seines ersten kühnen Entwurfs, er gab denselben, wie es nach zerschlagenen Unterhandlungen wirklich zum Bruch kam, ganz auf. Er selbst führt zwei Gründe an, die ihn hierzu bestimmten. Erstlich fürchtete er, wenn er mit seiner Hauptarmee sich weit entfernte, möchte der Feind die wenigen zur Deckung Schlesiens zurückgelassenen Truppen überwältigen und mit Uebermacht in diese Provinz eindringen. Zweitens besorgte er, der Feind möchte seine Entfernung nutzen, um Dresden wegzunehmen, den Churfürsten von Sachsen entweder zum Uebergange zu seiner Parthey zwingen, oder doch dessen Land zum Schauplatz des Krieges machen. Kaum läßt es sich denken, bemerkt mit Recht ein einsichtsvoller Augenzeuge <sup>3)</sup>, daß diese

Bes

---

3) Graf Schmettau.

Bedenklichkeiten einen so erfahrenen Feldherrn nicht 1778 auch bereits in dem Augenblicke, wie er den Entwurf, in das Herz der feindlichen Staaten einzudringen, machte, vorgeschwebt, und daß sie ihn wirklich von der Ausführung sollten abgehalten haben. Kein Angriff im Kriege, zu dem man den Haupttheil seiner Macht gebraucht, kann je unternommen werden, ohne daß dem Gegner es möglich bleibt, auch von seiner Seite einen andern Angriff zu unternehmen, der uns nöthigt, den unsern aufzugeben. Alles kommt in solchem Falle auf die Schnelle der Ausführung, auf das Gewinnen der Zeit an. Im jetzigen Falle waren hier die Vortheile ganz auf der Seite des Königs. Sein Heer war wohl gerüstet, das kaiserliche war es bey weitem noch nicht so vollständig. Vom Könige hing es ab, von welcher Seite er angreifen wollte; der Kaiser mußte seine Bewegungen nach denen des Königs bemessen. Schlesien, so wie Sachsen, sind durch schwer ersteigliche Gebürge von Böhmen getrennt; jenes Land war durch die trefflichsten Bestungen, dieses durch das vom Prinz Heinrich angeführte preussische und sächsische Corps gedeckt. Während die Oesterreicher einen Angriff von der einen oder der andern Seite nur anfangen, konnte Friedrich bereits die Ufer der Donau erreicht haben.

1778 Sein Gegner mußte nothwendig zurückweichen, um das Innere der eigenen Lande zu schützen. Schon allein die Versetzung des Krieges bis dahin war ein überwiegender Vortheil für Preußen, und mußte die Unternehmung anrathen, auch wenn nicht ein glorreicher Friede deren unmittelbare Folge seyn sollte.

So ungern wir also Friedrichs eigenem Zeugniß mißtrauen, zwingen doch alle Umstände anzunehmen, daß nicht die von ihm angegebenen Gründe es waren, welche ihn vorzüglich zur Abänderung seines Operations-Plans bestimmten. Sein durch körperliche Leiden geschwächter Geist war nicht mehr fähig, kühn auszuführen, was er kühn beschlossen hatte; doch zweifeln wir nicht, daß er, dem das Gefühl der Abnahme seiner Kräfte natürlich höchst unangenehm war, sich selbst durch Vorhalten der von ihm angeführten Gründe zu seinen veränderten Entschlüssen bestimmt habe. Zwanzig Jahre früher hätte Friedrich rascher gehandelt, jetzt erschien die Möglichkeit des Mißlingens ihm im stärksten Lichte. Er fürchtete mehr, den Ruhm alter Thaten zu verlieren, als er hoffen konnte, ihn durch glücklichen Erfolg noch zu erhöhen. Dürfen wir uns wundern, daß Friedrich, bey aller Hoheit seines Geistes, doch als Mensch erscheint, daß Alter und Körperschwäche

He auf ihn, wie auf andere Erdenöhne, wirkt 1778  
 ten? Enthält die Geschichte nicht der Beispiele  
 mehrere, daß große Männer, im Felde wie im Kas-  
 binet, bey herannahendem Alter vor Unternehmuns-  
 gen zurückbehten, die sie in der Kraft der Jugend  
 und des männlichen Alters mit Entschlossenheit und  
 Muth vollführt hätten? Einer der ersten Feldherren  
 des achtzehnten Jahrhunderts, Prinz Eugen von Sas-  
 voben, ist hiervon ein bekanntes Beispiel. Friedrich  
 selbst war Zeuge der Hinfälligkeit, welche er in sei-  
 nem letzten Feldzuge, dem ersten des königlichen Jüng-  
 lings, bewies, wo, nach seinem Ausdruck, nur noch  
 der Schatten des großen Eugen gesehen wurde 4).  
 Fast eben dieses konnte man jetzt von dem Könige sa-  
 gen. Er war so schwach, daß er nur mit äußerster  
 Mühe wenige Schritte machen konnte, um sein Pferd  
 zu besteigen. Nicht mit dem Muth, mit dem seine  
 Gegenwart in voriger Zeit alles um ihn her mit  
 neuem Leben begeisterte, stellte er sich jetzt an die  
 Spitze der Truppen. Er war niedergeschlagen,  
 traurig, unzufrieden mit allem, was ihn umgab.  
 Sein Anblick erfüllte Jeden, der sich ihm nahte, mit

---

4) So sagt der König in den Mémoires de Brande-  
 bourg.

1778 beunruhigenden Empfindungen. So schildert ihn ein Mann, der den großen König nahe begleitete. Dieser fühlte selbst, daß er in seinem damaligen Zustande nicht fähig sey, den Krieg nach gewohnter Weise zu führen; diese Führung aber einem seiner Feldherrn zu überlassen, war ihm durchaus zuwider. In der That würde auch ein solcher Entschluß die verderblichsten Folgen fast unvermeidlich gehabt haben. Die Uebertragung des General-Kommando an irgend einen Andern wäre das Geständniß der Schwäche Friedrichs gewesen, und hätte die Furcht entfernt, mit der sein bloßer Name die Feinde erfüllte. Das Geheimniß, Friedrichs Geist sey erloschen, welches man jetzt, ohne es selbst recht zu glauben, sich zuflüsterte, wäre zur allgemeinen Kunde gekommen, und diese Sage, durch Zusätze vergrößert, hätte die Kraft des Gegners verdoppelt, dem eignen Heere den Muth genommen. Auch würde Friedrich, wenn er der persönlichen Anführung des Heers entsagte, doch gewiß alle Schritte aus seinem Kabinet haben leiten wollen. Welcher Feldherr hätte in dem Bewußtseyn, vor einem solchen Richter alles, was er that und was er unterließ, rechtfertigen zu müssen, mit Muth und Geistes-Gegenwart zu handeln vermocht? Wir wagen es zu sagen, auch Prinz Heinrich, auch der Erbprinz von Braunschweig vermochten es nicht. Das  
Be-

Bestreben, Fehler zu vermeiden, Vorwürfen zu entgehen, wäre das alleinige Ziel jedes Feldherrn gewesen. 1778  
Nein, so lange Friedrich lebte, konnte kein Krieg Preußens gelingen, wo er nicht selbst anführte. Jeder Nachtheil, der unter seiner eigenen Leitung erfolgte, war auch nur durch ihn selbst zu verbessern, und, wie groß er auch seyn mochte, war er immer nicht vergleichbar dem Unglück, welches besürchtet werden mußte, wenn der König aus der Ferne die Unternehmungen leitete. Dieses fühlte Friedrich; und so beschloß er, für jetzt nur so viel zu thun, als seine Kräfte erlaubten, und abzuwarten, ob im künftigen Jahre seine gestärkte Gesundheit etwas Größeres gestatten werde. Die schon oft gemachte Erfahrung, daß seine auch noch so sehr gesunkenen Kräfte sich wieder erholt hatten, machte diese nicht unwahrscheinlich. Zugleich belebte ihn auch immer die Hoffnung, daß es gelingen werde, noch vorher die Irrungen gütlich beizulegen. Gerade weil er diese Aussicht immer unterhielt, wollte er den Krieg nicht mit äußerster Anstrengung führen, nicht den Sachen eine Wendung geben, die den Gegner vielleicht zum Nachgeben, vielleicht aber auch zur Verzweiflung bringen konnte, welche Kräfte giebt, deren Anwendung immer einen ungewissen Erfolg besorgen ließ. Mag Friedrich zwischen diesen verschiedenen Ansichten geschwankt



1778 schwankt haben, mag Unentschlossenheit durch sie bey ihm hervorgebracht seyn; immer bleibt sein Benehmen im Ganzen wahrhaft groß und verehrungswerth. Keine körperlichen Leiden und Beschwerden, keine Gefahr des Lebens und (was ihm gewiß noch mehr war) keine Besorgniß, daß sein Ruhm vermindert werden könnte, vermochten ihn abzuhalten, das zu unternehmen, was in der Stelle, auf der er stand, ihm anständig und als Pflicht erschien. Seine Vorsätze und Entschliefungen waren die eines großen, edlen Regenten, seine ersten Entwürfe, die eines weitsehenden Geistes und kühnen Muthes. Nur in der Ausführung erscheint die Hinfälligkeit des Menschen!

Kaiser Joseph, voll Hoffnung, auf den Trümmern vom Ruhm des alten Gegners seines Hauses selbst den Ruhm eines großen Feldherrn zu erwerben, hatte die Kraft, seine Begierde zu zähmen, und, dem Rath seines Marschalls Lacy folgend, sich nur auf den Vertheidigungskrieg einzuschränken. Auch wenn es nur gelänge, Friedrichs Angriff zu vereiteln, schien schon ein sehr Großes erreicht zu seyn. Diesen Plan empfahlen auch noch andre Rücksichten. Der Kaiser konnte mit Gewißheit vermuthen, daß er werde angegriffen werden; aber die Seite, von der es geschehen werde, vermochte er nicht vorauszusehen, da die

Stel,

Stellung des preussischen Heers sowohl Böhmen als 1778 Mähren bedrohte. Joseph gab also seinen Heeren, die zu Anfang des Julius aus allen Theilen der weitesten Monarchie zusammengezogen waren, und gegen 200,000 Mann betragen mochten, folgende Stellung. Das Hauptcorps, bey welchem der Kaiser selbst sich befand, wurde von Königsgrätz bis Arnau und Hohenelb, am Fuße des Riesengebürges aufgestellt, so, daß es die Elbe mit ihren hohen, steilen Ufern vor sich hatte. Die natürliche Schußwehr, welche diese Ufer darboten, war noch durch die stärksten Verschanzungen vermehrt, die zum Theil schon vor Ausbruch des Krieges angelegt, nun aber zur Vollendung gebracht waren. Zwar war die Festung Pless oder Josephsstadt damals noch nicht vorhanden<sup>5)</sup>, aber Königsgrätz in solchen Stand gesetzt, um

---

5) Schon General Lloyd hatte in der ersten Ausgabe seines schätzbaren Werks (die 1766 erschienen) auf die Nothwendigkeit, in dieser Gegend eine Festung anzulegen, gedrungen, auch noch eine andere vorgeschlagen, um einen aus Sachsen kommenden Feind aufzuhalten. Aber bereits früher hatte Friedrich selbst seinem Gegner eben diesen Rath gegeben. Wie nämlich bey den Hubertsburger Unterhandlungen Oesterreich auf der Rückgabe von Glas bestand, mit der Bemerkung, dieser Posten sey durch die Natur seiner Lage zur Vertheidigung Böhmens, nicht Schlesiens, bestimmt, schlug der König dies

1778 um wenigstens mehrere Wochen sich halten zu können. Die Elbe höher hinauf schien die Natur jeden Angriff unmöglich zu machen, und so die Armee des Kaisers hinter diesen natürlichen und künstlichen Verschanzungen völlig im Stande, dem Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Nur dieses war der Plan Josephs und seines Feldmarschalls Grafen Lacy<sup>6)</sup>. Dieser Feldherr

---

dieses ganz ab, zeigte aber seinem Minister Herzberg die beiden Punkte auf der Karte, an welchen der Besitzer von Böhmen Festungen anlegen müsse, um einem Feinde das Eindringen zu erschweren. Er befahl ausdrücklich, diesen seinen Rath den österreichischen Bevollmächtigten mitzutheilen. Man versäumte die Befolgung. Aber im bayerischen Kriege fühlte man die Wichtigkeit dieser Bemerkung, und, nachdem Kaiser Joseph II sich selbst durch eigene Untersuchung völlig von derselben überzeugt hatte, wurden im Jahr 1780 die Festungen Josephsstadt und Theresienstadt gerade an den Punkten angelegt, die von Friedrich angegeben waren.

- 6) Dies ist der richtige Name; gewöhnlich wird er Lascey geschrieben. Er war 1725 geboren und ist 1802 gestorben. Ich bedaure, daß der mir unbekannte Verfasser einer kleinen Schrift: Huldigung, dargebracht den Manen des Feldmarschalls Grafen von Lacy, 1812, uns nicht eine vollständige Biographie dieses ausgezeichneten Feldherrn gegeben hat. Nach den wenigen Blättern zu urtheilen, scheint er nicht nur von allen historischen Umständen sehr wohl

herr stammt aus irländischem Geschlecht, von einem **1778**  
Vater, der im russischen Dienst großen Ruhm erworben.  
Früh dem österreichischen Kriegsdienst gewidmet, hatte  
er im siebenjährigen Kriege, wo er theils General,  
Quartiermeister war, theils eigene Corps befehligte,  
seinem Namen hohe Achtung verschafft. Bald nach  
dem Frieden trat er an die Spitze des österreichischen  
Kriegswesens und wurde für den Mann gehalten, den  
Niemand in der Befestigungs- und Lagerkunde, und  
in der Kenntniß alles dessen übertreffe, was dazu ge-  
hört, um mit mindestem Aufwande eine Armee wohl-  
genährt und gekleidet / also thätig und gesund zu er-  
halten. Sein Hauptgrundsatz war, den Krieg wenis-  
ger durch eignen Angriff, als dadurch glücklich zu  
führen, daß man den Feind außer Stand setze, uns  
anzugreifen, durch eine ausgedehnte, wohlgesicherte  
Vertheidigungs-Linie den feindlichen Fortschritten  
überall Hindernisse entgegenstelle, ihn durch vergebli-  
ches Anstrengen seiner Kraft ermatte, endlich zum  
muthlosen Rückzuge ihn zwingen. Gleich einem an-  
dern großen Meister der Kriegskunst <sup>7)</sup> hielt er  
Schlach-

---

unterrichtet, sondern auch der Mann zu seyn, um das  
Edle und Große ganz aufzufassen, was in dem Cha-  
rakter von Lacy lag.

7) Dem Marschall von Sachsen. Dieser sagt: Schlachten  
liefern

1778 Schlachten vermeiden unter sehr vielen Umständen für einen sicherern Beweis eines großen Feldherrn, als Schlachten liefern. Gegen einen Feind, wie Friedrich, der durch kühnen und wohlbesetzten Angriff zu siegen gewohnt war, dessen Heer durch Unthätigkeit und Mismuth gewisser, als durch offene Schlacht aufgerieben werden konnte, war dieser Grundsatz wohl angewandt; auch ließ er Erfolg hoffen in einem dem Feldherrn genau bekannten Lande, wo das Heer hinter einem schwer zu passirenden Strom und hinter Felsen sich kräftig verschanzen konnte, wo die Linie, auf der es sich ausdehnte, nur so lang war, um jedem Punkte die Stärke, die er nach veränderten Umständen bedurfte, immer schnell geben zu können; endlich, wo fruchtbare Lande im Rücken alle Mittel reichlich darboten, um den eigenen Soldaten gegen Krankheit, Mangel und Unzufriedenheit zu sichern. Dagegen hatte zehn Jahre später die Anwendung eben dieses Grundsatzes gegen einen Feind von ganz anderer Art, in einem Lande von anderer Beschaffenheit verderbliche Folgen. Friedrich mußte aufgehalten, die Türken mußten schnell angegriffen

---

liefern ist oft nur ein Hülfsmittel, durch welches unwissende Feldherrn sich aus einer Verlegenheit ziehen; wenn sie gar nicht wissen, was sie thun sollen, lassen sie es auf eine Schlacht ankommen.

griffen und geschlagen werden. Die Verschanzungen 1778 in Böhmen waren ein Meisterwerk und hatten die bezielte Wirkung. Aber das Gordons-System in Ungarn flößte den Türken Muth ein und nahm ihn dem eigenen Heere. So erwarb das gleiche Verfahren dem Feldmarschall Lach im Jahre 1778 Ruhm, das im Jahr 1788 die österreichischen Patrioten, vielleicht nicht mit Unrecht, tadeln und beklagen mußten. Immer beruhet der Werth dessen, was der Mensch thut, auf richtiger Beurtheilung der Umstände, unter denen er es thut!

Die Stärke der österreichischen Hauptarmee, die hinter der Elbe verschanzt stand, betrug 100,000 Mann. Rechts von derselben war zur Deckung Mährens, an den Ufern der March, zwischen Littau und Mugliß, auch in einer festen Stellung, ein Corps von 30,000 Mann aufgestellt unter Befehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen<sup>8)</sup>, eines sächsischen Prinzen, der während des siebenjährigen Krieges in österreichische Dienste getreten, mit einer Tochter der Kaiserin-Königin vermählt war, das Herzogthum Teschen und die Statthalterschaft des Königs

8) Geboren 1738.

1778 Königreichs Ungarn erhalten hatte. Güte und Menschlichkeit erwarben diesem Fürsten die Liebe und das Zutrauen der Armee. Neben ihm befand sich, bei dem mährischen Corps, der Feldmarschall Graf Haddik, ein Ungar von Geburt, ein Mann von Verdienst, den bereits im siebenjährigen Kriege muthvolle Entschlossenheit und Fähigkeit auszeichneten. Links von der Hauptarmee war, zur Beobachtung der Lausitz und Sachsens, ein Corps von 70,000 Mann bestimmt; seine Stellung war von Reichenberg, Gabel, Schlackenau, von da über die Elbe bis Leutmeritz, Duchs und Löplitz, dessen Befehlshaber der Feldmarschall Loudon <sup>9)</sup> war. Von einem irländischen Geschlecht abstammend, war er in Liefland geboren, hatte von frühester Jugend an <sup>10)</sup> sich dem russischen Kriegsdienst

---

9) Loudon wird gewöhnlich Laudon geschrieben. Er war geboren 1726, ist gestorben 1790. Wir haben eine wohlgeschriebene Lebensbeschreibung Loudons von Pezl, Wien 1791, nach welcher Schlichtegroll in dem Nekrolog vom Jahr 1790 einen sehr anziehenden biographischen Abriß gegeben hat. Auch Hr. v. Hormayr hat einen solchen geliefert im österreichischen Plutarch, Wien 1807, 12tes Bändchen, der sehr verdient gelesen zu werden.

10) Er soll schon 1733 bei der Belagerung Danzigs gewesen seyn, welches doch faum glaublich ist, da Loudon damals erst sieben Jahre alt war.

ist gewidmet, und die merkwürdigen Feldzüge un- 1778  
 Graf Munnich gegen die Türken gemacht. Da er  
 er sich nachher zurückgesetzt glaubte, ging er gleich  
 Anfang der Regierung Maria Theresens in  
 österreichische Dienste, und wurde bey den Croaten  
 gestellt. Obgleich er im österreichischen Erbfolges  
 er sich ausgezeichnet, hatte er doch viele Mühe,  
 siebenjährigen gebraucht zu werden; aber er ent-  
 felte nun seine großen Talente so schnell, daß  
 während der ersten Jahre dieses Krieges be-  
 s zu den höchsten Stufen emporstieg, und wäh-  
 d der letzten an der Spitze der Heere stand. Seine  
 Ueberlegung angefangenen, mit Kühnheit ausges  
 rten Unternehmungen wirkten wesentlich auf den  
 folg des Krieges, sie erwarben ihm das Wohl-  
 den seiner Monarchin, Verehrung und Zutrauen  
 Truppen und die Achtung seiner Gegner. Feur  
 und nach Thaten begierig stimmte er den Grund-  
 en Lach's nicht bey, deren Befolgung ihn selbst  
 hr als den Feind ermüdete. Er war für kühne  
 rasche Unternehmungen, um ein bestimmtes Ziel  
 kürzestem Wege zu erreichen. Im Kriege gegen  
 Türken war er glücklicher als Lach. Jetzt mußte  
 ch auch er dem angenommenen System sich  
 en.



**1778** Der Kaiser zog den größern Theil der in Mähren aufgestellten Truppen an sich, sobald er gewiß wurde, daß des Königs Hauptmacht gegen Böhmen gerichtet seyn werde. Diese Hauptmacht war in zwey Heere vertheilt, das eine unter seinem eigenen, das andere unter des Prinzen Heinrichs Befehl, jedes etwa 100,000 Mann stark. Bey dem erstern Heere befanden sich drey Söhne des Königs, der Prinz von Preußen, der bey diesem seinem ersten Feldzuge durch Richtigkeit des Blicks, gute Anordnungen und Thätigkeit in der Ausführung die Zufriedenheit seines großen Oheims, und das Vertrauen der Armee erwarb; — der Erbprinz, und der Prinz Friedrich von Braunschweig, Söhne der Schwester Friedrichs. Beide letztere hatten bereits im siebenjährigen Kriege, unter ihres väterlichen Oheims Herzog Ferdinands Leitung, Geist und hohen Muth bewiesen.

**8. 5ten Jul.** Unmittelbar nach den abgebrochenen Unterhandlungen rückte der König aus der Grafschaft Glatz bey Nachod in Böhmen ein. Der kleine Strich dieses Landes bis zur Elbe wurde ihm ohne Widerstand überlassen. Aber unmöglich konnte das Heer hier so viel Mittel des Unterhalts finden, daß nicht das Bedürfniß der Zufuhr aus Schlesien noch bedeutend geblieben wäre. Die Art, wie Friedrich mit dem  
bes

letzten feindlichen Lande versuhr, verminderte noch 1778  
ihre die Subsistenz, — die er aus demselben hätte  
haben können. Die Unlust, mit welcher der König  
den Krieg anfang, war so groß, daß er durchaus  
alles vernachlässigte, was für den glücklichen Erfolg  
des Feldzuges nöthig war. Die Umstände, welche  
davon erzählt werden müssen, würden keinen Glaus  
zu verdienen, wären sie nicht allgemein bekannt ge  
worden und auch durch einen Mann, dessen Wahr  
heitsliebe nicht bezweifelt werden kann<sup>11)</sup>, der Nach  
richt aufbehalten worden. Kein Generalstab war  
angestellt, Niemand war mit der Sorge für die  
mannichfachen Bedürfnisse des Heers beauftragt.  
Der König selbst, belastet mit der Führung des Krie  
ges im Großen, zerstreut durch Geschäfte aller Art,  
wohl der äußern Verhältnisse, als der innern Re  
gierung seiner Staaten, dabei körperlich äußerst  
schwach, wollte doch unmittelbar für Alles selbst  
sorgen, was in einem Kriege mehrere Beamten for  
dert, die, ein Jeder mit gewissen Geschäften beauf  
tragt, dafür verantwortlich sind. Die verderblichen  
Folgen waren unvermeidlich, und traten sehr  
früh ein. Die Lager wurden so abgesteckt, daß sie  
den Augenblick feindlichem Angriff ausgesetzt waren.

---

11) Den Grafen Schmeltan.

1778 Die Soldaten waren in denselben auf einander gehäuft, entbehrten Alles, was ihr mühsames Leben erleichtern konnte. Für den Unterhalt und die mannichfachen Bedürfnisse des Heers war nicht gesorgt, es fehlte daher bald an Allem. Der König wurde jeden Augenblick mit Kleinigkeiten behelligt, seine üble Laune dadurch aufs Höchste gebracht und allen, die ihn umgaben und die durch diese Laune oft ungerecht litten, mitgetheilt. Der Krieger, welcher weder hinlängliche noch gute Nahrung, oft nicht einmal das schlechteste Lagerstroh erhielt, wurde aus Noth und Verzweiflung grausam gegen die armen Landbewohner. Diesen wurde durchaus Alles genommen; nicht nur Lebensmittel, sondern auch die Werkzeuge des Ackerbaues. Sogar die Wohnungen wurden niedrigerissen und zur Feuerung gebraucht. Gegen Soldaten, welche das Elend, worin man sie versetzte, zu Barbaren machte, waren keine Gesetze der Kriegszucht anwendbar; doch Friedrich duldete nicht nur die Unordnungen, er schien selbst zu ihnen ansachen zu wollen. Es thut weh, es dem mehrmals angeführten Augenzeugen nachzählen zu müssen; aber die Wahrheit fordert es. Wo der König hinkam und von obern Befehlshabern, zur Erhaltung der Ordnung, gestellte Salvogarden fand, ließ er dieselben abziehen mit den Worten: „die Leute müssen wissen, daß sie  
den

den Feind in ihrem Lande haben.“ Da er befahl 1778 ausdrücklich, die Soldatenweiber (welche es in solchen Fällen am ärgsten zu machen pflegen) mit auf die Fouragirung zu schicken <sup>12)</sup>. Diese Unmenschlichkeit rächte sich bald auf eine sehr fühlbare Weise an dem, der sie übte. Die Einwohner, zur Verzweiflung gebracht, benutzten jede Gelegenheit, ihren Peinigern den bittersten Haß zu beweisen, oder sie flüchteten mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten, die sie retten konnten, über die Elbe. Die ganze Gegend war bald verheert und völlig ausgeplündert. Durch die Barbaren, mit welcher die Armee verfuhr, beraubte sie sich selbst aller der Mittel des Unterhalts, welche sie bey Kriegszucht und guter Einrichtung aus dem feindlichen Lande hätte ziehen können. Sie mußte dasselbe weit früher verlassen, als sonst nöthig gewesen wäre, und ehe es zu dem Rückzuge kam, erlag mancher brave Krieger den Krankheiten, welche Mangel und schlechte Nahrung nothwendig hervorbringen mußten; andere gingen zu der österreichischen

§ 4

Armee

---

12) Daß dieses nur Folge augenblicklicher unglücklicher Stimmung war, erhellet daraus, weil der König, noch vor dem Einmarsch in Böhmen, seinen sämtlichen Generals befohlen hatte, auf die strengste Disciplin unablässige Aufmerksamkeit zu richten, und an den Feinden in jedem Zustande Keuseligkeit zu üben.

1778 Armee über, welche in ausgedehnten, bequemen Quartieren mit allen Lebensmitteln wohl versorgt war. Wirklich verlor der König binnen fünf Wochen durch Krankheiten und Desertion über 7000 Mann. Er rückte so nahe als möglich an die Elbe, deren Ufer doch an der Seite, wo er stand, noch mit österreichischen Vorposten besetzt blieb. Der größere Theil der Armee stand bey Nachod; der König selbst ging mit einem kleinern Corps mehr vorwärts, und nahm <sup>d. 8ten Jul.</sup> sein Hauptquartier zu Welsdorf, wo es sechs Wochen hindurch blieb. Während dieser Zeit fielen täglich kleine Scharmügel zwischen den sich so nahe berührenden Heeren vor. Doch kaum war dieser unthätige Feldzug begonnen, als schon Maria Theresia einen auch Friedrich sehr willkommenen neuen Versuch machte, den Frieden wieder herzustellen.



Drit-

## Drittes Kapitel.

### Erneuerte Friedens-Unterhandlungen.

---

Man rechnete in Wien so fest auf des Königs für 1778  
 perliche Schwäche und auf seine Abgeneigtheit, sich  
 in einen Krieg einzulassen, daß man, bis auf den letzten  
 Augenblick der abgebrochenen Unterhandlungen, sich  
 fest überzeugt hielt, es werde zum wirklichen Bruche nicht  
 kommen. Sogar das Zusammenziehen seiner Heere in  
 Schlessien und seine Erscheinung bey denselben sahe man  
 nur als Demonstrationen an und glaubte gewiß, der  
 König werde, auch aus politischer Rücksicht für die  
 Höfe, die er sich geneigt zu erhalten wünschte, nicht  
 angreifen. Wie er dieses aber dennoch that, wurde  
 sogar der Kaiser selbst dadurch sehr überrascht. Noch  
 größer aber war die Bestürzung in der Hauptstadt.  
 Schon dachte man daran, die Kaiserin-Königin und  
 ihren Hof durch Flucht nach Preßburg zu sichern.  
 Es machte dieser Monarchin den größten Kummer,  
 ihre Lande wiederum einem verderblichen, weit ausse-  
 henden Kriege ausgesetzt zu sehen. Auch fürchtete sie

1778 als Mutter für das Leben zweier Söhne, des Kaisers und Erzherzogs Maximilian, und eines Schwiegersohns, des Herzogs Albert von Sachsen-Teichen, die bey der Armee waren. Entschlossen, lieber ihren Ansprüchen auf Bayern ganz zu entsagen, wollte sie sofort das Aeußerste versuchen, um das drohende Unglück abzuwenden. Sie beschloß, einen Vertrauten an den König zu senden, dem sie auftrag, Alles anzuwenden, um Herstellung des Friedens und sofort einen Waffenstillstand zu bewirken.

17ten  
Jul.

Es erschien im Hauptquartier zu Welsdorf ein Fremder, der sich für einen Sekretair der russisch-kaiserlichen Gesandtschaft in Wien und mit Depeschen beauftragt angab, die er dem Könige selbst überreichen müsse. Als er zu dem Monarchen gebracht wurde, erklärte er sich für den Baron Thugut, einen schon damals rühmlich bekannten österreichischen Staatsmann, der in der Folge noch berühmter geworden ist. Er übergab ein Schreiben der Kaiserin, Königin, nebst einer Vollmacht zu neuen Unterhandlungen. In jenem äußerte Maria Theresia, wie schmerzhaft ihr der Ausbruch des Krieges sey, und wie sehr sie wünsche, sich über dessen Anlaß noch gütlich zu verständigen. Sie hoffte, hatte sie Thugut ausdrücklich aufgetragen zu sagen, es werde dem  
König

**König eben so leid thun, als ihr, sich einander die 1778  
Haare auszuraufen, die schon das Alter gebleicht  
habe. Sie thue, ließ sie hinzusetzen, diesen Schritt  
ohne Wissen ihres Sohnes, des Kaisers, und bitte  
den König um das strengste Geheimniß. Dieser be-  
zeugte seine Bereitwilligkeit, den Wünschen der Kai-  
serin-Königin zu begegnen. Thuguts Vorschläge  
waren folgende:**

- 1) seine Monarchin wolle von dem, was sie in  
Bayern in Besiß genommen, nur so viel Land  
behalten, als eine jährliche Revenüe von einer  
Million Gulden abwerfe.**
- 2) Es solle ihr aber frey stehen, dieses Land ge-  
gen andere ihr mehr gelegene Distrikte zu ver-  
tauschen, doch immer mit dem Beding, daß das  
Einkommen nicht über jene Summe gehe, daß  
Bayern nicht zertheilt würde, auch die österreichi-  
schen Besißungen die Reichsstadt Regensburg,  
als den Sitz des Reichstages, nicht einschließen.**
- 3) Die Kaiserin-Königin wolle vereint mit dem  
Könige sich bemühen, ein billiges Uebereinkom-  
men zwischen dem Churfürsten von der Pfalz  
und dem Churfürsten von Sachsen zu bewirken,  
so, daß letzterer als Allodial-Erbe befriediget  
werde.**

**Thug**



1778

Thugut setzte noch mündlich hinzu, im Fall des Einverständnisses über Bayern werde sein Hof dem künftigen Anfall der fränkischen Markgrafthümer an den preussischen Staat sich nicht widersetzen, vielmehr die Vertauschung derselben gegen dem Könige besser gelegene Lande, entweder die Lausitzen, oder auch das Herzogthum Mecklenburg, gern befördern. Der König machte dem österreichischen Bevollmächtigten sofort bemerkllich, wie sein Hof Dinge vermene, die gar nichts mit einander gemein hätten, nämlich sein ganz unstreitiges Recht, die fränkischen Markgrafthümer, bey dereinstigem Anfall, mit seinen Staaten zu vereinigen, und Oesterreichs Anmaßung, einen Theil von Bayern an sich zu reißen, an welches es gar kein Recht habe. Wenn man sich verständigen wolle, sagte er, müsse von solchem Vergleich gar keine Rede seyn; aber vor Allem sey nöthig, daß der Wiener Hof, was er gewaltsam genommen, wieder herausgebe, und das deutsche Reich gegen ähnliche Handlungen willkührlicher Gewalt für die Zukunft gesichert werde. Was den Tausch der fränkischen Markgrafthümer betreffe, so müsse derselbe ganz freiwillig geschehen, und solle durchaus kein Fürst dazu gezwungen werden. Nur unter dieser Bedingung, sagte der König, werde der Tausch ihm annehm seyn; doch, setzte er hinzu, wenn es dazu kommen sollte, könnte  
die

die eventuelle Huldigung bereits jetzt an beiden Seiten 1778 den künftigen Beherrschern geleistet werden. Dieser Zusatz beweiset, wie angenehm der vorgeschlagene Erwerb eines ihm gelegenen Landes dem Könige allerdings war. Nur das größere Interesse, vor Allem die Verfassung Deutschlands zu sichern, lag ihm noch mehr am Herzen; dieses Interesse allein hielt ihn ab, sich auf eine Idee einzulassen, die für seinen Staat so vortheilhaft war. Noch fügte der König den gemachten Vorschlägen einige Punkte hinzu, über die man sich gleichfalls verständigen müsse, nämlich den Erlaß der böhmischen Lehnrechte in Sachsen und einige Befriedigung des Hauses Mecklenburg. Das Resultat der Unterredung mit Thugut war, daß der König sich zu neuen Unterhandlungen sehr willig erklärte. Er wolle, sagte er, sofort seine Minister von Berlin kommen lassen, und diese sollten bereit seyn, mit dem österreichischen Bevollmächtigten zu unterhandeln, wenn dieser mit noch bestimmtern Instruktionen seiner Monarchin auf die ihm vom Könige gemachten Versicherungen zurückkommen werde. Baron Thugut reiste nach Wien zurück und die Preussischen Minister, Graf Finckenstein und Herzberg, kamen, auf Befehl des Königs, in Frankenstein an, wo sie jenes Rückkunft abwarteten. Um die Unterhandlung zu fördern, und ihr einen bestimmten Charakter zu geben, schrieb der

den  
24ten  
Jul.  
König

den 28sten Jul. 1778 König noch einmal an die Kaiserin, Königin, und legte, ohne Zweifel nach Herzbergs Rath, einen neuen Entwurf zum Vergleich vor, der in der That des Königs lebhaften Wunsch, den Frieden herzustellen, sehr deutlich beweiset. Nach diesem Entwurf sollte der Wiener Hof einen Distrikt von Bayern erhalten, der von Passau an, längst dem Inn und der Salza, bis Wildshut an der Salzburgerischen Gränze sich erstreckt, dagegen aber allen Rechten über die böhmischen Lehen in der Oberpfalz und in Sachsen entsagen, und eine Million Thaler an den Churfürsten von Sachsen zahlen. Letzterer sollte auch als Allodial-Besitzungen das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben, und die Herrschaft Rothenberg in Franken erhalten. Alle übrigen bayerschen Lehen sollten wieder dem pfälzischen Hause verliehen, doch die Herzoge von Mecklenburg entweder durch eines dieser Lehen, oder auch durch das von ihnen gewünschte privilegium de non appellando (Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte) für ihre Ansprüche entschädiget werden. Hauptbedingung bey Allem war, daß keiner der zwischen den verschiedenen Interessenten streitigen Punkte auf eine künftige Unterhandlung verwiesen, sondern alle sofort, unter Mitwirkung des Königs, gänzlich und für immer verglichen würden. Dieser Monarch verlangte für sich selbst

selbst nichts, als daß der Wiener Hof den von ihm 1778 ganz unbefugt gedroheten Widerspruch der vereinstigen Vereinigung der fränkischen Markgrasthümer zurücknehme, auch, im Fall ein freiwilliger Tausch derselben gegen die Lausitzen zu Stande kommen sollte, alsdann die Kaiserin-Königin, ihrem eigenen Erbieten gemäß, den böhmischen Lehn- und Rückfalls-Rechten entsage.

Dieser Plan, so nachgebend er auch von Friedrichs Seite war, konnte doch in Wien nicht Beifall finden. Der Kaiser hatte die von seiner Mutter im Augenblick des ausgebrochenen Krieges wieder angefangene Unterhandlung mit höchstem Unmuth vernommen. Er schrieb dieser Monarchin: wenn sie auf so nachtheilige Bedingungen Frieden schließen wolle, werde er nicht nach Wien zurückkehren, noch je sich seiner Mutter wieder nähern, sondern in Kaschau, oder irgend einer andern freien Reichsstadt, nach Sitte der alten Kaiser, seine Residenz nehmen. Tief betrübt über diese Gesinnungen ihres ältesten Sohns berief Maria Theresia den zweiten, Großherzog Leopold von Toskana, zu sich und schickte ihn zur Armee, um Joseph zu besänftigen. Die Folge war, wie Friedrich sagt, daß beide Brüder, welche bisher in gutem Verständniß gelebt hatten, sich

1778 sich entzweiten. Auch bey Raumiß fand Maria Theresia keinen Beistand gegen den kriegerischen Sinn ihres Sohns. Diesem Minister lag mehr daran, sich in der Gunst des Mitregenten zu befestigen. So sah die Kaiserin-Königin sich genöthiget, Friedrich zu  
 d. 1sten  
 Aug. antworten: in dem Augenblick, wie Thugut habe zurückreisen sollen, um Erläuterungen zu geben, von denen sie die Herstellung des Friedens gehofft hätte, erhalte sie den neuen Plan des Königs, der Alles abändere, und sie bedürfe nun noch einiger Zeit, ehe sie ihren Bevollmächtigten mit einer Erklärung über diesen Plan abfertigen könne.

den  
 10ten  
 Aug.

Thugut kam jedoch bald wieder zu Welsdorf an. Ohne irgend eine Erklärung über des Königs letzten Vergleichsplan zu geben, legte er das Erbieten seiner Monarchin vor, Friedrichs Hauptverlangen zu erfüllen. Sie wolle, sagte er, den Churfürst Carl Theodor von der am 3ten Januar eingegangenen Convention ganz entbinden, alle bayerische und oberpfälzische Lande wieder herausgeben, unter der alleinigen Bedingung jedoch, daß dagegen der König für sich und seine Nachkommen dem dereinstigen Rückfall der französischen Markgrasthümer für so lange Zeit, als jüngere Prinzen des Hauses Brandenburg vorhanden seyn würden, bündigst entsage. Der König verwarf  
 ohne

ohne Anstand diesen Vorschlag aus dem schon angeführten Grunde, daß die inneren Verhältnisse seines Hauses keinen Dritten etwas angingen und mit einem unrichtmäßigen Anspruche des österreichischen Hauses nie gleich behandelt werden könnten. Wenn, erklärte er, die Kaiserin-Königin auf diesem Vorschlage bestünde, könne gar keine Unterhandlung angefangen werden. Wie aber hierauf Thugut sich zu noch andern Vorschlägen bevollmächtigt zu seyn erklärte, verwies der König ihn an seine Minister, die in dem nicht weit entfernten Kloster Braunau seiner warteten. Hier wurde nun die neue Unterhandlung angefangen. Thugut brachte noch einmal den schon dem Könige gethanen Vorschlag vor, auf welchen aber die preussischen Minister, da er von ihrem Herrn bereits völlig verworfen war, sich gar nicht einlassen konnten. Der österreichische Bevollmächtigte eröffnete nun einen andern Vergleichsplan. Die Kaiserin-Königin verlange, in Rücksicht ihrer gemachten Ansprüche, nur einen solchen Theil von Bayern, der eine Million Gulden jährlicher Einkünfte ertrage. Es sollte ihr jedoch dasjenige Stück von Bayern abgetreten werden, das zwischen einer Linie begriffen sey, die von Kufstein in Tyrol ohngefähr durch die Mitte des Landes über Wasserburg, Landsbut, Waldmünchen bis an die Gränze von Böhmen gezogen würde. Die

1778 Einkünfte dieses Landestheils sollten nach dem bisherigen Ertrage von österreichischen, bayerischen und zweibrückischen Commissarien ausgemittelt und Alles, was über Eine Million Einkünfte gehe, durch andre Besizungen, deren Einkünfte auf gleiche Weise nach bisherigem Ertrage berechnet würden, ersetzt werden. Entweder österreichische Besizungen in Schwaben oder in den Niederlanden wurden zu solchem Ersatz angeboten, und wenn der Ertrag derselben dem Ertrage des abzutretenden Theils von Bayern nicht gleich käme, sollte das Fehlende dadurch ausgeglichen werden, daß der Wiener Hof einen verhältnißmäßigen Theil der bayerischen Landessschulden übernähme. Die Befriedigung des Churfürsten von Sachsen sollte unter gemeinsamer Mitwirkung der Kaiserin, Königin und des Königs geschehen, und jene wollte ihren lehnherrlichen Rechten in Sachsen entsagen. Das Herzoglich Mecklenburgische Haus sollte eins der bayerischen Reichslehne erhalten; überdem wolle Maria Theresia nicht nur allem Widerspruch gegen den künftigen Anfall der fränkischen Lande entsagen, sondern auch deren Vertauschung durch Aufgebung ihrer Lehns- und Rückfalls-Rechte an die Lausitzen befördern.

Die Preussischen Minister, nachdem sie die Bes  
den fehle des Königs eingeholt, erklärten diesen Vor  
15ten schlag  
Aug.

ag für durchaus unannehmlich. Wenn, sagten 1778, die Kaiserin-Königin irgend wirkliche Ansprüche Bayern machen könnte, so müßten diese auf einen Theil des Ertrages, namentlich zu bestimmenden Theil dieses Ertrages, gehen. Auf Revenüen, nach dem Maaßstabe des Ertrages in neuerer Zeit, seyen solche Ansprüche gar nicht denkbar. Da aber, wie hinlänglich bekannt sey, diese Monarchin durchaus kein Recht zu einem Theile von Bayern habe, so könne sie auch, ohne Rücksicht solchen Rechts, nicht einen Landestheil von einem bestimmten Ertrage verlangen, ohne für denselben dem pfälzischen Hause, wenn es ihn freiwillig abtreten wolle, vollkommenen Ersatz anzubieten. Es würde bey jedem Tausch nach solchem ganz unbilligen Maaßstabe des bisherigen Ertrages Vortheil gar zu sehr auf der Seite von Oesterreich seyn, als daß man ihn annehmen könne. Denn die Finanz-Verwaltung in Bayern bisher unvollkommener, als vielleicht in irgend einem deutschen Lande gewesen; so würde es der österreichischen Regierung leicht werden, aus dem abgetretenen Distrikt einen weit bedeutendern Ertrag herauszubringen, als bisher gegeben habe, und das pfälzische Haus könnte dafür in einem Distrikt, der durch die österreichische Verwaltung bereits zum möglichsten Ertrage gebracht worden, keinen Ersatz finden. Ueberdem

R 2

seyen



1778 sehen kleine, abgelegene nicht mit einander zusammenhängende Landstriche kein Aequivalent für die Abtretung des verlangten, wohl zusammenhängenden, fruchtbaren an der Donau, Inn und Salza belegenen Strichs von Bayern, der Tyrol mit Böhmen verbinden solle, auch die höchst wichtigen Salzwerke einschließe, welche Bayern nicht entbehren könne, dessen übrig bleibender Theil überhaupt durch diese Abtretung des bessern in eine ganz vollendete Abhängigkeit von dem übermächtigen Nachbar kommen würde. Aus allen diesen Gründen, schlossen die preussischen Minister, könne ihr König auf Vorschläge, durch welche der Hauptzweck, den er bey der Unterhandlung gehabt, durchaus nicht erreicht würde, sich gar nicht weiter einlassen, und da alle seine Bemühungen, die entstandene Irrung auf eine gerechte und doch immer dem Wiener Hofe sehr vortheilhafte Art beizulegen, fruchtlos gewesen, so müsse er abwarten, daß veränderte Grundsätze künftig einen glücklichen Erfolg der Unterhandlungen herbeiführten.

Der Baron Thugut schien eine so baldige gänzliche Abweisung seiner Vorschläge nicht erwartet zu haben. Noch an demselben Tage, wo er die preussische Antwort erhalten, machte er einen neuen Versuch, diese Vorschläge dadurch annehmlich zu machen, daß er  
mit

mit einem ungleich kleinern Stück von Bayern<sup>1)</sup>, 1778 als er vorher verlangt, doch übrigens unter denselben Bedingungen, sich befriedigen zu wollen erklärte. Die preussischen Minister wiesen auch dieses zurück mit der bestimmten Aeußerung, daß der König auf Meibers Thuguts Vorschlägen angenommenen Grundsätze sich nicht einlassen könne. So wurde diese Unterhandlung am dritten Tage nach ihrer Eröffnung bereits wieder abgebrochen. Finkenstein und Herzberg kehrten sofort nach Berlin zurück, und Thugut, nachdem er vergeblich sich bemüht hatte, noch unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln, mußte auch seine Rückreise antreten.

---

1) Der zuerst verlangte Distrikt betrug mehr als die Hälfte der in der zweiten Proposition verlangte ohngefähr zwey Fünftel von ganz Bayern.

1778 seyen kleine, abgelegene nicht mit einander zusammenhängende Landstriche kein Aequivalent für die Abtretung des verlangten, wohl zusammenhängenden, fruchtbaren an der Donau, Inn und Salza belegenen Strichs von Bayern, der Tyrol mit Böhmen verbinden solle, auch die höchst wichtigen Salzwerke einschließe, welche Bayern nicht entbehren könne, dessen übrig bleibender Theil überhaupt durch diese Abtretung des bessern in eine ganz vollendete Abhängigkeit von dem übermächtigen Nachbar kommen würde. Aus allen diesen Gründen, schlossen die preussischen Minister, könne ihr König auf Vorschläge, durch welche der Hauptzweck, den er bey der Unterhandlung gehabt, durchaus nicht erreicht würde, sich gar nicht weiter einlassen, und da alle seine Bemühungen, die entstandene Irrung auf eine gerechte und doch immer dem Wiener Hofe sehr vortheilhafte Art beizulegen, fruchtlos gewesen, so müsse er abwarten, daß veränderte Grundsätze künftig einen glücklichen Erfolg der Unterhandlungen herbeiführten.

Der Baron Thugut schien eine so baldige gänzliche Abweisung seiner Vorschläge nicht erwartet zu haben. Noch an demselben Tage, wo er die preussische Antwort erhalten, machte er einen neuen Versuch, diese Vorschläge dadurch annehmlich zu machen, daß er  
mit

mit einem ungleich Kleinern Stück von Bayern<sup>1)</sup>, 1778 als er vorher verlangt, doch übrigens unter denselben Bedingungen, sich befriedigen zu wollen erklärte. Die preussischen Minister wiesen auch dieses zurück mit der bestimmten Aeußerung, daß der König auf die bey Thuguts Vorschlägen angenommenen Grundsätze sich nicht einlassen könne. So wurde diese Unterhandlung am dritten Tage nach ihrer Eröffnung bereits wieder abgebrochen. Finkenstein und Herzberg kehrten sofort nach Berlin zurück, und Thugut, nachdem er vergeblich sich bemüht hatte, noch unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln, mußte auch seine Rückreise antreten.

---

1) Der zuerst verlangte Distrikt betrug mehr als die Hälfte der in der zweiten Proposition verlangte ohngefähr zwey Fünftel von ganz Bayern.

## Viertes Kapitel.

### Fortgesetzte Kriegs-Unternehmungen.

1778 Während dieser Unterhandlungen, welche ohne Wissen des Kaisers angefangen, und ohne seine Billigung geführt worden, war kein Waffenstillstand geschlossen, also auch der kleine Krieg nicht unterbrochen worden<sup>1)</sup>. Der König beschäftigte sich nun mit dem Entwurf, irgendwo über die Elbe zu gehen, dem Feinde in den Rücken zu kommen und mit der Armee des Bruders, Heinrich, sich in Verbindung zu setzen. Er versichert uns aber selbst, die steilen Ufer des Flusses und die Verschanzungen des Feindes haben es schlechterdings unmöglich gemacht, diesen Entwurf auszuführen. Ein Mann, dessen Urtheil glaubwürdig ist<sup>2)</sup>, widerspricht dieser Behauptung. In den Gegenden,

sagt

---

1) Der König hatte indeß in seiner Antwort auf den ersten Antrag der Kaiserin-Königin die Versicherung gegeben, er werde alle seine Schritte so abmessen, daß die Kaiserin ohne mütterliche Besorgniß seyn könne.

2) Graf Schmottau.

sagt er, wo die Elbe noch nicht weit von ihrer Quelle 1778  
 entfernt ist, senken sich ihre Ufer in sanftem Ab-  
 hang hinab, und wenn der Strom nicht durch starken  
 Regen auf kurze Zeit angeschwellet wird, ist er sehr  
 leicht zu durchwaten. Dieses letztere war wirklich im  
 Sommer des Jahrs 1778 fast immer der Fall, und  
 also eine sehr thunliche Sache, an mehreren Stellen  
 über die Elbe zu kommen. Wäre dieses gelungen,  
 hätte Friedrich mit einem Theil des Heinrichschen  
 Heers vereint, während der Bruder mit dem übrigen  
 Theil den Marschall Loudon beschäftigte, über Bunz-  
 lau und Brandeis bis Prag vorrücken und den Kais-  
 er nöthigen können, entweder den besten Theil Böh-  
 mens Preis zu geben, oder seine verschanzte Stellung  
 verlassen und es auf eine Schlacht ankommen zu  
 lassen. Aber ein Entwurf dieser Art, behauptet  
 Graf Schmettau, war nie wirkliche Absicht des Kö-  
 nigs; nur um die Unzufriedenheit seines Heers über  
 die unthätige und beschwerdevolle Lage, worin es oh-  
 ne allen Nutzen gehalten wurde, einigermaßen zu  
 beruhigen, unterhielt Friedrich die Meinung, daß er  
 sich mit Angriffs-Planen und dem Uebergange über  
 die Elbe beschäftigte. Wäre dieses wirklich seine  
 Absicht gewesen, würde er sich besser zu verbergen,  
 als den Feind zu überraschen gesucht haben; aber  
 seine Aeußerungen, in der Gegend von Hohenelb den

1778 Uebergang versuchen zu wollen, waren so laut, die Anstalten wurden so öffentlich, und doch zugleich so äußerst langsam gemacht, daß es schien, der König habe nur den Gegner aufmerksam machen und ihm den Flect andeuten wollen, wo er alle Mittel des Widerstandes anhäufen müsse.

So viel Achtung dieses Urtheil eines kundigen Augenzeugen auch immer verdient, so finden wir es doch wahrscheinlich, der König habe sein Heer, seinen Bruder und durch seine Schriften auch die Nachwelt über seine gehabte Absicht nur deshalb getäuscht, weil er sich selbst zuerst täuschte. Das leidende Verhalten, welches Friedrich in diesem Feldzuge bewies, war seinem Geiste und dem durch seine frühern Kriege bewährten Charakter durchaus zuwider. Der von ihm entworfene Operations-Plan beweist hinlänglich, daß dieser Geist noch nicht erloschen, dieser Charakter noch immer derselbe war. Unmöglich konnte es seiner Einsicht entgehen, wie nachtheilig es für seinen Ruhm und für seinen Zweck sey, mit den gesammelten großen Kräften nichts zu thun. Gewiß sah Niemand besser als er, daß, je sehnlicher er ein schnelles Ende des Krieges wünsche, um so mehr sey es wichtig, durch eine kraftvolle Unternehmung in das Innere der feindlichen Staaten einzudringen, und den Friedens-Neigungen der

der Kaiserin-Königin das Uebergewicht über den kriegerischen Sinn ihres Sohns zu verschaffen. Gewiß fühlte er sehr wohl, daß, wenn er jetzt, ohne irgend Etwas ausgerichtet zu haben, sich wieder zurückziehe, dieses den Muth des österreichischen Heers eben so sehr beleben, als den des seinigen schwächen müsse; er fühlte, daß er in dem nächsten Feldzuge es noch ungleich schwerer finden werde, dasjenige auszuführen, was er in dem jetzigen aufgeben müssen. Diese Betrachtungen machen es höchst wahrscheinlich, daß Friedrich, so sehr auch sein Geist durch körperliche Leiden geschwächt war, dennoch den Vorsatz, einen Angriffskrieg zu führen, wirklich gehabt habe, und es ihm mit dem Uebergang über die Elbe Ernst gewesen sey. Aber die Schwierigkeiten dieses Unternehmens stellten sich seiner Einbildungskraft sehr groß, vielleicht noch größer vor, als sie wirklich waren, und dieses immer mehr, je näher der Augenblick entscheidenden Handelns kam. So wenig wir auch die Wahrheitsliebe des oft angeführten Augenszeugen bezweifeln, so wagen wir doch zu behaupten, daß die Schwierigkeiten des Uebergangs für Friedrichs Heer in den Umständen, worin es sich befand, doch in der That größer waren, als jener sie vorstellt. Nicht allein die Beschaffenheit des Stroms brachte sie hervor, sondern vorzüglich der Umstand, daß der



1778 Uebergang unter den Augen eines zahlreichen, wohlgerüsteten, unangreifbar verschanzten Feindes, der alle Vortheile der Gegend für sich hatte, bewirkt werden mußte. Wurde Friedrich zurückgeschlagen, so kam sein Heer in die äußerste Verlegenheit. Ohne alle Mittel sich in dem völlig ausgezehrten Theile von Böhmen auch nur kurze Zeit zu halten, mußte er im eigenen Lande Zuflucht suchen und dort den siegenden Feind erwarten, der von mehr als einer Seite vordringen konnte. Auch wenn der Angriff nur halb mißlang, immer wurde der Gegner dadurch muthiger, den Kampf fortzusetzen und Friedrichs Hauptzweck, ein Friede, der Bayern rettete, schwerer zu erreichen. Solche Möglichkeiten stellten sich Friedrichs Geiste dar, und bewogen ihn, seinen Ruhm, die Erhaltung seines Heers, das Wohl seiner Lande nicht von dem äußerst mislichen Erfolg eines kühnen Unternehmens abhängen zu lassen, das er zwanzig Jahre früher vielleicht mit weniger Bedenklichkeit gewagt, vielleicht auch mit Glück durchgesetzt hätte. Friedrich war Mensch, können wir uns wundern, ihn als solchen empfinden und handeln zu sehen?

Sein folgendes Betragen liefert noch mehr Beweise dieser Schwäche des Menschen. Nach der Versicherung des Grafen Schmettau war das Lager  
vom

vom Könige selbst so schlecht gewählt, daß seine Armee und er selbst sich in beständiger Gefahr eines feindlichen Ueberfalls befanden. Die einzelnen Abtheilungen des Heers waren durch tiefe Defileen getrennt, und im Fall der Noth nicht im Stande, sich gegenseitig zu unterstützen. Sogar zwischen der großen Armee bey Nachod, und dem kleinen Corps, mit welchem der König selbst bey Welsdorf stand, war gar keine freie Communication, und das Hauptquartier konnte aufgehoben werden, ohne daß die übrige Armee sich schnell genug in Bewegung zu setzen vermochte. Das Lager des Königs erstreckte sich bis nicht an einen großen Wald, in welchem die Vorposten des Feindes waren, und dieser konnte hinter dem Walde ganz unbemerkt eine bedeutende Macht aufstellen, das preussische Lager überraschen, und in das ärgste Gedränge bringen.

Sehr natürlich ist hier die Frage: warum benutzte denn der Feind nicht alle diese Fehler zu seinem Vortheil? Unbekannt konnten sie ihm doch nicht bleiben, denn dieser Feind war im eigenen Lande und hatte die genaueste Kenntniß desselben; keine Bewegung im preussischen Lager konnte ihm entgehen. Die ihrem Landesherrn treu ergebenen, gegen die Preussen äußerst erbitterten Unterthanen waren treffliche Spione;

1778 Spione; warum machten der Kaiser und sein Feldmarschall Lach gar keinen Versuch zu Unternehmungen, welche unter den vorhandenen Umständen so glücklichen Erfolg versprachen? Nur die Ansicht der Dinge, welche diese Feldherren einmal gefaßt hatten, kann erklären, was allerdings auffallend ist. Bey aller Begierde, sich mit Friedrich zu messen, hatte Joseph doch einen so hohen Begriff von dessen großen militairischen Talenten, daß er ihm Fehler, wie sie wirklich begangen wurden, nicht zutraute, und hinter dem, was unverzeihliche Nachlässigkeit schien, List und Absicht besorgte. Lach bestärkte ihn in dieser Meinung. Dieses Feldherrn fester Grundsatz war nun einmal, seinen Gegner durch Unthätigkeit zu ermatten. Diesem Zwecke opferte er jede Gelegenheit auf, durch glänzenden, aber immer blutigen Sieg der Fehde ein schnelles Ende zu machen. Stand London dem Könige gegenüber, höchst wahrscheinlich handelte er anders. Friedrichs Ruhm und Preußens Glück wären dann in größte Gefahr gekommen.

Am 15ten August verließ der König das Hauptquartier zu Welsdorf und nähete sich den hohen Gebirgen, wo allein er den Uebergang über die Elbe vielleicht möglich hielt. Am 26sten war das Hauptquartier zu Lauterwasser, wo der Gedanke dieses Ueber-

bergangs, wegen der für unübersteiglich erklärten 1778  
 Schwierigkeiten, ganz aufgegeben und jeder weitem  
 Unternehmung entsagt wurde. Friedrich schränkte  
 von jetzt an darauf ein, nur noch so lange wie  
 glich in Böhmen zu bleiben, und alle in dem von  
 ihm besetzten Striche dieses Landes noch für Mens-  
 chen und Vieh aufzutreibende Lebensmittel völlig  
 zu zehren. Er wollte hierdurch nicht nur das ei-  
 gne Land schonen, sondern auch, so viel ihm immer  
 möglich war, dem Feinde die Mittel abschneiden,  
 ihm seinem Rückzuge nachzufolgen und in Schlesien  
 einzudringen. Das Gesetz des Krieges machte  
 diesen Entschluß vielleicht nothwendig, aber dessen  
 Ausführung war grausam, nicht nur für das feinds-  
 ige Land, sondern auch für das eigene Heer. Denn  
 klich war das Land schon fast völlig ausgeplünd-  
 ert, und da es nicht mehr so viel Lebensmittel lies-  
 sen konnte, als auch nur die karglichste Erhaltung  
 Menschen und Vieh foderte, die Zufuhr aus  
 Schlesien aber äußerst beschwerlich war; so brachte  
 es in der preussischen Armee das größte Unge-  
 schick, und den höchsten Grad von Misernuth und  
 Verzweiflung hervor. Die Pferde konnten nicht  
 mehr die Reuter tragen, sondern mußten von ihnen  
 langsam fortgeführt werden. Die Wege, auf wel-  
 che das preussische Heer sich fortzog, waren durch  
 ge-

1778 gefallene Pferde bezeichnet; böse Krankheiten rissen unter den Truppen immer mehr ein und rafften sehr viele Menschen weg. Indes waren alle Vorstellungen, welche man nur furchtsam dem übelgelaunten Könige zu machen wagte, ganz vergebens. Er bestand darauf, sein Heer müsse noch ferner aus Böhmen seinen Unterhalt ziehen. Mit Härte wies er Jeden ab, der ihm die Unmöglichkeit und die höchst unglücklichen Folgen seines Entschlusses zu beweisen unternahm. In einem Augenblicke der übelsten Stimmung über die nicht aufhörenden Klagen wegen Mangels der Fourage behauptete er, seine eigene Suite sey Schuld an diesem Mangel, da sie Alles ausplündere. Er befahl, die wenigen Personen, welche seine Suite ausmachten, sollten sofort alle Fourage, die sich bey ihnen fände, vor die Thür seines Quartiers schaffen lassen, und zugleich ließ er die reitende Artillere, welche ihn so eben mit ihren Klagen bestürmt hatte, eben dahin bestellen, um Fourage ausgeheilt zu bekommen. Der sonderbare Befehl mußte vollzogen werden. Der kleine Vorrath wurde vor des Königs Thür gebracht, die Artilleristen stritten sich unter seinen Augen um die einzelnen Heubunde, und kehrten, die meisten leer, alle höchst mißmüthig zurück<sup>3)</sup>. Am 8ten Septbr. wurde von

Laus

---

3) Graf Schmettan, der selbst zu der Suite gehörte, erzählte

Landesherren nicht ungenügend. Das ansehnliche  
 Regiment wurde zu der Zeit durch die Zeit sehr  
 geschwächt. Friedrich wurde immer unruhiger. Mit ihm  
 entwichen viele andere die Lüste der Jugend.  
 Der Geist war nicht so, wie er für die Zeit sein sollte.  
 Bedenke ich nur immer wieder, die Jugend.  
 Die Jugend wurde immer mehr und mehr  
 Dennoch wurde der Krieg mit Preußen fortgesetzt;  
 verständig, während der Krieg der Preußen sich fort-  
 setzte, und erachtete sich für die preussische Sache  
 desher sein heiliges Leben. Mit erheutem  
 Geiste vernahm dieser die Berichte über die von ihm  
 dem Koenig getragenen Verdienste, und erkannte  
 sich genau nach den kleinsten Umständen derselben.  
 Noch bei seiner Gelegtheit in diesem Feldzuge war  
 bei Friedrich so viel gute Laune bemerkt, als er bei  
 dieser zu erkennen gab. Es war ein rührender Aus-  
 blick, wie der König den Prinzen, nach diesem ge-  
 gebenen Beweise seiner Einsicht und muthvollen  
 Tapferkeit, zum ersten Mal wieder sah. Friedrich  
 umarmte ihn gütlich, im Beiseyn vieler Generale  
 und Stabsofficiere, und bezeugte ihm öffentlich die  
 Achtung, die sein Betragen verdient habe. Alle  
 Anwesenden vergossen Freudenthränen. Es war ein  
 schön

zählt dieses, die üble Laune des Königs so stark cha-  
 rakterisirende Factum.

1778 gefallene Pferde bezeichnet; böse Krankheiten rissen unter den Truppen immer mehr ein und rafften sehr viele Menschen weg. Indeß waren alle Vorstellungen, welche man nur furchtsam dem übelgelaunten Könige zu machen wagte, ganz vergebens. Er bestand darauf, sein Heer müsse noch ferner aus Böhmen seinen Unterhalt ziehen. Mit Härte wies er Jeden ab, der ihm die Unmöglichkeit und die höchst unglücklichen Folgen seines Entschlusses zu beweisen unternahm. In einem Augenblicke der übelsten Stimmung über die nicht aufhörenden Klagen wegen Mangels der Fourage behauptete er, seine eigene Suite sey Schuld an diesem Mangel, da sie Alles ausplündere. Er befahl, die wenigen Personen, welche seine Suite ausmachten, sollten sofort alle Fourage, die sich bey ihnen fände, vor die Thür seines Quartiers schaffen lassen, und zugleich ließ er die reitende Artillere, welche ihn so eben mit ihren Klagen bestürmt hatte, eben dahin bestellen, um Fourage ausgetheilt zu bekommen. Der sonderbare Befehl mußte vollzogen werden. Der kleine Vorrath wurde vor des Königs Thür gebracht, die Artilleristen stritten sich unter seinen Augen um die einzelnen Heubunde, und kehrten, die meisten leer, alle höchst mißmüthig zurück<sup>3)</sup>. Am 8ten Septbr. wurde von

Laus

---

3) Graf Schmettau, der selbst zu der Suite gehörte, erzählt

Lauterwasser wieder aufgebrochen. Das anhaltende 1778 Regenwetter machte den Zug durch die fast ganz ungangbaren Bergengen immer schwieriger. Mit unendlicher Mühe wurde die Artillerie fortgebracht. Der Feind verfolgte, so viel die Beschaffenheit des Bodens es nur immer erlaubte, die Abziehenden. Die Beschwerden waren wirklich ganz unglaublich. Dennoch wurde der Rückzug mit Ordnung vollbracht; vorzüglich zeichnete der Prinz von Preußen sich hierbey aus, und erwarb sich die vollkommenste Zufriedenheit seines königlichen Oheims. Mit erheitertem Gesicht vernahm dieser die Berichte über die von seinem Neffen getroffenen Anordnungen, und erkundigte sich genau nach den kleinsten Umständen derselben. Noch bey keiner Gelegenheit in diesem Feldzuge war bey Friedrich so viel gute Laune bemerkt, als er bey dieser zu erkennen gab. Es war ein rührender Anblick, wie der König den Prinzen, nach diesem gegebenen Beweise seiner Einsicht und muthvollen Tapferkeit, zum ersten Mahl wieder sah. Friedrich umarmte ihn zärtlich, im Beiseyn vieler Generale und Stabsofficiere, und bezeugte ihm öffentlich die Achtung, die sein Betragen verdient habe. Alle Anwesenden vergossen Freudenthränen. Es war ein schd-

---

zählt dieses, die üble Laune des Königs so stark charakterisirende Factum.



1778 schöner Augenblick für den König, für den Prinzen und für die Armee, die mit lebendigem Vertrauen zu dem erfüllt ward, der sie einst anführen sollte. Am 21sten September war endlich die äußerste Gränze Böhmens erreicht, wo der König sein Hauptquartier zu Schäßlar nahm.

Zu eben der Zeit, wie der König in Böhmen einbrach, setzte auch sein Bruder Heinrich mit dem theils in der Mark Brandenburg, zwischen Berlin und Cottbus, theils im Magdeburgischen zusammengezogenen Heere sich in Bewegung, um durch Sachsen in Böhmen einzubringen, besonders auch, um Dresden gegen einen feindlichen Angriff zu sichern 4). Mit zwey Märschen konnten die Oesterreicher diese Hauptstadt erreichen, und es wäre für sie von höchster Wichtigkeit gewesen, hier den Preußen zuvorzukommen. Vielleicht wäre der Churfürst gezwungen worden, ihre Parthey zu nehmen, wenigstens sich

neus

---

4) In Beschreibung dieses Feldzugs folge ich vorzüglich, doch mit Benutzung auch andrer Nachrichten, dem Journal de l'armée prussienne et saxonne aux ordres du Prince Henri en 1778 par Fallois, dem zuverlässigsten Berichte, welcher über diesen Feldzug, dem der Verfasser selbst beigewohnt, bekannt geworden ist. Er findet sich als Anhang im Traité de la castrametation par Fallois. à Dessau 1781.

neutral zu erklären. In jedem Falle wäre es ihnen 1778  
 wahrscheinlich gelungen, den preussischen Einbruch in  
 Böhmen von dieser Seite zu hindern, und also den  
 Krieg in freudem Lande zu führen. Um diesem  
 vorzukommen, mußte Prinz Heinrichs Armee äußerst  
 schnell und zugleich äußerst geheim sich nähern. Bei-  
 des wurde erreicht. Binnen acht Tagen waren die  
 verschiedenen von Cottbus, Berlin, den Ufern der  
 Elbe und Saale aufgebrochenen Colonnen bey Dres-  
 den vereint. Ihre Bewegungen und alle dazu erforder-<sup>d. 8ten</sup>  
 lichen mannichfachen Vorbereitungen waren so sehr <sup>Jul.</sup>  
 in der Stille betrieben, daß man in Dresden selbst  
 die bevorstehende Ankunft des Heers erst zu Mittag  
 des Tages erfuhr, an dessen Abend der Vortrab  
 unter General Möllendorf wirklich ankam. Der an  
 der Gränze Böhmens, kaum drey Meilen von Dres-  
 den entfernt stehende österreichische General Sauer  
 erfuhr erst zwey Tage nachher, daß Prinz Heinrichs  
 Armee ihm so nahe sey. Der sächsische Churfürst  
 sah ein, daß abgesonderte Operationen seines eige-  
 nen Heers für das gemeinsame Beste nicht zweck-  
 mäßig seyn würden; er hatte also den guten Gedan-  
 ken, dasselbe ohne alle Einschränkungen den Befehlen  
 des Prinzen Heinrich, der mit Recht sein vollkomm-  
 nes Vertrauen besaß, zu übergeben. Das preussische  
 Corps nahm nahe bey Dresden seine Stellung, theils

1778 in einem Lager, theils aber, um die bevorstehende Erndte möglichst zu schonen, in Dörfern. Des Prinzen Hauptquartier war in dem Dorfe Plauen. Die Sachsen cantonirten zwischen Pirna und Maxen. Das preussische Corps wurde auf 90,000, das sächsische auf 23,000 Mann geschätzt. Der so ungemein schnelle Marsch hatte Menschen und Pferde sehr ermattet, und ein österreichischer Angriff in den ersten Tagen nach der Ankunft würde in große Verlegenheit gesetzt haben. Aber dieser Angriff erfolgte nicht, und der Prinz gewann Zeit, seine Truppen sich erholen zu lassen, ehe er mit ihnen gegen Böhmen aufbrach.

Bereits im siebenjährigen Kriege hatte Prinz Heinrich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben, der, auch in den schwierigsten Umständen, gegen überlegene Feinde mit geringen Mitteln immer sich mit glücklichem Erfolg behauptet hatte. Sein königlicher Bruder selbst gab ihm das Zeugniß, er sey der einzige, welcher während dieses Krieges gar keinen Fehler gemacht habe. Er hatte jetzt mehrere meistens in der Schule des siebenjährigen Krieges gebildete Generale unter sich, Platen, Klüß, Kalkstein, Möllendorf, Belling, den Prinz Friedrich Adolph von Anhalt-Bernburg und den jüngsten braunschweigischen Prinzen

zen Leopold. Das sächsische Corps war vom Grafen 1778  
 von Solms, gleichfalls im siebenjährigen Kriege ge-  
 bildet, und vom Grafen Anhalt, der noch vor Kur-  
 zem aus dem preussischen in den sächsischen Dienst  
 übergegangen war, befehligt. Dem Heinrichschen  
 Corps gegenüber in Böhmen stand der schon geschild-  
 erte Feldmarschall Loudon, von dessen kühner Ent-  
 schlossenheit wohl ein Angriff zu erwarten gewesen,  
 und der vermuthlich mit der Besetzung Sachsens zu-  
 vorgekommen wäre, hätten ihn nicht ausdrückliche  
 Befehle seines Hofes, der durchaus nicht den Schein  
 des Angreifers haben wollte, zurückgehalten. Dies-  
 ser Hof setzte voraus, daß die Preußen von eben der  
 Seite in Böhmen eindringen würden, wo es ihnen im  
 siebenjährigen Kriege gelungen war. Hier, im Leut-  
 meritzer Kreise, stand also Loudon mit seinem Corps,  
 gegen 90,000 Mann stark; seine äußersten Vor-  
 posten hielten das Gebürge besetzt, welches Böhmen  
 von Sachsen scheidet.

Friedrich und Heinrich aber fanden besser, den  
 Angriff von einer Seite zu machen, wo ihn der Gegner  
 nicht erwartete. Der Prinz kannte noch aus dem sie-  
 benjährigen Kriege die Gegenden von Schlackenau  
 und Rumburg, wo die Gebürge den Marsch  
 äußerst beschwerlich, das Fortbringen des Geschüßes

1778 und nöthiger Vorräthe fast unmöglich machen. Ein guter Kenner, der englische General Lloyd <sup>5)</sup>, hält diese Pässe für so gut verschanzt durch die Natur, daß sie keiner Zusätze durch die Kunst bedürften, und ein österreichischer Feldherr von dieser Seite nie einen Angriff zu besorgen habe. So scheint auch Loudon die Sache angesehen zu haben. Er hatte diese Gegend nur sehr schwach besetzt, und sein Heer von Töplitz über Ruffig bis Leutmeritz längs der Elbe aufgestellt. Doch gerade dieser Umstand bewog den Prinzen Heinrich, welcher seinem Heere zutraute, daß es auch unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten zu besiegen vermögen werde, dem Könige den Einbruch über Schlackenau und Rumburg vorzuschlagen. Aber diesem Vorschlage begegnete der Befehl des Königs, durch den Saaßer Kreis in Böhmen einzudringen. Auch hier wurde er von den Oesterreichern nicht erwartet, und der Angriff von dieser Seite schien große Vortheile zu versprechen. Unverzüglich gab Heinrich seinen eignen Gedanken auf, und beschloß den königlichen Befehl zu vollziehen. Er ließ den General von Platen mit 20,000 Mann bey Maxen stehen, um Sachsen gegen Streifereien zu decken; dann sandte

---

5) S. Geschichte des siebenjährigen Krieges von Lloyd und Kempelhoff Th. 1. S. 19.

sandte er den General von Möllendorf mit einem <sup>den 17ten</sup> Theil des Heers voran. Dieser drang über Baßberg <sup>Jul.</sup> in Böhmen ein, und dessen Vortrab kam bis Kommos 1778  
 tan, ohne einigen Widerstand zu finden. Der Prinz  
 folgte mit dem übrigen Heere über Dippoldiswalde und  
 gelangte bis Frauenstein. Die bösen Wege machten  
 den Marsch äußerst beschwerlich. Unerwartet wandte  
 sich der Prinz und ließ sein Heer den mühevollen  
 Marsch wieder zurückmachen, zog auch den schon so  
 weit vorgebrungenen General Möllendorf wieder an  
 sich. Plötzlich ging er über die Elbe und drang durch  
 unglaublich beschwerliche Wege über Schlackenau und  
 Rumburg in Böhmen ein. Eine sehr große Hitze  
 machte den Marsch noch mühevoller. Fast erlagen  
 auch die kräftigsten Krieger. Aber Heinrich mars  
 schierte zu Fuß mit dem Vortrabe, drey Tage hins  
 durch, vom Anbruch des Tages bis zum Abend,  
 und erklimmte die steinigten Höhen. Nun fühlte  
 Niemand mehr die harte Beschwerde. Unaufgese  
 hrt spannten die Grenadiere die Pferde von den Was  
 sen, welche Kanonen fuhren, und zogen sie über die  
 steilsten Berge. Schon am fünften Tage nach dem  
 Ausmarsch war General Belling mit der Avantgarde  
 in Gabel, wo die Oesterreicher den Angriff nicht ab  
 warteten. Ueberall zerstreuten sie sich in den Wäls  
 dern und fielen den eindringenden Preußen in die  
 Hände.

**1778 Hände.** Der Prinz bekam mehr Gefangene, als oft in einer Schlacht gemacht werden; er verlor wenige Menschen, aber viele Pferde unterlagen der Beschwerte. Er selbst wunderte sich, daß er so glücklich durch enge Gebürgspässe gedrungen war, wo ein einziges Bataillon mit ein paar Kanonen jeden Feind zurücktreiben konnte. Loudon zog sich hinter die Iser, wo er zwischen Jungbunzlau über Münchengrätz bis Turnau eine Stellung nahm, fast eben so unangreifbar, wie die der Hauptarmee des Kaisers, mit der er in ungehemmter Verbindung blieb. Heinrich stellte sich ihm gegenüber und nahm sein Hauptquartier zu Nimes. Er besetzte die Gegend von hier bis über die Elbe, nach Lobositz und Bilin.

Man hat lange geglaubt, daß der erste Marsch des Prinzen bis Frauenstein, den er plötzlich abbrach, und sein Heer die äußerst beschwerlichen Wege noch einmal machen ließ, nur ein Mittel gewesen sey, seinen Gegner über die wahre Absicht seines Einbruchs in Böhmen von einer ganz andern Seite zu täuschen. Man hat diese meisterhafte Kriegslust gepriesen, und sie als einen Beweis der Feldherrns Talente Heinrichs betrachtet. Aber dieses Urtheil ist unrichtig. Der Prinz wollte wirklich, der Vorschrift des Königs gemäß, durch den Saaßer Kreis

ein

einbringen, und dem schon bis Kommutau gekommenen 1778  
 nach Müllendorf mit dem Haupt-Corps folgen. Als  
 sein zu Frauenstein erhielt er die Nachricht, daß der  
 König seinen ersten Vorschlag sehr billige und dessen  
 Ausführung wolle. Ohne Bedenken befolgte der  
 Prinz diesen Willen, benutzte aber gera die verbreitete  
 Nachricht von dem schon eingeschlagenen Wege, um  
 den Feind irre zu führen. Zu diesem Zweck machte  
 er noch Anstalten zu Anlage eines großen Magazins  
 zu Freyberg, und bediente sich dazu eines Juden,  
 von dem er wußte, daß er Londons Spion sey, und  
 nicht verfehlen werde, diesen Feldherrn von solchem  
 Vorhaben zu unterrichten. Man hat es getadelt,  
 daß der Prinz seine Truppen zwecklos abgemattet  
 habe, und nicht, des königlichen Befehls ohngeach-  
 tet, auf dem bereits mit so gutem Glücke eingeschla-  
 genen Wege geblieben sey, der ihn vielleicht bis Prag  
 führen konnte. Wäre dieses gelungen, so wäre viel-  
 leicht in dasiger Gegend eine Vereinigung mit der  
 Armee des Königs möglich gewesen. Die feindlichen  
 Feldherrn sahen sich dann gezwungen, ihre ver-  
 schanzten Stellungen zu verlassen und es auf eine  
 Schlacht ankommen zu lassen, die den Krieg vortheil-  
 haft entscheiden konnte. Allerdings scheint es, daß  
 die gleich anfangs bewiesene Unentschlossenheit, und  
 die ohne Noth gehäuften Beschwerden die Kräfte des





jedem eintretenden widrigen Zufall möglichst gut aus 1778  
zugleichen.

Prinz Heinrich und Feldmarschall Loudon stans  
den in der vorgeschriebenen Stellung mehrere Wo  
chen gegen einander über. Auch hier hat man die  
Unthätigkeit des ersten Feldherrn getadelt. Warum,  
fragte man, drang er nicht vor bis Hohenelb, vers  
trieb die dort stehenden Oesterreicher, die das einzige  
Hinderniß der Vereinigung beider preussischen Heere  
waren? Auch hier muß man, vorausgesetzt daß solches  
Vordringen wirklich möglich gewesen, um gerecht zu  
urtheilen, wohl erwägen, daß ein so entscheidender  
Schritt nicht ohne Genehmigung des Königs gesche  
hen durfte, dessen Bewegungen ihm gemäß einges  
richtet werden mußten. Dem Könige war an der  
Vereinigung so viel gelegen, daß der Prinz gar  
nicht zweifeln durfte, er werde Alles, was von seiner  
Seite für dieselbe geschehen könne, sobald er es ir  
gend thunlich halte, sofort verfügen. Daß der  
König vielleicht die Schwierigkeiten für unüberwind  
licher hielt, als sie waren, haben wir bereits aus  
seiner damaligen Geistesstimmung zu erklären ge  
sucht, zugleich aber auch bemerkt, daß in der That  
höchst wichtige Gründe es sehr bedenklich machten,  
den Zweck des Krieges von dem Gelingen eines

1778 wirklich ungemein mißlichen Unternehmens abhangeln zu lassen. Doch, wie man dieses auch ansehen mag, immer war Prinz Heinrich von den Ansichten und Entschlüssen des Königs abhängig. Auf ihn kann nie ein gerechter Tadel fallen, wenn er Jenes Vorschriften genau befolgte. In Allem, was von ihm allein abhing, zeigt sich Heinrich als einen musterhaften Feldherrn. Bei seiner Armee wurde die strengste Kriegszucht beobachtet. Sogleich beim Einmarsch in Böhmen ließ er alle Einwohner auffordern, die Heimath nicht zu verlassen, ruhig ihrer Geschäfte zu warten und den eindringenden Truppen in keiner Art sich zu widersehen. Unter dieser Bedingung gab er die Versicherung, daß nichts verlangt werden solle, als was die Nothwendigkeit des Krieges erfordere. Er versprach, jeder ruhige Unterthan solle in seiner Person, und bey seinem Eigenthum gegen alle Mißhandlungen geschützt, jede Ausschweifung streng bestraft werden. Dieses Versprechen wurde so gut erfüllt, daß die Einwohner solche menschliche Behandlung mit Dank erkannten, sie durch ihr eignes Betragen erwiederten, und der Armee Lebensmittel in Menge zuführten. Letztere befand sich wohl hierbey, und so fühlten Soldaten und Einwohner hier ungleich minder das Ungemach des Krieges, als in dem  
 Striche

Striche von Böhmen, wo die Armee des Königs. 1778 stand.

Eben so sorgte Heinrich wachsam dafür, daß der mit vortreflichen leichten Truppen verschene Gegner sein Heer wenig beunruhigen, ihm nicht die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden konnte. Zugleich versuchte er Alles, um diesen Gegner aus seiner verschanzten Stellung zu bringen. Da er in Sachsen keine feindlichen Streifereien mehr besorgen durfte, ließ er den dort bey Maxen zurückgelassenen General Platen nun auch in Böhmen, bis Melnik, <sup>den 22sten Aug.</sup> vorbringen, und zugleich rückte Möllendorf bis Belwari. Die Hauptstadt Prag wurde in Schrecken gesetzt. Möllendorf nahm eine Stellung, die zum Angriff reizen sollte. Aber London, dem ihm vorgeschriebenen System getreu, blieb unbeweglich. Doch lernte dieser Feldherr, daß vor den Augen eines Gegners, wie Heinrich, kein Fehler ungestraft begangen werden könne. Die wichtigen Magazine, welche London, wie er hinter die Isar sich zog, ohne Schuß gelassen hatte, wurden von den Preussen weggenommen oder zerstört.

Obgleich Heinrichs Armee durch seine getroffenen guten Einrichtungen bey weitem nicht so drückenden Mangel litt, wie ihn der König erfuhr, so sahe doch

1778 doch auch jener gegen die Mitte Septembers sich bereits genöthiget, diesem anzuzeigen, daß der Abgang der Fourage auch ihm nicht lange mehr erlaube, seine Stellung zu behaupten, die auch ganz zwecklos sey, da man alle Hoffnung aufgeben müsse, den Gegner aus der seinigen zu bringen, und die Vereinigung beider preussischen Heere zu bewirken. Man hat den Prinzen beschuldiget, daß er mit dem Rückzuge zu sehr geeilt habe. Er habe, sagt man, Böhmen noch immer einige Zeit, vielleicht gar den ganzen Winter hindurch behaupten können, welches in jedem Betracht ein wesentlicher Vortheil gewesen seyn würde, sowohl um den Feldzug des nächsten Jahrs im feindlichen Lande beginnen zu können, als auch, um während des Winters auf dieses Landes Kosten zu leben. Man setzte noch hinzu, daß die Truppen in Böhmen weit bequemere und gesündere Quartiere gefunden hätten, als es nachher in Sachsen der Fall war, wo sie sehr auf einander gehäuft werden mußten, welches böse Krankheiten zur Folge hatte. Aber zugegeben, daß Böhmen wirklich während des Winters hätte behauptet werden können, so hing die Entscheidung, ob dieses geschehen solle, wiederum nicht vom Prinzen, sondern allein vom Könige ab. Wenn gleich, wie unterrichtete Männer es versichern, der Prinz etwas früher, als der König es vorgeschrie-

schrie,

geschrieben hatte <sup>6)</sup>, Böhmen verlassen haben sollte, <sup>1778</sup> so war es doch sicher des Königs Wille nicht, daß der Prinz den ganzen Winter in diesem Lande bleiben sollte. Dieses erlaubten sehr wichtige Gründe nicht. Der Prinz allein, umgeben mit weit stärkern feindlichen Heeren, konnte unmöglich in Böhmen ruhige Winterquartiere haben, vielmehr in gefährliches Gedränge kommen. Der Unterschied der Zeit zwischen dem Ausbruch des Prinzen und des Königs beträgt kaum einen halben Monat, während dessen doch auch der größte Theil der Armee des Königs, wenn gleich er für seine Person noch in Böhmen blieb, bereits auf schlesischem Boden war. Was von Heinrich allein abhing, war die Einrichtung des Rückzuges. Diese wurde mit einer Weisheit und Ordnung bewirkt, welche die Achtung von Freunden und Feinden erworben haben. Es kam darauf an, sich gegen Beeinträchtigungen, wie sie vom wachsa-  
men

---

6) Diese Vorschrift, behauptet man, habe darin bestanden: der Prinz sollte nicht eher sich aus Böhmen herausziehen, bis dieses vom König geschehen sey. Der Prinz von Anhalt-Bernburg soll deshalb, hiervon unterrichtet, sich geweigert haben, auf Befehl des Prinzen Heinrich mit dem von ihm befehligten Corps Böhmen zu verlassen, indem er die Bemerkung gemacht, daß der König noch zu Schäßlar in Böhmen sey.

1778 men London zu erwarten waren, zu sichern, und es war also nöthig, diesen über die Richtung des Rückzuges zu täuschen. Sehr wahrscheinlich bewog auch dieser Umstand Heinrich, ihn früher anzutreten, noch ehe er durch gänzlichen Mangel und die durch böse Jahreszeit durchaus verdorbenen Wege schlechterdings gezwungen wurde, weil alsdann gar keine Täuschung mehr möglich war. Um die Lausitz gegen feindlichen Anfall zu decken, wurde der Prinz von Anhalt-Bernburg mit einem Corps zwischen Gabel und Bittau vorerst zurückgelassen; Heinrich selbst aber, wie er die Stellung bey Nimes verließ, d. 10ten Sept. zog sich nach der Elbe. Er ging über dieselbe bey Leutmeritz, ließ aber die Generale Möllendorf und Belling am rechten Ufer des Stromes noch zurück, um jede Bewegung des Gegners zu beobachten. Heinrich schlug nun den Weg nach Prag ein und schien diese Hauptstadt ernstlich zu bedrohen. Dies d. 13ten Sept. bewog auch London, seine Stellung zu verlassen; er ging über die Elbe und setzte sich bey Budin. Nur der Eger-Fluß trennte beide Heere. Prinz Heinrich ließ eine Brücke über denselben schlagen, und machte alle Vorkehrungen zum Angriff. Aber schnell zog er die jenseits der Elbe zurückgelassenen Truppen an sich, und wandte sich nun mit seinem ganzen Heer nach der sächsischen Gränze. General Möllendorf führte

fährte den N. d. Strab. Mit ausnehmender Wach-1778  
samkeit und Thätigkeit hielt er jede Beunruhigung  
des Feindes ab. So geschah dieser Rückzug in  
größter Ordnung; alles Geschütz, alle Magazine  
wurden mitgenommen. Man benutzte möglichst alle  
Lebensmittel, die noch im feindlichen Lande aufzu-  
treiben waren. Wo man in Klöstern oder auf Güt-  
tern wohl verschene Keller fand, wurde reichlich  
Wein ausgetheilt. Die Truppen wurden gut ge-  
nährt, blieben gesund und behielten Muth. Fast  
ohne einigen Verlust erlitten zu haben, kamen sie in  
Sachsen wieder an, und bezogen die ihnen längs der <sup>d. 2ten</sup> Octbr.  
böhmischen Gränze bestimmten Quartiere. Ein gros-  
ser Kenner der Kriegskunst, der englische General  
Lloyd<sup>7)</sup>, tadelt es, daß Prinz Heinrich zu seinem  
Rückzuge nicht denselben Weg, durch den er in Böh-  
men eingedrungen war, sondern den äußerst bes-  
chwerlichen und gefährlichen Weg über das Gebürge,  
welches Böhmen von Sachsen trennt, gewählt habe.  
Der Weg, durch den der Prinz einbrang, war der  
über Rumburg und Schlackenau, und, wie wir bes-  
teilt

---

7) In Continuation of the history of the late war  
in Germany. London 1781. p. 167. Diese Fort-  
setzung enthält theoretische Abhandlungen, welche der  
preussische General von Tempelhoff seiner Uebersetzung  
des Lloyd'schen Werks nicht beigefügt hat.



1778 bereits erwähnt haben, nach Lloyds eigener Bemerkung, der beschwerlichste von allen. Diese Beschaffenheit des Weges erklärt es, dünkt uns, hinlänglich, warum Prinz Heinrich ihn nicht zum Rückzuge gewählt hat. Allerdings war der Weg, den er wählte, auch höchst beschwerlich und etwas weiter, aber der Prinz konnte hoffen, auf demselben minder verfolgt zu werden, dagegen er auf dem ersten Wege wohl gewiß erwarten mußte, daß der nach dieser Richtung hin postirte Marschall Loudon ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg legen würde.

Durch diesen Feldzug wurde der Zweck des Krieges nicht erreicht. Dies hing nicht von Heinrich ab. Aber er vermehrte durch ihn seinen Ruhm eines einsichtsvollen Feldherrn. Denn, wenn man den Gegner nicht zum Schlagen bringen kann, was bleibt übrig, als ihn abzuhalten, uns bedeutend zu schaden, ihn selbst aber durch kleinen Krieg möglichst Abbruch zu thun? das eigene Heer, indem man es zu Ertragung großer Beschwerden abhärtet, ungeschwächt und bey Muth zu erhalten, zugleich aber aus dem feindlichen Lande allen Unterhalt seines Heeres zu ziehen? Weiß der Feldherr diesen Zweck zu erreichen, indem er die feindlichen Untertanen mit Schonung und Menschlichkeit behandelt, fließt

er

er seinen Untergebenen Furcht ein, und erwirbt doch 1778 ihre Liebe; so ist dies unter Umständen, wie die gegeben waren, der höchste und edelste Ruhm, dessen Erreichung vielleicht größeres Talent, mehr ununterbrochene Anstrengung des Geistes, mehr festen und beharrlichen Willen fodert, als manche in den Augen der Menge ungleich glänzendere, kriegerische Unternehmungen. Heinrich hatte diesen Ruhm errungen; so lange noch Krieger leben, die unter ihm dienten, wird sein Name von ihnen mit Ehrfurcht genannt, und in den Landen, in welche Heinrich als Feind den Krieg brachte, erweckte dieser Name noch lange nach ihm nur die Empfindungen von Dank und Liebe <sup>8)</sup>).

Dennoch, versichert man, soll der König mit dem Benehmen seines Bruders während dieses Feldzuges nicht ganz zufrieden gewesen seyn. Er habe deshalb, sagt man, in den letzten Monaten des Winters seine Befehle, meistens mit Vorbeigehung des Prinzen, dem General von Möllendorf, der in diesem Feldzuge sich so rühmlich ausgezeichnet hatte, ertheilt, auch sey, wenn es zu einem neuen Feldzuge gekommen wäre, das General-Commando dieser Armee dem

8) S. Beilage C.  
v. Dohm's Denkw. 1 Th.

1778 dem Erbprinzen von Braunschweig bestimmt gewesen. Der König soll darüber unzufrieden gewesen seyn, daß der Prinz den Feldzug nicht thätiger geführt, und seinen Rückzug aus Böhmen zu früh unternommen habe. Ist diese Behauptung gegründet, so können wir solche Unzufriedenheit auch nur als Folge der üblen Stimmung des Königs betrachten, denn in der That läßt es sich nicht denken, wie der Prinz an seiner Seite allein hätte thätiger seyn können, als es der König war; wie jener eine Vereinigung habe bezielen können, zu welcher der König nicht entgegen kam? War der Rückzug auch wirklich um einen halben Monat verfrühet, so hatte doch dieses durchaus keinen wesentlichen Einfluß und war, wie wir angedeutet haben, durch gute Gründe gerechtfertiget. Auch dieser Umstand konnte also unmöglich zu gegründeter Unzufriedenheit Anlaß geben. Indeß mag es seyn, daß der König, wohl wissend, wie abgeneigt der Prinz überhaupt, aus politischen Gründen, diesem Kriege war, und wie ungern er ein Commando in demselben führe, sich entschlossen hatte, es bey Fortdauer des Krieges ihm abzunehmen und einem Feldherrn zu übergeben, von dessen großer Thätigkeit und lebendigem Verlangen, sich auszuzeichnen, er überzeugt war.

Feld:

Feldmarschall Loudon, den der unthätige Feldzug 1778 immer mißthätiger gemacht hatte, der zuletzt so krank wurde, daß er sich mühte in einer Sänfte tragen lassen, gab jeden Gedanken einer Verfolgung seines sich zurückziehenden Gegners auf. Er ließ auch sein Heer die Winterquartiere beziehen, übergab das Commando dem Marschall Laudon und ging nach Wien zurück. Auch dieser Feldherr ist wegen seines Benehmens in diesem Feldzuge stark getadelt. Lloyd sagt <sup>9)</sup>, es sey nicht zu erklären, daß ein Feldherr wie Loudon, an der Spitze einer geschickten Armee, den Prinz Heinrich nicht ganz am Uebergange über die Elbe verhindern habe, welches sehr leicht gewesen wäre, wenn Prinz Carl Dönhofs über Meißel von den dort aufgeposteten Truppen von einem mit seiner ganzen Armee den Prinz Heinrich anzugreifend hätte. Der Fehler der Kriegsführung, welcher die Unfähigkeit ganz offenbart ist, einem Feinde, ob Loudon nicht bald wirklich zurück habe. Immer noch es genug, daß Prinz Heinrich, durch die überraschende Schnelligkeit seiner Bewegungen mit dem Feinde, wenn er nicht Meißel zu sich hätte ziehen, den kaiserlichen Feldzug, schnell

II :

heim

9. In dem vorher angeführten Werke p. 167.

1778 beim Eindringen als beim Rückzuge aus Böhmen, getauscht habe. Auch war Loudon in diesem Kriege, den er mit Unmuth *une chienne de guerre politique* nannte, und worin er gegen alle seine Neigungen handeln mußte, nicht der Feldherr, den er sich im siebenjährigen Kriege bewährt hatte, und einige Jahre später, im Türkenkriege, sich mit glänzendstem Erfolge bewies. Er hatte der Kaiserin, Königin, weil sie es forderte, sein Wort gegeben, keine Gelegenheit zur Schlacht zu suchen. Dies machte ihn ängstlich, und er versäumte nun vielleicht auch manche Gelegenheit, die sich wirklich darbot, thätiger zu seyn. Mehr als einmal wollte er das Commando niederlegen. So schildert ihn ein Mann, der in diesem Feldzuge neben ihm stand, und seinen großen Eigenschaften gewiß alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt <sup>10)</sup>.

Der König blieb in Böhmen noch bis in die Mitte des Octobers. Sein Hauptquartier war an der äußersten Gränze dieses Landes zu Schäßlar; die Quartiere der Truppen aber erstreckten sich von hier bis Landshut und Schmiedeberg in Schlesien. Auf diesem letzten Marsche und zu Schäßlar schrieb  
der

---

10) Der Fürst von Ligne.

der König eine Lobſchrift auf den im May dieſes 1778 Jahrß verſtorbenen Voltaire <sup>11)</sup>. So ſuchte er durch Beſchäftigung mit Gegenſtänden ganz andrer Art über das Widrige der ihn zunächſt umgebenden ſich zu zerſtreuen. Der König erwartete nun, daß der Feind einen Angriff gegen ihn verſuchen werde. Die beiden Seiten, wo er es am meiſten beſorgte, waren die Laußitz und Oberſchleſien. In jenem Lande ſtand der Prinz von Anhalt-Bernburg bey Baunzen mit 20,000 Mann. Er erhielt Verſtärkung, und der König ſandte auch noch ein Corps nach Löwenberg und Greiffenberg, um, ſobald es nöthig, dem Prinzen von Bernburg zu Hülfe eilen zu können. Nach Oberſchleſien wurde der Erbprinz von Braunschweig abgeordnet. Dieſen Punkt zu behaupten war vorzüglich wichtig, da der König, wenn der Krieg fortbauerte, von hier aus den neuen Feldzug mit dem Einbruch in Mähren zu beginnen die Abſicht hatte. Der Erbprinz war ſchon biß in dieſes Land glücklich geſtreift; doch bewog die ſtark vermehrte kaiſerliche Armee ihn zum Rückzuge. Dieſe Armee hatte auch Jägerndorf und Zuckmantel beſetzt und beunruhigte von dort das

M 3

preußiſch

11) S. dieſelbe im 3ten Bande der Oeuvres de Frédéric II publiées de ſon vivant p. 201.

1778 preußische Schlesien bis zur Festung Neiße. Dies bewog den König, selbst mit einem Theil seines Heers von Schäßlar nach Oberschlesien aufzubrechen. Der Feind wich überall vor ihm zurück. Der König besetzte Jägerndorf und der Erbprinz Tropaun nebst dem übrigen Theil des österreichischen Schlesiens. Auch dieser zuletzt genannte Feldherr zeichnete sich durch vortrefliche Kriegszucht und möglichste Schonung des feindlichen Landes aus. Nach beendigtem Kriege fand Maria Theresia gut, dem Erbprinzen deshalb in einem schmeichelhaften Schreiben ihre Dankbarkeit zu bezeugen. „Es mache ihr besonderes Vergnügen, sagte sie, solche Dankbarkeit einem Verwandten <sup>12)</sup> schuldig zu seyn.“ Da die Winterquartiere im feindlichen Gebiet jetzt hinlänglich gesichert schienen, ging der König nach Breslau, um seine Aufmerksamkeit nun vorzüglich den Unterhandlungen zu widmen, welche den Frieden herstellen sollten. Doch, ehe wir zu ihnen uns wenden, erwähnen wir noch einiger kriegerischen Vorfälle bis zu Ende des Feldzuges.

Beide

---

12) Die Mutter von Theresia war eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von der Braunschweig-Blankenburgschen Linie, von dem, durch eine andre Tochter, auch die Wolfenbüttelsche Linie und also der Erbprinz herkamte.

Beide kriegende Theile standen in Oberschlesien 1778 und Mähren so nahe an einander, daß tägliche kleine Gefechte unvermeidlich waren. Sehr empfindlich war es den Oesterreichern, den Feind noch in ihrem Lande zu sehen. Aber den Erbprinz von Trossau und Jägerndorf zu vertreiben, schien nicht möglich, ohne diese beiden Städte der Zerstörung auszusetzen, und durfte also von keinem österreichischen Feldherrn gewagt werden, wenn er nicht der höchsten Ungnade der Kaiserin-Königin sich aussetzen wollte. Man suchte durch fortgehende Streifereien in das preussische 1779 Schlesien einen Rückzug des Feindes zu bewirken. <sup>d. 10ten Jan.</sup> Um diesen zu wehren, verließ der preussische General Wunsch seinen Posten in der Grafschaft Glatz. Es gelang ihm, die Oesterreicher bis tiefer in die Gebürge zu drängen; aber da diese unersteiglich waren, mußte er wieder in seine vorige Stellung zurückkehren. <sup>d. 18ten Jan.</sup> Indesß benutzte der österreichische General Wurms seine Abwesenheit, in das Glatzische einzudringen und den preussischen General, Prinz von Hessen-Philippsthal, in Habelschwerdt zu überfallen. Der letztere blieb nicht ohne Vorwurf, durch nicht genug beobachtete Vorsicht den für ihn unglücklichen Erfolg dieser Ueberrumpelung erleichtert zu haben. Wurms, hierdurch kühn gemacht, wagte einen Versuch, auch die Festung Glatz zu über-



1779 rumpeln, der aber mislang; indeß behauptete Wurmser seine Stellung auf preussischem Boden und hoffte, der Erbprinz von Braunschweig solle hierdurch bewogen werden, das österreichische Oberschlesien zu verlassen, und der Weg zum Vordringen aus Mähren geöffnet werden. Doch Friedrich versittelte bald diese Hoffnung. Er selbst setzte sich an der Spitze eines kleinen Corps in Bewegung, und blieb in Silberberg, um nach jeder Seite alles leisten zu können. Der Feind verließ nun Gabelswerdt und die Grafschaft Glatz. Um das eigene Land noch besser gegen Anfälle zu sichern, fand der König gut, den Feind in dem seinigen beunruhigen zu lassen. General Möllendorf brach unerwartet wieder in Böhmen ein, drang bis Brix vor und nahm das dort befindliche sehr beträchtliche Magazin weg. Dies war die letzte kriegerische Unternehmung von preussischer Seite, von österreichischer war es der Angriff von Neustadt durch den General Wallis. Die preussische kleine Besatzung hielt sich sehr brav, und zwang den Feind zum Rückzuge, aber das von diesem fortgesetzte Feuer legte den größten Theil des unglücklichen Orts, obgleich derselbe von den Preußen verlassen war, in die Asche. Diese Handlung wurde um so mehr getabelt, da man glaubte, General Wallis habe sehr wohl gewußt,

muß, daß der von seiner Monarchin angetragene 1779  
 Waffenstillstand vom Könige angenommen sey und bins-  
 nen wenigen Tagen publicirt werden würde. Friedrich  
 behauptet, die unnöthige Eindscherung von Neustadt  
 sey auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschehen,  
 um ihn, den König, zu erbittern und vielleicht ihn  
 zu bewegen, die eben angefangenen Friedensunter-  
 handlungen abzubrechen. Solcher Zweck wurde  
 nicht erreicht, obgleich Friedrich durch diesen Vorgang  
 ängstlich aufgebracht ward, wovon noch die Spur in  
 seiner Geschichte sich findet. „Wird die Nachwelt,  
 sagt er, glauben, daß es möglich war, so zu han-  
 deln in dem Augenblick, da der Wiener Hof die  
 ernstliche Absicht zu haben schien, den Krieg zu en-  
 den?“ Aber diese Nachwelt dürfte zuvörderst noch  
 bezweifeln, ob Friedrich wirklich zuverlässig unter-  
 richtet war, und der Befehl, Neustadt einzusichern,  
 in der That vom Kaiser selbst ertheilt sey? War  
 dieses wirklich der Fall, und hatte Joseph die ihm  
 beigemessene Absicht, so verdient eine solche Hand-  
 lung allerdings Mißbilligung. Aber indem sie diese  
 Mißbilligung ausspricht, kann die Nachwelt auch  
 nicht vergessen, daß Friedrich selbst wenige Monate  
 zuvor, einer barbarischen Mishandlung der schuld-  
 losen böhmischen Unterthanen nicht nur zuge-  
 sehen, sondern selbst dazu angereizt hatte. Ein Verfahren,

1779 das gewiß eben so sehr, als Josephs Befehl zur Einschüchterung von Neustadt, Tadel verdient, da es gar nicht militärisch nothwendig war, und vielmehr für Friedrichs eigenes Heer so verderbliche Folgen hervorbrachte. Doch so ist der Mensch; der Fehler des Gegners stellt sich uns in ganzer Häßlichkeit dar, aber bald vergessen wir den, dessen wir selbst uns schuldig machten!

Die Unterhandlungen waren indeß so weit gediehen, daß der von der Kaiserin-Königin zuerst angetragene Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Der 7te März war für Böhmen und Schlessien, der 8te für Mähren, der 10te für Sachsen und Böhmen als die Termine bestimmt, an welchen die Feindseligkeiten aufhören sollten. Der König d. 6ten März. begab sich wieder nach Breslau, wo zu gleicher Zeit seine Minister und die Bevollmächtigten vieler interessirten Höfe sich einfanden.

So war der Krieg beendet, in welchem vier Feldherren, die man die größten ihrer Zeit nannte, gegen einander überstanden; Friedrich und Heinrich, Lach und Loudon. Neben den beiden letztern stand ein Monarch in der Kraft des männlichen Alters, der mit natürlichen Anlagen Thätigkeit, ausgebreitete Kenntnisse und unvermüdetes Studium der Kriege:

Kriegskunst verband, der kriegerischen Ruhm zu 1779 erwerben sehnlichst wünschte. An beiden Seiten fanden sich Generale und Officiere in Menge, die Fähigkeit und Tapferkeit mit Erfahrung und Kenntnissen vereinten. Beide Heere waren wohlgeübt in den Waffen und mit allen Erfordernissen des Krieges wohl ausgerüstet. Große Kräfte waren von beiden Seiten aufgeboten, aber kein Theil erreichte seine Absicht. Friedrich war in Böhmen eingedrungen, aber er hatte es verlassen müssen, und wenn der Krieg fort dauerte, war er gezwungen, den nächsten Feldzug mit gleicher, oder noch größerer Anstrengung anzufangen. Josephs und Lach's Kunst hatten zwar den Feind abgehalten, sie anzugreifen, aber sie mußten nächstes Jahr den gleichen Versuch dieses Feindes, und vielleicht mit größerer Kühnheit und mehr Erfolg gemacht, wieder erwarten. Beide Theile hatten sich besser, wie vorher, kennen lernen, und vielleicht mehr Achtung sich gegenseitig eingeflößt. Den Preußen war es klar geworden, daß die Oesterreicher seit dem siebenjährigen Kriege zugelernt hatten, und diese hatten erfahren, daß Friedrichs Geist durch Alter und körperliche Leiden noch nicht so geschwächt sey, als man sich eingebildet. Auch der Nachfolger und das preussische Heer hatten bewährt, daß

1779 daß mit Friedrichs Tode, der von ihm geweckte Geist nicht sterben werde <sup>13)</sup>).

Keine Schlacht, überall nichts Entscheidendes war vorgefallen. Dennoch brachte auch dieser Krieg unsägliches Unglück hervor. Das Ungemach, unter welchem die Krieger, vorzüglich die preussischen, erlagen, war vielleicht größer, als das in manchem thatenreichen Feldzuge erduldet, und wie viel Elend kam nicht über die schuldlosen Bewohner der Lande, sowohl derer, welche die Streiter hergaben, als derer, welche Schauplatz des Krieges waren. Tausende kamen nach überstandenen Mühseligkeiten elend um; Väter und Mütter verloren die mit Sorgfalt auferzogenen Söhne, die Stütze und Hoffnung des Alters. Ruhige Menschen sahen sich in ihren friedlichen Gewerben unterbrochen, der Früchte ihres Fleißes, des wohl erworbenen Eigenthums gewaltsam beraubt. Beide Staaten vergeudeten Kräfte, die, im Frieden verwandt, den Wohlstand der Unterthanen erhöht haben würden. Auch in den Gegenden, welche die Gräuel des Krieges nicht unmittelbar trafen, wurden dessen schädliche Wirkungen gefühlt. Nützliche Unternehmungen gerie-

then

---

13) S. Beilage D.

then in Stocken, die Regierungen hatten durch den 1779 Krieg sich der Mittel beraubt, sie zu unterstützen. Oesterreich mußte den Unterthanen drückende Kriegssteuern auflegen, konnte den Beamten nicht ihre Gehalte, den Gläubigern nicht die Zinsen zahlen. Es vermehrte seine schon großen Schulden sehr bedeutend. In Preußen wurde zwar keine neue Abgabe gefordert, und Niemand in dem verlegt, was er vom Staat zu fordern hatte. Alle aus seinem Lande gezogenen Lieferungen bezahlte der König baar, sogar zu einem höhern als dem damaligen Marktpreise<sup>14)</sup>. Aber dennoch mußte auch hier ein Theil des Schatzes, den Friedrichs Weisheit in der Friedenszeit so wohlthätig wieder ins Land zurückleitete, aufgeopfert werden. So viel Gutes, was geschehen konnte, und was von Friedrich gewiß geschehen wäre, unterblieb. Wer kann, wenn er alles Elend, das ein Krieg mannichfach über die Menschen verbreitet, in weitem Umfang lebhaft sich denkt, ohne Unwillen auf die zurücksehen, welche die muthwilligen Urheber dieses Elends waren! Wir sagen die muthwilligen, denn keine Noth, kein

---

14) Wirklich wurde aus Polen Getreide um wohlfeilern Preis angeboten. Der König schlug es aber ab, um seinen Unterthanen diesen Vortheil nicht zu entziehen.

1779 kein durch unglückliche Verwicklung von Umständen hervorgebrachtes Mißverständniß hatten diesen Krieg veranlaßt. Nur die unruhige Begierde eines jungen Monarchen, der Kriegsruhm wünschte, nur die Staatskunst eines Ministers, der dem schon großen Reiche, dessen Angelegenheiten er leitete, erweiterte Gränzen geben wollte, brachten diesen Krieg hervor. Joseph und Kauniß muß man als die Stifter des Unheils anklagen, das so mannichfach über Tausende von Familien verbreitet wurde, und auch noch lange nach dieser Zeit fühlbar blieb. Maria Theresia war unschuldig; ihre weibliche Schwäche wurde hingerissen von dem unruhigen Sohne und dem Staatsmanne, dessen Blick sie vertraute. Wahrscheinlich ist die Ungerechtigkeit der Ansprüche, die zu machen sie verleitet wurde, ihr nie recht klar geworden, und sie hoffte deren verderbliche Folgen durch Kaunißens Staatskunst abgewandt zu sehen. Ihr Herz wurde mit Kummer erfüllt, als diese Hoffnung fehlschlug. Sie that Alles, um den Krieg abzuwenden<sup>15)</sup>, und, wie er ausgebrochen war, ihn abzukürzen.

Aber

---

15) Man versichert, die Monarchin habe mehrere Tage hindurch täglich einige Stunden vor dem Altar der Kirche kniend im Gebet zugebracht, um den Ausbruch des Krieges durch Gottes Schickung abzuwenden.

Aber den Churfürst Carl Theodor klagt die 1779 unpartheiische Geschichte billig als Theilnehmer an der Blutschuld an. Hätte dieser Fürst die Würde und die Pflichten eines Regenten gefühlt, hätte er die gemachte unziemliche Forderung mit männlicher Standhaftigkeit abgewiesen, nicht eine Einwilligung sich abdringen lassen, die dem Unrecht einen Schein gab —; wahrscheinlich wäre diese Irrung ohne blutigen Krieg beigelegt. So bringt auch der schwache Regent, der bei wichtigem Anlaß nicht thut, was Pflicht und Recht für ihn ist, den Völkern Verderben. König Friedrich und sein Ministerium verdienen durchaus keinen Tadel wegen dieses Krieges. Seine Ehre, das wahre Interesse seines Staats und Deutschlands, das auf ihn sahe, forderten den König auf, das Schwerdt zu ziehen. Denn so groß das Unglück des Krieges auch ist, so giebt es doch noch ein größeres — das, mit Schande und Herabwürdigung ihn vermeiden. Friedrich hatte Alles versucht, die Nothwendigkeit abzuwenden, ehe er endlich ihr nachgab. Ungern und mit eigener höchster Beschwerde zog er in den verhaßten Krieg, der seinen Staat große Opfer kostete, in keinem Falle ihm Vorthelle zu bringen vermogte, durch den sein Ruhm keinen Zuwachs erwerben, wohl Verminderung leiden konnte.

Aber



1779 Aber dennoch zog er in den Krieg, weil er ihn zu führen für Pflicht hielt. Nicht körperliche Schwäche und Leiden, nicht die Betrachtung, daß die besorgten Folgen der Gewaltthat Oesterreichs, wenn er ruhig zusehe, während seines Lebens wahrscheinlich noch nicht eintreten würden, konnten ihn abhalten, mit edlem Eifer die Ruhe seines Alters der Abwendung dieser Folgen für die kommenden Geschlechter zu opfern. Edelmüthig ließ er auch durch keine angebotenen Vortheile von dem gefaßten Entschluß sich abwendig machen. Dies Betragen verdient ewig dauerndes, dankvolles Andenken der Nachwelt, und muß zur Verzeihung geneigt machen, wenn wir diesen König der Schwäche der Menschheit unterliegen sehen, wenn er, durch körperliche Leiden zu Mismuth verleitet, das Ungemach schuldloser Menschen und des eigenen Heers größer macht, als es nothwendig und klug war. Nur Heinrich und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig haben den hohen Ruhm erworben, als einsichtsvolle Feldherren den Krieg geführt, und als edle Menschen seine Uebel für Krieger und Befriegte gemildert zu haben. Doch auch von Friedrich verdient noch folgender Zug der Menschlichkeit bemerkt zu werden. Wie er nach beendigtem Kriege erfuhr, daß die Einwohner des Strichs von Böhmen, den seine Armee voriges Jahr

Jahr

Jahr befestigt und verheert hatte, in äußerster Noth 1779  
 wegen gänzlich mangelnden Saatforns  
 seyn, so öffnete er ihnen seine an der Gränze des  
 südlichen Magazine. Sie konnten aus denselben,  
 wie es ihnen am gelegentsten war, entweder für sehr  
 mäßigen Preis Getreide kaufen, oder auch es ges  
 bergt erhalten, und nach der Erndte mit neuer  
 Frucht wieder ersetzen.

~~~~~

Fünftes Kapitel.

Unterhandlungen des Friedens und dessen Abschluß zu Teschen.

Beide kriegende Theile hatten seit Ausbruch der Feindseligkeiten eifrig sich bemüht, die beiden großen Mächte von Europa, Frankreich und Rußland, für sich zu gewinnen, entweder um deren Beistand zu erhalten, oder doch ihren Beitritt auf die Seite des Gegners zu hindern. Um den Erfolg solcher gegenseitigen Bestrebungen, und des Antheils, welchen diese beiden Mächte an der Irrung nahmen, zu erklären, betrachten wir die politische Lage, in welcher sich dieselben damals befanden. Es ist nöthig, deshalb in etwas frühere Zeiten zurückzugehen.

Die russische Kaiserin hatte den Vortheil, den ihr Friedrichs Bündniß in dem glücklich geendigten Türkenkriege und in der gelungenen Unterjochung Polens gewährte, wohl empfunden. Sie konnte nicht verkennen, daß nur Friedrich Oesterreich abge-

bgehalten hatte, ihren Entwürfen gegen die Pforte Bränzen zu setzen. Ihr war nicht unbekannt gewesen, wie eifersüchtig Oesterreich ihre Eroberungen angesehen, wie dasselbe nur, um ihnen Einhalt zu thun, seine Vermittlung zum Frieden angeboten, wie es die Rückgabe der von Katharina eroberten Krimm, Moldau und Wallachey dringend verlangt, wie es sogar bereits einen geheimen Vertrag mit der Pforte geschlossen hatte, in welchem, wenn Rußland jene Rückgabe beharrlich weigerte, thätiger Beistand zugesichert und dagegen Vortheile für Oesterreich bestimmt waren. Nur Friedrichs thätige Einwirkung, nur die Theilung Polens hatte die Erfüllung dieser Zusicherungen abgewandt ¹⁾. Obgleich die russische Kaiserin durch solche Theilung ein bedeutendes Land gewann, hätte sie doch lieber Polen in alleiniger Abhängigkeit von sich erhalten, auch wußte sie sehr wohl, daß sie noch ferner, sowohl in Behauptung dieser Abhängigkeit, als in ihren Plänen gegen die Pforte, immer den Wiener Hof in ihrem Wege finden werde. Die Beibehaltung der Allianz mit Friedrich war ihr also sehr wichtig. Diese Gründe der Politik wurden noch

N 2

das

1) Die hier angeedeuteten Umstände sind in der Beilage A. näher entwickelt.

dadurch verstärkt, daß Katharina sehr wohl wußte, wie ihre durch Entsetzung und Mord des Gemahls bewirkte Thronbesteigung Maria Theresia einen Abscheu gegen ihren Charakter eingeflößt hatte, und sie von dieser Monarchin als unrechtmäßige Besizerin betrachtet wurde. Alles dieses machte Katharinen sehr geneigt, den Vergrößerungs-Abichten Oesterreichs entgegen zu arbeiten, und Friedrichs gerechten Kampf zu unterstützen. Nur die eigene Lage, worin sie sich damals befand, vermochte sie abzuhalten, dieser Neigung zu folgen.

Es war der russischen Kaiserin gelungen, nach glücklich abgewandter Vermittlung von Oesterreich und Preußen, der Pforte einen Frieden abzudrinsgen, dessen Bedingungen zu demüthigend waren, um mit Ergebung von den Besiegten ertragen zu werden, und um einen dauerhaften Ruhestand begründen zu können. Die den Russen zugestandene freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meer und auf andern der türkischen Hoheit unterworfenen Gewässern war den Osmanen höchst empfindlich; auch Frankreich und England konnten nicht ohne Eifersucht ansehen, wie Rußland sich gleiche Freiheiten im Handel, wie sie ihnen durch alte Traktaten gesichert waren, ausbedungen hatte. Man fürchtete, dies

den
21. Jul.
1774

schwaches Reich nicht durch Verletzung der
 Würde seiner Lage und bei seinen in der Zukunft
 zu machenden künftigen Kriegen eine bedeutende
 Schwächung erleiden. Beide Mächte sahen daher
 es an, daß die Worte bei Erfüllung des
 Lebens sich sehr günstig bewirk. Ein zweiter höchst
 wichtiger Punkt dieses Friedens war, die aner-
 kannte Unabhängigkeit der Lataven in der Krone
 der angrenzenden Länder. Diese hatten seit
 ihrem Jahrhunderten unter Oberherrschaft der
 Orte gelebt, und waren derselben in allen ihren
 igeu höchst nützlich gewesen. Von nun an sollten
 , durch ein eigenes selbst erwähltes Oberhaupt
 icht, einen freien unabhängigen Staat bilden,
 dessen Angelegenheiten keine fremde Macht, aus-
 ertlich weder Rußland noch die Porte, sich mis-
 en dürfe. So bestimmte es der Friedensschluß
 : Rubschak: Kainartgi²⁾; aber der wirklichen
 sführung widersprach die Natur der bestehenden
 rhältnisse. Ein kleines Land, bewohnt von ein-
 e rohen, kriegerischen Volk, mitten inne liegend
 schen zwei großen Reichen, konnte einer wahren
 abhängigkeit von beiden nur dem Namen nach

2) S. denselben in Hrn. v. Martens Recueil des traités
 Tom. IV. pag. 606

genießen. Die Herrschaft, welche dem einen dieser Reiche abgedrungen war, fiel natürlich bald dem andern zu. Ehe dieses jedoch völlig entschieden werden konnte, ging innere Spaltung in dem Volke vorher. Ein Theil der Tataren hing noch immer, nach Gewohnheit, und aus alter Neigung, den Osmanen an, mit denen sie durch Gemeinschaft der mahomedanischen Religion verbunden blieben, in Rücksicht welcher auch der Friede die Abhängigkeit vom Großsultan bestätigt hatte. Doch ein anderer Theil dieses Volks, neuer Dinge begierig, schloß sich an die Macht an, welche Unabhängigkeit verschafft hatte, und Kraft und Willen zeigte, um noch mehr Vortheile hoffen zu lassen. Privatleidenschaften wurden aufgereizt, suchten und fanden entweder bei der einen, oder bei der andern Macht Unterstützung. Ein innerer Krieg brach aus, ein der Pforte anhängender Chan wurde verjagt, Rußland bewirkte die Wahl eines andern, ihm ergebenen; aber auch dieser wurde vertrieben. Rußland setzte ihn durch ein vom General Suwarow angeführtes Corps wieder ein, die Pforte klagte über Bruch des Friedens und rüstete sich zum Kriege. In dieser Lage war Katharina II, wie Friedrich ihre Hülfe gegen Oesterreich im bayerischen Kriege verlangte. Dieser König selbst konnte nicht verkennen, daß seine

Bunds

Bündgenossin nicht wohl im Stande war, ihm wirklichen Beistand zu leisten, da sie in Gefahr stand, vielleicht bald den sehnigen wieder anrufen zu müssen. Sie versprach jedoch die verlangte Hülfe, sobald sie wegen Beibehaltung des Friedens mit der Pforte gesichert seyn würde. Oesterreich wandte nun Alles an, um die letztere zum Bruche zu reizen. Preußen arbeitete eben so ernstlich im entgegengesetzten Sinn und suchte besonders Frankreich zu bewegen, um seinen Einfluß in Constantinopel zu diesem Zweck anzuwenden. Das Verhältniß, worin dieser letztere Staat sich damals befand, verdient also hier Erläuterung.

Seit dem Jahre 1756 bestand zwischen Oesterreich und Frankreich eine Verbindung, welche dem politischen System, das beide Staaten gegen einander seit Jahrhunderten befolgt hatten, zuwider war. Es fand besonders viele Mißbilligung und Widerspruch unter den französischen Geschäftsmännern, deren größere Zahl in den Grundsätzen der alten Politik erzogen war. Auch der Dauphin und Thronfolger Ludwig des XV wurde diesem System abgeneigt geglaubt, und sogar einer der Stifter desselben, der Cardinal Bernis, der bey Abschließung des ersten Traktats mehr nachgegeben, als nach eigener Ueberzeugung

gung gehandelt hatte, kam davon zurück und war im Begriff, die Politik Frankreichs wieder in die verlassene Bahn zu leiten, als es der österreichischen Parthey gelang, ihn von Ministerio zu entfernen, und dagegen ihr Haupt, den Herzog von Choiseul³⁾, an die

3) Der Graf, nachher Herzog von Choiseul-Steinville, war 1719 in Lothringen geboren, stammend aus einem alten Geschlecht, das mit den lothringischen Herzogen, also dem jetzigen kaiserlichen Hause verwandt war. 1753 wurde er Botschafter zu Rom; 1757 zu Wien, und 1758 kam er an die Spitze aller Geschäfte, indem er die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und Seewesens verband. Im J. 1761 gab er zwar ersteres an seinen Verwandten, den Herzog von Choiseul-Praslin ab, übernahm es aber 1766 wieder. Zu Ende des Jahrs 1770 wurde er entlassen und starb 1785. Er förderte vorzüglich die Allianz mit Oesterreich und gab ihr durch den zweiten Traktat vom 30ten December 1758 die größere Ausdehnung. Er wurde der Stifter des Bourbonischen Familien-Bundes vom 15ten August 1761. Mit großen Einsichten und lebhaftem Witz verband er einen edlen Stolz und Energie des Charakters. Auch in widrigen Umständen bewies er Standhaftigkeit. Nie hörte er auf, für seinen Staat die Entscheidung aller Angelegenheiten von Europa in Anspruch zu nehmen. In der innern Regierung folgte er despotischen Grundsätzen. Obgleich er äußern Glanz sehr liebte, war er doch von einfachen Sitten. Sein moralischer Charakter ist sehr verschieden geschildert, je nachdem Haß oder Neigung es eingaben. Was für ihn spricht, ist,

die Spitze der Geschäfte zu stellen. Man hat dies
 in Erwägung, dass selbst eine Gegend, welche
 schon große Fähigkeiten voraussetzt, durch den
 Krieg verarmt, und ihre, einen gesicherten Nachschub,
 oder Nachschub für das Land Österreich, zum
 Nachteil seines eigenen Landes, anstellt. Man
 ist weit gegangen, den schicksaligen Fall des Landes
 in seinem System allgemeinen Nachschubs dem Reich-
 thum Österreichs beizumessen. Somit ging der Reich-
 thum viel zu weit mit solcher und noch mehreren
 politischen Beschäftigungen ⁴⁾, oder der ruhige Reich-
 thum nicht verfehlen, dass, wenn auch die erste
 Verbindung beider Länder zum Jahr 1756 durch

§ 5

die

ist, dass auch nach seinem Fall seine Nachfolger ihm treu
 blieben, und die Gegend ihm Nachschub bewahrte. Er hat
 während seiner Herrschaft auf einem Lande sich
 oft aus einem schicksaligen und glücklichen Stande aus-
 gehen, als der, der der Krieg im Reichthum hatte.
 Österreich, die ihm im Frieden nicht gefehlt, der
 Reichthum, er hat sich: hat ein großer, sondern auch
 ein großer Reichthum. Er hat sich die erste
 andere Reichthum, der gesamte Reichthum der Welt hatte,
 in Memoirs of a traveller now in retirement Vol. III
 p. 131.

4) Man hat auch den Reichthum auf einander folgenden Reich-
 thum der Reichthum der Reichthum und endlich der Reichthum
 dem Reichthum Österreich zugesprochen.

die Verhältnisse der Zeit gerechtfertiget werden und auch für Frankreich Vortheile haben konnte, doch der erneuerte Allianz-Traktat, welchen Choiseul am 1sten May 1757 und am 30sten December 1758 mit dem Wiener Hofe abschloß, seinen Staat nur mit lästigen Verbindlichkeiten beladen habe, ohne irgend Vortheile dafür wieder zu bedingen⁵⁾. Der für die französischen

-
- 5) Der Traktat vom 1sten May 1756 (S. denselben in Meud Codex juris gent. recentiss. Tom. III. pag. 141.) war das Werk der Staatsklugheit Kaunigens, der während seiner Gesandtschaft in Paris diesen Bund vorbereitet und bis auf den wirklichen Abschluß, der seinem Nachfolger Graf Stahrenberg vorbehalten war, auch zu Stande gebracht hat. Ohne Zweifel ist es der größte Beweis der Gewandtheit dieses Staatsmannes, alle entgegenstehenden Hindernisse, die allgemeine Meinung und die Grundsätze fast aller französischen Geschäftsleute überwunden zu haben. Indes hatte auch die alles vermögende Pompadour, Maitresse Ludwig XV, einen sehr bedeutenden Antheil an dem Erfolg von Kaunigens Unterhandlung. Sie war gegen Friedrich erbittert, weil sie erfahren hatte, daß sie ein Gegenstand der wüthigen Spottreden des Königs gewesen sey. Ihre Eitelkeit fand sich geschmeichelt, wie Kauniß ihre Unterstützung nachsuchte, und sie wurde die eifrigste Beförderin der österreichischen Allianz, als die stolze Kaiserin-Königin selbst sich zu einem vertrauten Briefwechsel mit ihr herabließ. Indes war der Traktat von 1756 ein bloßes Defensiv-Bündniß, in wel-

Die Waffen zu erlöschende schmerzliche Krieg und
die nachher folgende Ungeheueren Verbrechen, daß
die

[illegible]

die Gegner des österreichischen Systems immer lauter wurden und selbst beim Könige Eindruck machten. Endlich gelang es, die Entfernung des Herzogs von Choiseul am Ende des Jahrs 1770 zu bewirken; aber, wenn gleich ein Minister von entgegengesetzten politischen Grundsätzen in dessen Stelle trat, so hatte doch der alte in niedrige Wollust versunkene Ludwig

Herrn Koch, der diesen aus 32 Artikeln und 10 Separat-Artikeln bestehenden Traktat in seinem *Recueil des traités qui n'ont pas encore vu le jour* Tom. II. pag. 43 seq. mitgetheilt hat. In dem nachher unter dem 30sten December 1758 abgeschlossenen Traktat (s. denselben bey Wend l. c. p. 185) wurden die für Frankreich lästigen und für Oesterreich günstigen Bedingungen fast ganz, nur mit minderer Ausführlichkeit, aufgenommen, und nur dasjenige weggelassen, was in dem nicht ratificirten Traktat vortheilhaft für Frankreich war. Ludwig XV machte durch denselben sich verbindlich, in Deutschland eine Armee von 100,000 Mann auf seine Kosten zu halten, die Subsidien, welche beide Mächte der Krone Schweden, um gegen Preußen zu agiren, versprochen hatten, allein zu übernehmen, das sächsische Corps bey der österreichischen Armee allein zu bezahlen. Auch versprach er bey dem künftigen Frieden der Kaiserin-Königin Schlessien, und dem sächsischen Hofe eine Entschädigung zu verschaffen, die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König zu befördern, auch bey den in Italien bevorstehenden Veränderungen dem Hause Oesterreich mehrere Vortheile zuzugestehen.

wig XV nicht mehr Kraft, bessern Ueberzeugungen zu folgen. Doch wie sein Enkel Ludwig XVI den ^{den} ^{10^{ten} May} ¹⁷⁷⁴ Thron bestiegen hatte, wandte die Parthey, welche der österreichischen Verbindung entgegen war, Alles an, um dieselbe als höchst unnatürlich und dem wahren Interesse Frankreichs widersprechend darzustellen. Der unglückliche Erfolg des siebenjährigen Krieges, der die unmittelbare Folge jener Verbindung war, schien solche Darstellung allerdings zu rechtfertigen. Frankreich hatte durch jenen Krieg, allein um die Absichten Oesterreichs zu befördern, einen Aufwand gemacht, durch welchen seine Finanzen gänzlich zerrüttet worden. Es hatte die Blüthe seiner streitbaren Jugend und zwar auf eine Art verloren, die den Ruhm seiner Waffen befleckte. Alle diese Opfer hatte Frankreich gebracht, um eine Macht zu unterdrücken, die sein natürlicher Allirter war, deren Aufrechthaltung für Frankreich höchst wichtig war, deren Untergang, wenn er gelungen wäre, Oesterreich übermächtig machen mußte zum größten Nachtheil der Freiheit Deutschlands, deren Beschützer durch den westphälischen Frieden geworden zu seyn, Frankreich als seine größte Ehre, als den Grund seines Gewichts im europäischen Staaten-System betrachtete. Durch diesen unglücklichen Landkrieg wurden Frankreich alle Kräfte entzogen, die es zur See

gegen

gegen seinen natürlichen Gegner hätte anwenden können; es verlor seine wichtigsten Besizungen in fremden Welttheilen, seine Flotte wurde vernichtet und es sah endlich sich genöthigt, einen Frieden mit England ^{d. 10ten Febr. 1763} zu unterzeichnen, dessen Bedingungen für jeden patriotischen Franzosen schmerzhaft waren ⁶⁾. Wirklich verlor Frankreich seit diesem Frieden das Ansehen, das es vorher unter den europäischen Staaten behauptet

- 6) Man hat ziemlich laut behauptet, England habe bey dem Pariser Frieden von 1763 gewagt, Frankreich ganz so zu behandeln, wie einst Rom Carthago, nämlich, in einem geheimen Artikel sey die Zahl der Schiffe bestimmt worden, welche Frankreich zu halten ferner erlaubt seyn sollte. Diese Behauptung, obgleich selbst in eine französische Staatschrift vom J. 1778 eingeflossen, ist zwar falsch, aber sehr wahr ist es, daß England in der Zwischenzeit, vom Frieden von 1763 bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges, sich wirklich so benahm, als wenn eine solche Bestimmung im Frieden verglichen wäre. Bey jeder Vermehrung der Seemacht, welche der französische Hof unternahm, sogar bey jedem Gerücht von derselben, drang der brittische Botschafter darauf, daß so etwas unterbleiben möchte, weil es bey seiner Nation widriges Aufsehen machen werde und das gute Vernehmen stören könne. Auch ließ der englische Hof, durch eigends dazu ausgesandte Männer, die Verschaffenheit der französischen Häfen, die Zahl und den Zustand der darin befindlichen Schiffe, so öffentlich und genau untersuchen, als wenn er förmlich dazu durch Traktaten berechtigt gewesen wäre.

hauptet hatte, und das Vertrauen, mit welchem die mittlern und mindermächtigen unter denselben zu ihm als ihrem Beschützer hinaussahen, war vernichtet. Die wichtigsten Dinge gingen vor, ohne daß Frankreich um seine Zustimmung befragt wurde. So hatte Oesterreich von der mit Rußland und Preußen verabredeten Theilung Polens seinem Allirten nicht früher einige Kenntniß gegeben, bis die Gewaltthat verübt war, so war es mit Frankreichs altem Allirten, der Pforte, Verbindungen eingegangen, und hatte denselben entgegen gehandelt, es hatte ihr Schutz versprochen und sie aufgeopfert, ohne deshalb mit dem französischen Hofe Rücksprache zu nehmen. Alle diese Umstände wurden von den Gegnern der österreichischen Verbindung genutzt, um dieselbe als der Würde und dem Interesse Frankreichs äußerst nachtheilig zu schildern. Die jeßigen Entwürfe Oesterreichs gegen Bayern erregten die Besorgniß, daß Kaunitz in Deutschland ein Gleiches sich erlauben dürfte, als in Polen geschehen war. Auch in Italien fürchtete man die Vergrößerungs-Absichten dieses Ministers, und der sardinische Hof theilte seine Besorgnisse hierüber dem französischen mit 7). Es sey hohe Zeit, sagte man,

7) Wie diese Besorgnisse in der Folge noch zunahmen, versprach Ludwig XVI im August 1784 durch eine sehr geheim

gegen seinen natürlichen Gegner hätte anwenden können; es verlor seine wichtigsten Besizungen in fremden Welttheilen, seine Flotte wurde vernichtet und es sah endlich sich genöthigt, einen Frieden mit England zu unterzeichnen, dessen Bedingungen für jeden patriotischen Franzosen schmerzhaft waren ⁶⁾. Wirklich verlor Frankreich seit diesem Frieden das Ansehen, das es vorher unter den europäischen Staaten behauptet

6) Man hat ziemlich laut behauptet, England habe bey dem Pariser Frieden von 1763 gewagt, Frankreich ganz so zu behandeln, wie einst Rom Carthago, nämlich, in einem geheimen Artikel sey die Zahl der Schiffe bestimmt worden, welche Frankreich zu halten ferner erlaubt seyn sollte. Diese Behauptung, obgleich selbst in eine französische Staatschrift vom J. 1778 eingeflossen, ist zwar falsch, aber sehr wahr ist es, daß England in der Zwischenzeit, vom Frieden von 1763 bis zum Ausbruch des amerikanischen Krieges, sich wirklich so benahm, als wenn eine solche Bestimmung im Frieden verglichen wäre. Bey jeder Vermehrung der Seemacht, welche der französische Hof unternahm, sogar bey jedem Gerücht von derselben, drang der brittische Botschafter darauf, daß so etwas unterbleiben möchte, weil es bey seiner Nation widriges Aufsehen machen werde und das gute Vernehmen stören könne. Auch ließ der englische Hof, durch eigends dazu ausgesandte Männer, die Verschaffenheit der französischen Häfen, die Zahl und den Zustand der darin befindlichen Schiffe, so öffentlich und genau untersuchen, als wenn er förmlich dazu durch Traktaten berechtigt gewesen wäre.

haupte hatte, und das Vertrauen, mit welchem die mittlern und mindermächtigen unter denselben zu ihm als ihrem Beschützer hinaussahen, war vernichtet. Die wichtigsten Dinge gingen vor, ohne daß Frankreich um seine Zustimmung befragt wurde. So hatte Oesterreich von der mit Rußland und Preußen verabredeten Theilung Polens seinem Allirten nicht früher einige Kenntniß gegeben, bis die Gewaltthat verübt war, so war es mit Frankreichs altem Allirten, der Pforte, Verbindungen eingegangen, und hatte denselben entgegen gehandelt, es hatte ihr Schutz versprochen und sie aufgeopfert, ohne deshalb mit dem französischen Hofe Rücksprache zu nehmen. Alle diese Umstände wurden von den Gegnern der österreichischen Verbindung genutzt, um dieselbe als der Würde und dem Interesse Frankreichs äußerst nachtheilig zu schildern. Die jetzigen Entwürfe Oesterreichs gegen Bayern erregten die Besorgniß, daß Kaunitz in Deutschland ein Gleiches sich erlauben dürfte, als in Polen geschehen war. Auch in Italien fürchtete man die Vergrößerungs-Absichten dieses Ministers, und der sardinische Hof theilte seine Besorgnisse hierüber dem französischen mit 7). Es sey hohe Zeit, sagte man,

7) Wie diese Besorgnisse in der Folge noch zunahmen, versprach Ludwig XVI im August 1784 durch eine sehr geheim

man, ein Band zu zerreißen, was für Frankreich so unglückliche und schimpfliche Folgen gehabt habe. Der Streit über die bayerische Erbfolge biete Gelegenheit dar, deren Benützung den Sinn des jungen Regenten für Gerechtigkeit bewähren, ihn dem natürlichen Allirten seines Staats nähern, ihm die Achtung und das Vertrauen der Völker erwerben, und einen glänzenden Ruhm begründen werde, wie Frankreich ihn seit Ludwig XIV Zeit nicht gekannt habe.

Betrachtungen dieser Art waren wohl geeignet, auf das Gemüth Ludwig XVI zu wirken. Dieser Monarch hatte im blühendsten Jugendalter den Thron bestiegen ^{d. 10ten May 1774} 8), voll des ernstesten Willens, den im Innern tief zerrütteten, an äußerer Achtung tief gesunkenen Staat herzustellen. Mit dem reinsten sittlichen Gefühl und großer Achtung für das Recht vereinte er einen sehr gesunden Verstand und Kenntnisse, wie sie in seinem Alter unter Fürstenkindern selten sind, die er täglich zu erweitern suchte. Er hatte nicht die Leis-

dens

helm gehaltne Convention dem Könige von Sardinien kräftigen Beistand, auf den Fall er von Oesterreich angegriffen würde, doch unter Bedingung, daß Sardinien seine Truppen vermehre und sich in Stand setze, einen ersten Anfall abzuhalten.

8) Er war geboren den 23ten August 1754.

enschaft des Eroberers, er liebte solche auch nicht bei Andern. Der unruhige Ehrgeiz Kaiser Joseph II. stimmte nicht zu seinem Charakter. Wohl gewiß hätte Ludwig XVI den Bund mit Oesterreich nicht geschlossen; aber, da er ihn bestehend fand, konnte er, ohne sehr wichtige Gründe, sich nicht entschließen, ihn aufzuheben⁹⁾. Ohne Zweifel wirkte auch die
Liebens-

9) Die Mémoires du regne de Louis XVI par Sou-
lavie, à Paris 1801, enthalten, neben manchen wenig in-
teressanten Sachen, viele authentische Altenstücke, welche
für die neuere Geschichte brauchbar sind. Unter denselben
ist auch, Tom. I. p. 86, ein Aufsatz unter dem Titel:
Portrait du Duc de Choiseul, der, von Ludwig XVI
eigner Hand geschrieben, sich unter den Papieren dieses
Königs gefunden hat, der sehr wichtig ist, möge er nun
von diesem Monarchen selbst herrühren, oder von ihm
aus der Handschrift seines Vaters, des verstorbenen
Dauphin, oder auch eines andern Staatsmanns abge-
schrieben und mit eigenen Zusätzen vermehrt seyn.
In diesem Aufsatz wird über das österreichische
Bündniß Folgendes geurtheilt: „Choiseuls Allianz
„mit Oesterreich ist gut, weil sie dem Unglück der
„öftern Kriege mit dieser Macht ein Ende gemacht
„hat und uns erlaubt, alle unsere Aufmerksamkeit auf
„England zu wenden; aber sie ist unserm Interesse nicht
„gemäß, weil sie den deutschen Kaisern gestattet, wenn
„sie es gut finden, unsere alten Verbündeten zu drücken.
„Die Französische Regierung war seit Jahrhunderten
„Bes

liebenswürdige Königin, Tochter Maria Theresens, mit, die österreichische Verbindung zu erhalten, wenn gleich der junge König, bei aller Zärtlichkeit, die er für sie hatte, ihr keinen Einfluß auf die Angelegenheiten

„Beschützer der europäischen Mächte vom zweiten Range, deren Zuneigung und Unterstützung uns wichtig waren. Choiseul hat durch seine österreichische Allianz diese von uns abgewandt. Die französische Regierung vor ihm hatte Alles gethan, die preussische Monarchie aufrecht zu erhalten, und durch diesen neuen Staat uns ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der natürlichen Nebenbuhler Frankreichs zu schaffen. Choiseul hat unsere Schätze und unsere Armeen verschwendet, um, zu alleinigem Vortheil Oesterreichs, diese Macht zu unterdrücken.“ Man kann diese und andere Urtheile, die ich noch anführen werde, nicht lesen, ohne die Reife der Einsicht des Monarchen in so früher Jugend zu bewundern. Wie viel bittere Leiden hätte Ludwig XVI sich selbst, seiner Familie und seinem Volk erspart, hätte nicht zu weit gehende Bescheidenheit ihn bewogen, eigener Einsicht weniger als dem Urtheil von Rathgebern zu folgen, die ihm an richtigem Blick nicht beikamen. So preiswürdig es ist, wenn Monarchen, ehe sie in wichtigen Fällen Entschlüsse fassen, die Meinung mehrerer, besonders erfahrener, Männer hören, so kann doch auch dieses zu weit getrieben werden. Es ist für das Wohl des Staats durchaus nöthig, daß ein Monarch auch Vertrauen zu eigener Einsicht habe, und, nachdem er Rath genug gehört, nach dieser eignen Einsicht seine Entschlüsse fasse und mit Festigkeit ausführe.

heten der Regierung gestatten wollte und sorgfältig wachte, die Verbindung mit dem Wiener Hofe ihrer Einwirkung zu entziehen¹⁰⁾. Der Graf von Maurepas, ein von Ludwig XV seit vielen Jahren vom Hofe entfernter, aber von dem verstorbenen Dauphin sehr geschätzter und in seinen hinterlassenen Papieren dem Nachfolger empfohlener Staatsmann, war von dem jungen Könige mit großem Vertrauen zu seinem Rathgeber und Führer berufen und an die Spitze der Geschäfte gestellt. Dieser Staatsmann wurde zu früh und zu spät, als Knabe und als Greis, zu den Geschäften berufen; seine reifsten Jahre brachte er in einer Muße zu, die er nicht würdig anzuwenden wußte. Noch kurz vor dem Tode Ludwig XIV, im J. 1715, wie er 14 Jahr alt war, wurde dem Grafen Maurepas das Ministerium des Seewesens anvertrauet.

D 2

10) In dem in voriger Note angeführten Aufsatz bey Soulas - wie sagt Ludwig XVI selbst: „Die Vermählung der Königin war ganz das Werk des Herzogs von Choiseul. „Er schloß sie allein in der Absicht, der österreichischen „Allianz noch mehr Stärke zu geben. Es ist aber nöthig, darauf zu achten, ob der Einfluß dieser Verbindung wirklich die Nachtheile dieser Allianz, die wir „bemerkt haben, vermehren werde.“ Diese Aeußerung beweiset, daß der Monarch den Vorsatz gefaßt hatte, der Gemahlin, die er zärtlich liebte, nicht Einfluß auf seine Politik zu gestatten.

trauet. Er behauptete sich unter der Regenschaft des Herzogs von Orleans und auch noch lange unter Ludwig XV in diesem wichtigen Posten, ohne in demselben durch irgend etwas Großes sich auszuzeichnen. Er war immer mehr Höfling, als Staatsmann, ordnete die Geschäfte seinem Vergnügen unter. Im J. 1749 bewirkte die Marquise von Pompadour, deren Unwillen er durch Spottgedichte sich zugezogen hatte, seine Verweisung. Im J. 1774, wie er 73 Jahre alt war, berief ihn Ludwig XVI, auf die vom Dauphin, seinem Vater, ihm hinterlassene Empfehlung, zu seinem ersten Minister. Wahrscheinlich hatte vorzüglich der Umstand, daß Maurepas von der Pompadour verfolgt worden, dem Dauphin eine vorthelhafte Meinung von diesem Minister gegeben, auch wußte er, daß derselbe dem alten politischen System ergeben sey. Ludwig XVI bewies ihm bis zu seinem Tode im J. 1781 große Achtung, mehr aus Ehrfurcht für das Andenken des Vaters, als aus eigener Meinung. Denn der jugendliche Leichtsin, mit dem Maurepas die Geschäfte spielend betrieb, und sein Egoismus paßten nicht zu dem ernsten Sinne und dem feinen sittlichen Gefühl des edelmüthigen jungen Monarchen. Es macht dessen Charakter Ehre, daß er durch einen solchen Leiter nicht verdorben wurde. Doch den Hauptfehler Ludwigs XVI, die Unentschlossen-

schlossenheit, scheint Maurepas Einfluß noch vermehrt zu haben. Aber gewiß bestärkte dieser Minister den König in der Vorliebe zu dem alten politischen System seines Hauses. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Vergennes ¹¹⁾, war diesem System gleichfalls geneigt. Sein persönlicher Charakter paßte ganz zu dem von Ludwig XVI. In den Gesandtschaften zu Constantinopel und Stockholm

D 3

wäh

-
- 11) Gravier Graf von Vergennes, geboren zu Dijon 1719, fing 1750 die diplomatische Laufbahn als Gesandter zu Koblenz an, wurde 1755 Botschafter in Constantinopel. Nach ausdrücklichem Befehl bewirkte er 1768 die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, nachdem es ihm nicht gelungen war, seinen Hof zu überzeugen, daß dieser Schritt für die Pforte verderblich sey. Er hatte drei Millionen L. erhalten, um den Divan zu gewinnen, brachte sie aber bey seiner Rückkehr 1769 wieder mit, weil er ohne Bestechung den Zweck erreicht hatte. Er wollte sich nun den Geschäften entziehen, wurde aber 1770 als Botschafter nach Schweden gesandt, wo er großen Antheil an der Revolution hatte, die Gustav III im August 1772 bewirkte. Ludwig XVI ernannte ihn im Juli 1774 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm bleibt das Verdienst, das gesunkene Ansehen Frankreichs, ohne dasselbe in Kriege zu verwickeln, wieder hergestellt, und seinem Monarchen einen Einfluß in die allgemeinen Angelegenheiten erworben zu haben, wie ihn auch Ludwig XIV nicht gehabt hatte. Vergennes starb den 13ten Febr. 1787.

während wichtiger Zeitpunkte gebildet, hatte Bergennes eine genaue Kenntniß der Verhältnisse der verschiedenen Staaten und ein richtiges Urtheil erworben. Er liebte Vorsicht und Mäßigung, war mehr für temporisirende, langsam wirkende, als für kühne, schnell durchgreifende Maaßregeln. Die Nachtheile der österreichischen Allianz entgingen ihm nicht; auch er hätte zu derselben nicht gerathen, wäre es noch darauf angekommen, sie abzuschließen. Aber, da er sie geschlossen fand, war er für ihre Erfüllung und Benützung mit nöthiger Beschränkung ihrer nachtheiligen Folgen. Daß dieses sein Grundsatz sey, sagte er einst selbst dem Prinzen Heinrich von Preussen. Auch die Klugheit empfahl natürlich dieses System dem Minister, der bey einer Königin von Oesterreichs Stamm sich behaupten wollte. Aber daß diese Rücksicht nicht zu viel Einfluß auf ihn habe, bewies Bergennes, wie Kaiser Joseph II nach

im Apr. 1777 Frankreich kam. Man vermuthete, die Absicht dieses Besuchs sey, den jungen Monarchen zu noch mehr Befestigung und Ausdehnung des bestehenden Bündnisses zu bewegen, deshalb hielt der Minister es für Pflicht, seinem Monarchen ernsthaft die Gründe vorzuhalten, warum es durchaus nicht rathsam sey, sich auf solche Anträge einzulassen. Am Tage vor der Ankunft des Kaisers übergab er ihm

ein

ein Mémoire ¹²⁾, worin er Folgendes sagte: „Die
 „Allianz mit Oesterreich hat keinen weitem Nutzen
 „für Frankreich, als daß sie den Ruhestand auf dem
 „festen Lande von Europa sichert, und uns erlaubt,
 „unsere Kräfte gegen England zusammen zu halten.
 „Eigentlich hätte es hierzu keines Bündnisses bedurft.
 „Ein nach guten Grundsätzen abgeschlossener und von
 „beiden Theilen mit Treue beobachteter Friede würde
 „eben dasselbe thun. Das Bündniß wird uns gegen
 „England, von dem wir am meisten zu besorgen haben,
 „nie von Nutzen seyn, und auf dem festen Lande hat
 „Frankreich von keiner Seite einen Angriff zu besor-
 „gen. Dennoch kann das Bündniß nützlich seyn;
 „aber große Vorsicht ist nöthig, damit nicht Oester-
 „reich allein Vortheile von demselben ziehe und es be-
 „nutze, seine Vergrößerungs-Absichten auszuführen,
 „oder gar die Mächte zu unterdrücken, an deren Auf-
 „rechthaltung Frankreich gelegen ist. Hierher gehört
 „besonders Preußen und die protestantische Parthey
 „in Deutschland. So wenig auch der jetzige preußi-
 „sche

12) Siehe dieses wichtige Mémoire in Histoire de la
 diplomatie françoise par Flassan, à Paris 1809.
 Tom. VI. p. 127. Dieses Buch erfüllt zwar nicht
 ganz, was sein Titel verspricht, enthält aber viele
 höchst lehrreiche Nachrichten für die neuere Geschichte.

„sche König wegen seiner Moral Achtung verdient,
 „und Vertrauen einflößen kann, so ist es doch sehr
 „wichtig, daß er in dem Verhältniß, worin er jetzt
 „ist, erhalten werde, um Oesterreich Besorgnisse zu
 „geben, die seiner Ehrsucht Schranken setzen, und
 „ihm den Beistand Frankreichs zum Bedürfniß ma-
 „chen. Die Erhaltung der Pforte ist eben so wichtig.
 „Keine Vortheile, die Kaiser Joseph Em. Majestät
 „könnte anbieten wollen, selbst wenn er die gesamm-
 „ten österreichischen Niederlande abtreten wollte, ver-
 „möchten den Verlust zu ersetzen, den Sie, sowohl an
 „verhältnißmäßiger Macht, als in der öffentlichen
 „Meinung von Europa leiden würden, wenn Sie
 „dagegen einwilligten, daß Oesterreich sich auf Ros-
 „sien der Pforte vergrößerte. Der französische Bes-
 „itz der Niederlande würde die Eifersucht andrer
 „Mächte erwecken, und unser ganzes politisches Sys-
 „tem verwirren. Kein Besitzer dieses Landes ist
 „unserm Interesse mehr gemäß, als das Haus Oes-
 „terreich. Die Niederlande sind uns ein Unters-
 „pfand, dessen wir uns jedesmal bemächtigen könn-
 „nen, wenn es nöthig scheint, die Ehrsucht des
 „Wiener Hofes zurückzuhalten.“

Diese klare Darstellung macht gewiß der weisen
 Einsicht des Ministers eben so viel Ehre, als dem
 Chas

Charakter des Monarchen, dem so offen, und ohne alle Nebenrückicht, die wahren Verhältnisse seines Staats vorgelegt werden durften. Die Aeußerung des Grafen von Bergennes über das wenige Vertrauen, welches Friedrich II Moral einflößen könne, gründet sich ohne Zweifel auf die Leichtigkeit, mit der dieser König seine Bundesgenossen in früheren Zeiten verlassen hatte, und zeigt, wie tief das Andenken daran gewurzelt war. Ueberhaupt konnte Friedrichs freie Denkungsart und öffentlich geäußerte irreligiöse Gesinnung weder Ludwig dem XVI, noch dem Grafen Bergennes besondere Neigung und Achtung für ihn einflößen, und dieser Umstand hatte vielen Antheil daran, daß alle Bemühungen Friedrichs, sich mit Frankreich näher zu verbinden, mislangen. Aber dennoch wurde die Wichtigkeit der Aufrechthaltung des preussischen Staats im Kabinette zu Versailles vollkommen anerkannt. Bergennes und sein König handelten hier, wie es die Häupter der Staaten immer sollten, allein nach großen und wahren politischen Ansichten, nicht nach persönlicher Neigung.

Von Josephs II Besuch wurde keine Folge im System des französischen Hofes bemerkt, entweder, weil der Kaiser keine Vorschläge that, oder, weil

Ludwig XVI, den weisen Lehren seines Ministers folgend, sie ablehnte. Nur so viel glaubte man zu bemerken, daß der österreichische Monarch durch seine Gegenwart weder bey seinem königlichen Schwager, noch bey der Nation gewonnen habe. Diese Stimmung und diese Ansichten erklären nun das Benehmen des französischen Hofes in der bayerischen Erbfolge-Angelegenheit. Die Ungerechtigkeit der österreichischen Anmaaßungen konnte diesem Hofe durch keine Vorstellungen verschleiert werden. Vergennes durchblickte alle Nachtheile, welche die Durchsetzung solcher Anmaaßungen für Deutschland und auch für Frankreich haben mußte. Gern sah er die lebhafteste Empfindung, welche dadurch im deutschen Reiche allgemein aufgeregt war. Sehr aufmerksam hörte er die Beschwerden des Herzogs von Zweybrücken an; mit Wohlgefallen sah er, daß Preußen sich ernstlich rüste, der Vertheidiger der unterdrückten deutschen Freiheit zu seyn, aber selbst Theil zu nehmen an dieser Vertheidigung, daran hinderte den französischen Hof theils der zerrüttete Zustand seiner Finanzen, theils der Seckrieg, welchen die anerkannte Unabhängigkeit und die Unterstützung der gegen das Mutterland auftretenden englischen Colonien in Nordamerika zur Folge hatte. Diese beiden Gründe sind stark genug, um die Abneigung, sich

sich in einen Landkrieg gegen Oesterreich einzulassen, völlig zu erklären, ohne daß wir dem Einfluß der Königin vielen Antheil bezmessen dürfen, der bey der bemerkten richtigen Einsicht Ludwig XVI in der That nicht anzunehmen ist. Wirklich waren alle Bemühungen Oesterreichs, den französischen Hof für seine Sache zu gewinnen, vergebens. Auch das dringendste Anliegen von Maria Antoinette konnte Ludwig XVI nur zu dem Versprechen bringen, daß er den Vergrößerungs- Absichten ihres Hauses, so sehr er sie mißbillige, nicht selbst thätig entgegenzutreten wolle ¹⁵⁾. Der König selbst und sein

Mi

15) Ein kurz vor Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges geschriebenes vertrautes Handbillet Ludwig XVI an Vergennes, das Soulavie (Mémoires T. IV. p. 315.) aufbehalten hat, zeigt sehr deutlich die Gesinnungen dieses Monarchen. „Die Königin, sagt er, hat mir ,geklagt, daß von Ihnen nicht genug geschehe, um „dem Kriege vorzukommen, mit dem Oesterreich be- „drohet sey. Ich habe mich bemühet, ihr zu beweisen, „daß von Ihnen Alles geschehe; was von Ihnen ab- „hänge, und daß wir immer zu allen freundschaftlichen „Schritten bereit sind, welche zu thun uns der Wiener „Hof in Stand setzt. Aber zugleich habe ich ihr auch „nicht verheelt, daß die Erwerbungen, welche das „Haus Oesterreich machen will, in meinen Augen „schlecht gegründet sind, und daß wir keinesweges uns „als verpflichtet erkennen können, dasselbe dabey zu „uns

Minister läugneten durchaus, daß hier der Fall sey, wo das Bündniß angewandt werden könne, weil dieses nur Garantie der Besizungen enthalte, welche beide Mächte damals, als es geschlossen wurde, hatten, keinesweges aber den Zweck habe, neue Erwerbungen zu begünstigen, welche eine oder die andere Macht zu machen für gut finde; und die Kriege mit zu übernehmen, in welche sie sich deshalb verwickle. „Der König von Frankreich, sagte „Bergennes, bewaise schon eine fast partheiische „Freundschaft, wenn er sich alles eigenen Urtheils „über die Gerechtigkeit der Ansprüche seines Allir- „ten auf Bayern enthalte, und wenn er die von des- „sen Gegnern angerufene Garantie des westphäli- „schen Friedens noch nicht geltend mache, wozu er „sich

„unterstützen. Doch habe ich ihr versichert, daß der „König von Preußen uns deshalb von unsrer Allianz „nicht abwendig machen solle, indem man sehr wohl „das Betragen eines Bundsgenossen mißbilligen könne, „ohne sich deshalb mit ihm zu entzweien. Ich theile „Ihnen dieses mit, damit Sie dieselbe Sprache gegen „die Königin führen. Ich bin, wie Sie, der Mei- „nung, daß wir durchaus keinen Schritt thun müssen, „welcher eine Billigung der Usurpation des Wiener „Hofes scheinen könnte, und Alles, was Sie in dies- „sem Sinne dem Grafen Mercy (österreichischen Both- „schafter) gesagt haben, ist ganz unbedenklich.“

„sich allein des Grundes bedienen könne, daß nicht
 „von einzelnen Ständen, sondern vom ganzen versammelten Reich die Frage entschieden werden
 „könne, ob ein Fall vorhanden sey, wo die Garants
 „des westphälischen Friedens eintreten müßten.“
 Wirklich war dieses auch der Grund, welchen der französische Hof gegen den Herzog von Zweybrücken und den König von Preußen anführte, warum er nicht als Garant des westphälischen Friedens zur Behauptung der deutschen Reichsverfassung auftreten könne. Bey andern Gelegenheiten hatte Frankreich freilich nicht mit so gewissenhafter Bedenklichkeit vermieden, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und gewiß fühlte Vergennes sehr gut, daß es im jetzigen Falle sehr wohl dazu berechtigt sey. Dieser Minister ist hart getabelt worden, daß er das, was ein Recht seines Staats war, nicht auch als dessen Pflicht betrachtet und diese erfüllt habe. Man hat ihm Schwäche und zu weit getriebene Schonung der Königin Schuld gegeben. Vielleicht wirkte allerdings die Betrachtung bey diesem Minister, daß, wenn er zum Bruche mit Oesterreich riethe, die Königin, aller guten Vorsätze Ludwigs XVI ohngeachtet, doch im Stande seyn werde, ihm seine Stelle sehr unangenehm zu machen, und daß, wenn er dieselbe aufzugeben genöthiget würde,

ein

ein Nachfolger noch weniger Widerstand thun werde. Aber auch ohne diese Betrachtung wird, glauben wir, derjenige, welcher sich ganz in die damaligen Verhältnisse versetzt, den Grafen Bergennes milder beurtheilen müssen. Der erschöpfte Zustand der Finanzen und der Seekrieg erlaubten durchaus nicht, sich noch überdem in einen Landkrieg zu verwickeln. Die warnende Erfahrung, welche der siebenjährige Krieg hierüber gegeben, war noch zu neu, um bereits vergessen zu seyn; auch konnte Bergennes wohl hoffen, daß, auch ohne thätige Einmischung seines Hofes, die Absicht Oesterreichs werde vereitelt werden. Aber sehr gerechten Tadel würde dieser Minister verdienen, wenn er, wie ihm öffentlich vorgeworfen ist, unter Bedingung des Geheimnisses dem Wiener Hofe Geldhülfe zur Führung des bayerischen Krieges bewilliget hätte. Eine solche Nachgiebigkeit wäre unstreitig sehr unwürdig und den Grundsätzen echter Politik widersprechend gewesen. Friedrich II soll dieses zweideutige Verfahren entdeckt und dem französischen Hofe vorgeworfen, Graf Bergennes aber es geläugnet und von Oesterreich dafür wenig Dank empfangen haben. Natürlich hätte ein solches Verfahren den französischen Hof bei beiden Theilen tief herabsetzen müssen. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob dieser Vorwurf mit Recht

Recht

Recht gemacht sey ¹⁴⁾. Wäre es der Fall, so würde er den König selbst treffen, denn es läßt sich nicht denken, daß der Minister, ohne Wissen und Genehmigung des Königs, eine Geldunterstützung des Wiener Hofes hätte bewirken können.

Ges

-
- 14) Ich drücke mich hier zweifelhaft aus, weil ich, obgleich achtet des wichtigen Zeugnisses, das ich sogleich anführen werde, doch Mühe habe, mich von der Wahrheit dieser Anklage zu überzeugen. In allen Nachrichten, welche ich über jene Verhandlungen zu sehen Gelegenheit gehabt, habe ich nie eine Spur derselben gefunden, wohl aber eine beharrliche Abneigung des Wiener Hofes gegen den Grafen Vergennes. Auch Friedrich II erwähnt dieses doch ihm gewiß sehr wichtigen Umstandes in seiner Geschichte nicht. Eben so wenig ein Geschichtschreiber, von dem man nicht annehmen kann, daß, wenn die Sache gegründet wäre, sie ihm hätte unbekannt bleiben können, oder er sie absichtlich habe vorbeigehen wollen. Dieser Geschichtschreiber ist Glassan in der *Histoire de la diplomatie française*. Aber der Vorwurf, Oesterreich heimlich mit Gelde zu dem bayerischen Kriege unterstützt zu haben, ist dem Grafen Vergennes im November 1786 im versammelten Staatsrath, unter den Augen des Königs, vom Grafen Grimoard gemacht, in einem Aufsatz, den dieser Monarch selbst mit Randanmerkungen versehen, also nicht nur gehört, sondern selbst sehr aufmerksam gelesen hatte. Dieser unter den Papieren des Königs gefundene Aufsatz ist gedruckt in den *Mémoires de Louis XVI par Soulavie* Tom V. und dieser Vorwurf findet sich daselbst pag. 53.

Gewiß ist, daß der französische Hof den Wiener eifrigst ermahnte, den Ansprüchen auf Bayern zu entsagen, und dieses den Kaiser Joseph und den Fürsten Kaunitz oft zu lebhaften Unmuth bewegte. Letzterer beschuldigte den Alliirten einer Partheilichkeit für Preußen, wenn derselbe seine Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, welche Friedrich vertheidigte, auch in den schonendsten Ausdrücken zu erkennen gab. Nur in einem Augenblicke schien Vergennes wirklich geneigt, auf die Seite von Oesterreich zu treten, damals nämlich, wie bey den nach ausgebrochenem Kriege wieder eröffneten Unterhandlungen die Kaiserin-Königin sich erbot, das weggenommene Stück von Bayern zurückzugeben, und allen gemachten Ansprüchen gänzlich zu entsagen, unter der alleinigen Bedingung, daß auch Preußen von dem behaupteten Rechte abstehe, die fränkischen Fürstenthümer einst einzuziehen. Entweder war das Kabinet von Versailles wirklich überzeugt worden, daß hier eine Gleichheit der von beiden Theilen zu bringenden Opfer vorhanden sey, oder, wie es wahrscheinlicher ist, es gab solche Ueberzeugung nur vor, um den Wiener Hof zu befriedigen. Wirklich sagte Vergennes dem preussischen Hofe: „Die großmüthige Erklärung der Kaiserin-Königin „habe die Lage der Sache ganz verändert, denn, „da

„da Oesterreich jetzt jeder Vergrößerung entsage,
 „und alle an der bayerischen Erbschaft Betheiligte
 „die von Preußen verlangte Befriedigung erhalten
 „sollten, so stehe der Herstellung des Ruhestandes
 „von Deutschland nichts mehr entgegen, und der
 „Krieg werde bloß um der Ansprüche des Königes
 „willen fortgeführt werden müssen, wenn dieser sich
 „nicht entschließen wollte, dieselben dem allgemeinen
 „Wohl anzupferen.“ So äußerte sich Vergennes.
 Aber, als Friedrich deutlich machte, daß von ihm
 durchaus keine Ansprüche irgend einer Art gemacht
 würden, daß er nichts verlange, als in den innern
 Einrichtungen seines Hauses, die außer demselben
 Niemand angingen, und über welche in demselben
 sich Niemand beschwerte ¹⁵⁾, nicht gestört zu wer-
 den, und daß solche Einrichtungen mit Oesterreichs
 unrechtlicher Besitznahme ihm ganz fremder Lande
 durchaus nicht verglichen werden könnten; so ver-
 mochte

15) Dieses konnte der König mit vollem Rechte sagen. Aber man sieht hieraus, wie ungemein wichtig es ihm seyn mußte, daß die nachgeborenen Prinzen seines Hauses nicht aufgeregt würden, auf den Fall des dereinstigen Erlöschens der markgräflichen Linie auf Errichtung einer neuen Sekundo-Genitur zu bestehen, da sie bei solchem Verlangen ohnfehlbar vom Wiener Hofe Unterstützung erwarten konnten.

mogte der französische Minister die Stärke dieser Gründe nicht zu verkennen. Er fuhr eifrigst fort, andere Auswege zu suchen, um dem Kriege ein Ende zu machen. Da Alles darauf ankam, Rußland durch Berichtigung seiner Forderungen mit der Pforte die Freiheit zu verschaffen, die Pflichten seiner Allianz mit Preußen zu erfüllen; so war Frankreich um so williger, hierzu, nach Friedrichs' Wunsche, mitzuwirken, je mehr es von einem neuen Kriege im Osten von Europa nur noch gehäufte Demüthigungen seines alten Allirten voraussehen konnte. Der französische Bothschafter in Constantinopel, Marquis de St. Priest, wandte alles an, um den Divan zu überzeugen, daß, so hart die im letzten Frieden gebrachten Opfer auch immer wären, es doch unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich sey, sich dem, wozu man sich einmal verstanden, entziehen zu wollen, und daß jeder Versuch des Widerstandes das osmanische Reich nur noch größerem und gewisserem Verderben aussetzen werde. Diese Bemühungen schienen, nach langem Widerstreben der Türken, endlich guten Erfolg zu versprechen ¹⁶⁾.

Raum

16) Ein englischer Schriftsteller, der von diesen Begebenheiten sehr wohl unterrichtet seyn konnte, (Hr. Etton im

Raum war die russische Kaiserin dessen versichert, so erfüllte sie ihr dem Könige gegebenes Versprechen

P 2

spres

im Survey of the Turkish Empire. London 1798. p. 399.) versichert, die französische Vermittlung sey damals nur deshalb eingetreten, weil der englische Botschafter zu Constantinopel, Ainslie, die von Rußland nachgesuchte Vermittlung seines Hofes abgelehnt habe. Hr. Eton setzt hinzu, er wisse nicht, aus welchen Gründen dies geschehen seyn könne, und wir gestehen, daß uns die Nachricht sehr unwahrscheinlich vorkommt, nicht nur, weil wir derselben nirgend anderswo erwähnt gefunden, sondern vornehmlich deshalb, weil es sich kaum denken läßt, daß England eine so gute Gelegenheit hätte sollen vorbeigehen lassen, sich dem russischen Hofe in einem wichtigen Geschäft gefällig zu beweisen, und bey Bestimmung der neuen Handelsverhältnisse, die seine Aufmerksamkeit gewiß sehr anzogen, mitzuwirken. Auch ist sehr zu zweifeln, daß die Pforte Englands Mediation angenommen haben würde, dessen Vorliebe für Rußland jener bekannt genug war. Wir vermuten, Etons Nachricht beruhe nur darauf, daß der russische Botschafter Stechiow ohne Auftrag nur gelegentlich einmal auf verbindliche Art den englischen Botschafter Ainslie sondirt haben mag, ob sein Hof zu Uebernahme der Mediation geneigt seyn möchte? Dies mag Ainslie höher, als es gemeint war, genommen, und nachher, wie der Vergleich unter französischer Mediation zu Stande kam, sich gerühmt haben, es habe nur von ihm abgehungen, diese Ehre zu haben. Uebrigens ist es begreiflich, daß Katharinen II die Mediation Frankreichs vorzüglich wichtig war, sowohl, weil

sprechen, und ließ durch eine in Wien übergebene Erklärung (von der auch dem Reichstage Kenntniß gegeben wurde) die Kaiserin: Königin ersuchen: den Beschwerden verschiedener Reichsfürsten über die gewaltsame Besiznahme eines Theils von Bayern vollständig abzuhelpfen, da sie, im Fall des Gegentheils, sich genöthiget sehen würde, ihren Verbindlichkeiten gegen den König von Preußen Genüge zu leisten, und zu dessen Beistande ein Corps ihrer Truppen, in Gemäßheit der Traktaten, abgehen zu lassen. Der russische General Fürst Repnin kam bald nachher bey dem Könige in Breslau an, bestimmt, entweder als Bevollmächtigter der Kaiserin den Frieden zu diktiren, oder das Hülfscorps anzuführen. Friedrich bemerkte jedoch sehr bald, daß er von letzterm wenig Beistand erwarten dürfe. Er that den natürlichen Vorschlag, das russische Corps möge in die mit wenigen Truppen besetzten österreichischen Provinzen Gallizien und Lodomirien, und, nach den Umständen, weiter in Ungarn und Siebenbürgen einbringen. Der König wollte diese Provinzen ganz
seiner

weil diese das meiste Gewicht hatte, als auch, weil jene Monarchin gern sah, daß Frankreich dadurch, daß es zur Annahme so nachtheiliger Bedingungen rieth, sein eignes Ansehn und das Zutrauen der Pforte immer mehr herabsetzte.

iner Allirten überlassen, welche hier auf einen Auf-
 and der Unterthanen griechischer Religion rechnen
 inne. Das russische Corps sollte für sich allein
 ziren, doch durch die gleichzeitigen Bewegungen des
 Königs unterstützt werden. Dieser Vorschlag wurde
 gelehnt. Rußland wollte 16,000 Mann zu der
 Armee des Königs stoßen lassen, aber dieses kleine
 corps würde ihm jährlich über zwey Millionen Tha-
 r getostet haben. Außerdem verlangte man vom
 Könige noch eine halbe Million Subsidien wegen des
 Krieges mit der Pforte, zu dem sich die Kaiserin noch
 immer bereit halten müsse. Bey solchen Forderungen
 hatte Friedrich weit mehr Ursach zu wünschen,
 daß seine Bundesgenossin ihm den Frieden verschaffen,
 als daß sie ihn im Kriege unterstützen möge. Auch
 ihm Fürst Repnin, wie der König sich ausdrückt,
 eit mehr die Miene eines Bevollmächtigten an, der
 Namen seiner Monarchin in Deutschland Gesetze
 vorschreiben wollte, als eines Feldherrn, der ein
 Hülfscorps anzuführen bestimmt sey.

Die russische Erklärung, welche Fürst Kaus-
 ß noch nicht erwartet hatte, machte indeß zu Wien
 oßen Eindruck. Bereits vor deren Eingang hatte
 Maria Theresia, welche sehnsuchtsvoll die Herstel-
 ung des Friedens wünschte, einen neuen und wich-

tigen Schritt zu diesem Zwecke gethan; sie hatte förmlich die Vermittlung des Königs von Frankreich und der russischen Kaiserin nachgesucht. Ihr Schreiben an diese Monarchin begegnete der Erklärung der letztern. Friedrich II sieht dieses als einen glücklichen Zufall an, denn wahrscheinlich, glaubt er, hätte Katharina II ihre ernstliche Erklärung, die so gute Wirkung that, noch zurückgehalten, wäre das ihrer Eitelkeit schmeichelnde Gesuch der Kaiserin = Königin ihr vor dem Abgang jener zugekommen.

Da beide Höfe sich zur Annahme der Vermittlung geneigt erklärten, so theilte Friedrich dem französischen im Vertrauen einen Entwurf der Bedingungen mit, auf welche der Friede abgeschlossen werden könne, mit Angabe der Gründe, weshalb jede anderen von ihm verworfen werden mußten. Der französische Hof communicirte diesen Entwurf als den seinigen nach Wien; er fand die völlige Beistimmung der Kaiserin = Königin. So war man über das Wesentliche eins, daß nämlich die Convention vom dritten Januar zurückgenommen, doch Oesterreich einen kleinen Distrikt von Bayern behalten sollte. Es wurde beschlossen, zum völligem Abschluß des Friedens in der Stadt Teschen im österreichischen Schlesien durch Bevollmächtigte aller interessirten Höfe zusammenzutreten.

Diese

Diese Bevollmächtigten waren, von russischer 1779 Seite der Fürst Repnin, von französischer der Baron Breteuil als vermittelnde Minister; der Graf Philipp Cobenzl war der österreichische, der Baron von Kiedeser der preussische Bevollmächtigte; vom Churfürst von der Pfalz war es der Graf Lörring-Seefeld, vom Churfürst von Sachsen der Graf von Zinzendorf, und vom Herzoge von Zweibrücken der Herr von Hofensels. Am 13ten März wurden die Unterhandlungen eröffnet. Obgleich die Kaiserin-Königin sich bereits mit dem vom französischen Hofe vorgelegten Entwurfe einverstanden erklärt hatte, so war doch das Interesse der Theilnehmer so mannichfach verschieden, und außer dem Hauptgegenstande mußten so viele hinzugekommene Nebenpunkte abgemacht werden, daß die Unterhandlung noch immer einige Zeit foderte, und noch mehrere Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe man zum Abschluß kommen konnte. Der Herzog von Zweibrücken wollte sich durchaus nicht dabey beruhigen, daß ein, wenn gleich nur kleines, Stück von Bayern getrennt werden sollte. Der Bevollmächtigte dieses Fürsten, ein lebhafter, thätiger Mann, setzte Alles in Bewegung, um die in den Reichsgesetzen gegründete Untheilbarkeit eines Churlandes zu behaupten; auch wußte er, daß er Herzberg hiebei auf seiner Seite hatte, wel-

1779 cher nur ungern dem Wiener Hofe etwas nachgegeben sahe. Indes Friedrich entschied für dieses Nachgeben, und ließ dem zweibrückischen Minister bemerktlich machen, daß sein Herr zufrieden seyn müsse, den bei weitem größten Theil seiner Stammlande zu retten, da der König um des Kleinen davon zu trennenden Distrikts willen, wofür doch noch Entschädigung gegeben werden solle, sich mit den beiden großen Mächten nicht entzweien könne, welche so weit nachgegeben wissen wollten. Auch der chursächsische Gesandte, der wegen der Allodial-Ansprüche anfangs sehr große Forderungen machte, ließ sich endlich bedenkten, und begnügte sich mit dem, was zu erhalten möglich war.

Die bedeutendsten Zögerungen kamen vom Wiener Hofe. Noch immer schmeichelten Kaiser Joseph und Fürst Kauniß sich mit der Hoffnung, daß die Unterhandlungen zwischen der Pforte und Rußland sich noch zerreißen, und letztere Macht nicht im Stande seyn werde, ihre Drohungen zu erfüllen. So lange diese Hoffnung blieb, wurden immer noch neue Rüstungen zum Kriege gemacht, und Kaiser Joseph brachte seine Mutter sogar dahin, eine Aushebung von 80,000 Mann zu verfügen, mit denen die Armee vermehrt wurde. Auch in den Friedens-

denſeverhandlungen wurden immer neue Schwierig- 1779
keiten erfunden, um den Abſchluß aufzuhalten. Bald
tritt man über Nebenpunkte, bald nur über den
Ausdruck. Um jedoch das Gehäſſige geſſentlicher
Verzögerungen vom Wiener Hofe abzuwenden, mußte
Churfürſt Carl Theodor meißtens die Vorwände her-
geben. Er wollte nicht zugeben, daß der Herzog
von Zweybrücken als Hauptcontrahent an dem Frie-
den Theil nehme. Man gab nach, und es wurde
beliebt, dieſer Fürſt ſolle den abzuschließenden Trak-
taten nur beitreten. Dann wollte der Churfürſt
nicht, daß die Verträge ſeines Hauſes in dem Frie-
denſchlusse beſtätigt und garantirt würden. Er wei-
gerte ſich, zur Befriedigung des Churfürſten von
Sachſen beizutragen, und endlich ging er ſo weit, zu
erklären, daß er, ſtatt ſich den Entſcheidungen des
Congreſſes zu Teſchen zu unterwerfen, ſich lieber an
die mit dem kaiſerlichen Hofe abgeſchloſſene Conven-
tion halten wolle. Die vermittelnden Miniſter ſahen
ſich zuleßt genöthiget, mit dem ſchwachen Fürſten in
einem Tone zu reden, wie er der Würde ihrer Höfe
gemäß war. Beide Männer, vorzüglich jedoch Bres-
teuil 17), bewieſen in der That großen Eifer, um

17) Das Betragen dieſes Miniſters erwarb demſelben die
höchſte Achtung bey allen theilnehmenden Höfen. Auf
die

1779 den Frieden zu Stande zu bringen; sie setzten den mannichfach erhobenen Schwierigkeiten ungemeine Mäßigung und Geduld entgegen. Auch der König ließ sich durch nichts irren, was er als Nebensache betrachten konnte.

Endlich gelang es dem französischen Botschafter zu Constantinopel, die Pforte zur Einwilligung aller Forderungen Rußlands zu bewegen, und deshalb eine den Frieden von Kutschuk-Kainardgi erklärende Convention zu Stande zu bringen ¹⁸⁾. Die freie Schifffahrt auf den türkischen Gewässern wird den Russen ohne alle Beschränkung zugestanden; die Unabhängigkeit der Tataren und der Rußland zugesthane Chan werden anerkannt. Auch die bleibende Verbindung mit dem Großherrs als geistlichem
 Obers

die beste Art und mit zuvorkommender Höflichkeit beseitigte er die Ansprüche des russischen Botchafters wegen Ceremoniels, noch ehe dieser sie vorbringen konnte. Nach geschlossenem Frieden trug ihm Kaiser Joseph die Würde eines deutschen Reichsfürsten an, aber Breteuil verbat sie, weil es, sagte er, wider seine Grundsätze sey, daß er seine Pflicht gethan, eine Auszeichnung von einer fremden Macht anzunehmen.

18) S. dieselbe in v. Martens Recueil des traités T. III. pag. 349.

Oberhaupt wird so bestimmt ausgedrückt, um jeden 1779 Einfluß auf weltliche Hoheit abzuschneiden; die Ausübung der dem Großherrs zu stehenden Hoheit über die Moldau und Wallachen wird noch mehr beschränkt, und Rußland erhält das Recht, sich in die Angelegenheiten dieser Lande zu mischen. Katharina II, welcher nach dem innern Zustande ihres Reichs und ihren Finanzen ein Bruch mit der Pforte ohnedem im jetzigen Augenblick sehr unangelegen gewesen wäre, fand sich nun beruhiget, und sie erklärte dem Könige, daß ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten Deutschlands jetzt nichts mehr im Wege stehe. Wie die Nachricht von dieser abgeschlossenen Convention nach Wien kam, gaben Joseph und Kaunitz die Hoffnung ganz auf, den Krieg erneuern zu können. Churfürst Carl Theodor erhielt einen Wink, keine weitem Schwierigkeiten zu machen, und Graf Cobenzl wurde zum Abschluß des Friedens befehligt. Da man über die wesentlichen Punkte schon vorher einverstanden war, konnte, sobald es Oesterreich ernstlich wollte, diesen Abschluß nichts mehr aufhalten. So wunderbar sind die Schicksale der Völker, auch in den entferntesten Landen, durch einander verflochten! Ob Böhmen und Mähren, Sachsen oder Schlesien durch Krieg verwüstet werden sollten, hing an dem Faden einer Unterhandlung, die zwischen Petersburg und Cons

1779 den Frieden zu Stande zu bringen; sie setzten den mannichfach erhobenen Schwierigkeiten ungemeine Mäßigung und Geduld entgegen. Auch der König ließ sich durch nichts irren, was er als Nebensache betrachten konnte.

Endlich gelang es dem französischen Bothschafter zu Constantinopel, die Pforte zur Einwilligung aller Forderungen Rußlands zu bewegen, und deshalb eine den Frieden von Rutschuk-Kainardgi erklärende Convention zu Stande zu bringen ^{b. 10ten März.} 18). Die freie Schifffahrt auf den türkischen Gewässern wird den Russen ohne alle Beschränkung zugestanden; die Unabhängigkeit der Tataren und der Rußland zugesthane Chan werden anerkannt. Auch die bleibende Verbindung mit dem Großherrs als geistlichem Ober-

die beste Art und mit zuvorkommender Höflichkeit befeitigte er die Ansprüche des russischen Bothschafters wegen Ceremoniels, noch ehe dieser sie vorbringen konnte. Nach geschlossenem Frieden trug ihm Kaiser Joseph die Würde eines deutschen Reichsfürsten an, aber Breteuil verbat sie, weil es, sagte er, wider seine Grundsätze sey, dafür, daß er seine Pflicht gethan, eine Auszeichnung von einer fremden Macht anzunehmen.

18) S. dieselbe in v. Martens Recueil des traités T. III. pag. 349.

Oberhaupt wird ſo beſtimmt ausgedrückt, um jeden 1779 Einfluß auf weltliche Hoheit abzuschneiden; die Ausübung der dem Großherrs zuſtehenden Hoheit über die Moldau und Wallachen wird noch mehr beſchränkt, und Rußland erhält das Recht, ſich in die Angelegenheiten dieſer Lande zu miſchen. Katharina II, welcher nach dem innern Zuſtande ihres Reichs und ihren Finanzen ein Bruch mit der Pforte ohnedem im jeßigen Augenblick ſehr unangelegen geweſen wäre, fand ſich nun beruhiget, und ſie erklärte dem Könige, daß ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten Deutschlands jezt nichts mehr im Wege ſtehe. Wie die Nachricht von dieſer abgeſchloſſenen Convention nach Wien kam, gaben Joſeph und Kauniß die Hoffnung ganz auf, den Krieg erneuern zu können. Churfürſt Carl Theodor erhielt einen Wink, keine weitem Schwierigkeiten zu machen, und Graf Cobenzl wurde zum Abſchluß des Friedens beſchligt. Da man über die weſentlichen Punkte ſchon vorher einverſtanden war, konnte, ſobald es Deſterreich ernſtlich wollte, dieſen Abſchluß nichts mehr aufhalten. So wunderbar ſind die Schickſale der Völker, auch in den entfernſten Landen, durch einander verflochten! Ob Böhmen und Mähren, Sachſen oder Schleſien durch Krieg verwüſtet werden ſollten, hing an dem Faden einer Unterhandlung, die zwiſchen Petersburg und Cons

1779 Constantinopel geführt wurde. Die Anerkennung eines Tartar-Chans durch die Pforte mußte der Behauptung der Stammlande eines deutschen Fürstenhauses vorgehen.

Um der Kaiserin-Königin ein Compliment zu ^{d 13ten} ~~May~~ machen, wurden am 62ten Geburtstage dieser Monarchin sämtliche Traktaten unterzeichnet, aus welchen dieser Friedensschluß zusammengesetzt ist ¹⁹⁾. Es sind folgende:

- 1) der Friedenstraktat zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Preußen;
- 2) Separat-Artikel, durch welchen der Churfürst von Sachsen diesem Traktat beitrith;
- 3) Convention zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürsten von der Pfalz;
- 4) Akte, durch welche der Herzog von Pfalz-Zweybrücken dieser Convention beitrith;
- 5) Convention zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und dem Churfürsten von Sachsen, nebst Beitritts-Akte des Herzogs von Zweybrücken;
- 6)

19) S. dieselben in Graf Herzbergs Recueil Vol. II. p. 267; auch in v. Martens Recueil Tom. II. p. 1.

- 6) Separat-Akt zwischen dem Churfürst von der Pfalz und dem Herzoge von Zweibrücken;
- 7) Akte, durch welche der römische Kaiser in seiner Eigenschaft als österreichischer Mitregent und Erbe dem von seiner Mutter abgeschlossenen Frieden beitrith, und Annahme dieses Beitritts durch den König von Preußen;
- 8) Akte, durch welche die vermittelnden Minister alle diese Traktaten und sämtliche darin enthaltenen Bedingungen im Namen ihrer Souverains garantiren.

Der wesentliche Inhalt dieser verschiedenen Traktaten ist folgender:

- 1) die am 3ten Januar 1778 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Churfürst Carl Theodor abgeschlossene Convention wird vernichtet; jene Monarchin entsagt für sich und ihre Erben allen Ansprüchen an Bayern; sie giebt die davon in Besiß genommenen Distrikte und die Herrschaft Mindelheim zurück; sie verspricht mit den böhmischen Lehen in der Oberpfalz das churpfälzische Haus wiederum zu belehnen, so, daß dieses sie auf eben dem Fuß besitzen soll, wie das ausgestorbene churbayerische sie besessen hat.

- 1779 2) Die Kaiserin • Königin will gemeinschaftlich mit dem Könige von Preußen bey Kaiser und Reich sich dahin verwenden, daß alle vom letzten Churfürsten von Bayern besessene nach dessen Tode sequestrirte Reichslehen im bayerischen und schwäbischen Kreise dem Churfürsten zu Pfalz und dem pfälzischen Hause wieder verliehen, und jenem sofort, nach erfolgter Ratifikation dieses Friedens, deren Verwaltung eingeräumt werde.
- 3) Die Kaiserin • Königin überträgt ihre böhmischen lehnsherrlichen Rechte über die gräflich schönburgischen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein an den Churfürsten von der Pfalz.
- 4) Der Churfürst von der Pfalz tritt diese böhmischen Lehnrechte über die schönburgischen Herrschaften ²⁰⁾ an den Churfürsten von Sachsen ab,
und

20) Die dem alten reichsunmittelbaren Geschlecht der Grafen und Herren von Schönburg gebörenden Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein sind vom sächsischen Gebiet umschlossen, ob sie aber zu Sachsen gehören und der sächsischen Landeshoheit unterworfen sind, dieses ist seit langer Zeit zwischen dem Churhause Sachsen und den Grafen streitig gewesen. Letztere waren von der Krone Böhmen mit diesen Herrschaften, als einem Reichs • Asterlehn, verliehen,

Abschluß des Friedens zu Teschen. 239

und verspricht diesem überdem sechs Millionen 1779
Gulden im 24 Gulden-Fuß, in sechsmonatli-
chen Terminen, jeden zu 250,000 Gulden zu
zahlen, und damit am 4ten Januar 1780 an-
zufangen. Der Churfürst von Sachsen erklärt
sich hierdurch für alle seine Ansoderungen an die
bayer-

lichen, und der Wiener Hof hatte dieses Verhältniß oft
benutzt, um sich die Entscheidung der streitigen Frage beizulegen, und die Grafen bey ihrer behaupteten Unabhängigkeit von Sachsen zu schützen. Dieses war noch im Jahr 1777 geschehen, indem österreichische Truppen in die Herrschaft einrückten und mit Aufhebung der Resse, durch welche in früherer Zeit chursächsische Hoheitsrechte anerkannt waren, den Grafen von Schönburg in den Besitz völliger Landeshoheit setzten. Nach ausgebrochenem Kriege nöthigte Chursachsen diese Truppen zum Abzuge und stellte den vorher gewesenen Zustand wieder her. Auch suchte dasselbe den mit Oesterreich über die bayerische Erbfolge entstandenen Streit zu benutzen, um gänzliche Abtretung der böhmischen Lehnrechte zu erhalten. Der Wiener Hof machte anfangs viele Schwierigkeiten, doch verstand er sich endlich dazu, diese Rechte an den Churfürsten von der Pfalz abzutreten, damit dieser sie wieder an den sächsischen Churfürsten überlassen und auf dessen Allodial-Forderung abrechnen könne. Für das sächsische Churhaus war es sehr wichtig, diese unangenehmen Irrungen mit seinen Vasallen, welches die Grafen von Schönburg wegen anderer Besitzungen unstreitig waren, abgemacht und das Recht der Einmischung eines mächtigen Nachbars für immer beseitigt zu sehen.

1779 bayerische Allodial-Erbenschaft befriedigt, und alles Allodialvermögen wird nun mit den Stammlanden des pfälzischen Hauses vereinigt und mit dem Fideicommiss belegt, unter welchem sich jene befinden.

5) Der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweybrücken verbinden sich auf das feierlichste, die in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträge nach ihrem ganzen Inhalte zu beobachten, und diese Verträge werden von den Haupt-Contrahenten des Friedens und von den Vermittlern garantirt.

6) Die Kaiserin-Königin verbindet sich, einer vereinstigen Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit den brandenburgischen Hauptlanden nichts entgegen zu setzen. Auf den Fall, daß diese Vereinigung erfolgen wird, will die Kaiserin-Königin die im Umfang der fränkischen Fürstenthümer belegenen böhmischen Lehen, der König aber dagegen dieser Monarchin die im Herzogthum Oesterreich belegenen brandenburgischen Lehen abtreten ²¹⁾.

7)

21) Die Krone Böhmen besaß innerhalb der fränkischen Fürstenthümer mehrere Lehen, und eben dergleichen das Haus

- 7) Der Churfürſt von der Pfalz, zum Beweiſe 1779 ſeiner Erkenntlichkeit für die von der Kaiſerin • Königin erfahrne Zuneigung, tritt dieſer Monarchin für ſich und ſeine Erben einen Diſtrikt von Bayern ab, der von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßt iſt. Dieſe Flüſſe bleiben beiden Theilen gemein, und keiner derſelben kann ihrem Lauf eine andre Richtung geben, noch an denſelben neue Zölle anlegen. Dieſes ſoll auch nicht von Deſterreich auf einem kleinen Strich des Inn geſchehen, wo beſſen beide Ufer ihm gehören.
- 8) Die Kaiſerin • Königin und der König von Preußen wollen bey dem Kaiſer ſich verwenden, um den Herzogen von Mecklenburg das Jus de non appellando zu verſchaffen.

9)

Hauß Brandenburg im Erzherzogthum Deſterreich. In Wahrung der Gerechtsame über letztere war zu Wien ein brandenburgiſcher Lehnprobt und Lehnhof. Dieſe lehnherrlichen Rechte wurden durch den Teſchner Frieden geſeitig ausgetauſcht, ſo, daß die Vaſallen künſtig ihre Landesherren auch zu Lehnsherren erhielten. Nach Beſtimmung des Friedens ſollte dieſes erſt dann geſchehen, wenn die fränkischen Fürſtenthümer mit dem Hauptlande vereinigt würden. Es iſt aber bereits in den nächſten Jahren, noch während Friedrichs II Leben, dieſer Punkt des Friedens zum Vollzug gebracht.

- 1779 9) Alle Contrahenten wollen den Kaiser und das deutsche Reich ersuchen, diesen Friedens-Traktaten beizutreten und allen darin enthaltenen Bestimmungen völligen Beifall zu geben.

Durch diese Traktaten war also die gestörte Ruhe von Deutschland wieder hergestellt. Zur Freude seiner Fürsten und Völker war die Verfassung aufrecht erhalten und aus einer Gefahr gerettet, die um so bedenklicher war, da sie von einer Seite drohete, von welcher diese Verfassung vielmehr Schutz erwarten mußte. Genugthuend war es für den deutschen Patrioten und den Freund der Gerechtigkeit, daß die durch Gewalt abgedrungene Convention völlig vernichtet und Oesterreich genöthiget wurde, die widerrechtlich gethanen Schritte feierlich zurückzunehmen. Zwar erhielt es einen Distrikt von Bayern, der, das Erzherzogthum mit Tyrol verbindend, ihm sehr gelegen und ein fruchtbares Land war. Aber wohlbedächtig wurden die Ausdrücke des Friedensschlusses so gewählt, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß nicht wegen einiges zugestandenen Rechts, nicht wegen der gemachten Ansprüche, sondern allein in Erwiederung der von der Kaiserin-Königin bewiesenen Zuneigung dieser Strich überlassen werde, der auch gar nicht einmal zu demjenigen Theile

Theile von Bayern gehörte, auf welchen der Wiener 1779 Hof rechtliche Ansprüche zu haben behauptet hatte. Dieses letztere und bereits in Besiz genommene Stück wurde auf 234 deutsche Quadratmeilen, der jetzt überlassene Strich aber auf 38 solcher Meilen geschätzt. Dieses war in den Augen Friedrichs kein Gegenstand, der es verdiente, ferner sein Volk den Lasten des Krieges auszusetzen, auch wußte der König, daß er bey Fortführung des Krieges nicht auf die Billigung der vermittelnden Mächte, noch weniger auf den Beistand einer derselben hätte rechnen dürfen.

Maria Theresia war höchlich vergnügt, den Frieden wieder errungen zu haben. Zwar war es dieser Monarchin sehr empfindlich, zu öffentlicher Zurücknahme eines von ihr abgeschlossenen Vertrags, zur Zurückgabe eines schon in Besiz genommenen Landes gezwungen zu seyn. Sie konnte ihre Bitterkeit hierüber nicht zurückhalten, und in vertrauten Unterredungen entsprach ihr, wohl noch während des Krieges, der König mit den Worten: *ce méchant homme*, zu bezeichnen ²²⁾. Aber dennoch war sie fest entschlossen, von nun an mit dem bösen Manne in

Q 2

guter

22) G. Flassan l. c. Tom. VI. p. 243.

1779 guter Freundschaft und ununterbrochenem Ruhestande zu leben; auch ließ sie ihm die Gerechtigkeit wiedersfahren, daß er in dieser Sache edel gehandelt und sein ihr gegebenes Wort erfüllt habe, auf billige Bedingungen Frieden schließen zu wollen ²³). Weit empfindlicher fühlte Joseph II durch den Ausgang des Krieges sich gekränkt. In der ersten Unterredung, die er mit dem vom Friedens-Congreß zurückkehrenden französischen Botschafter Breteuil hatte, hielt er es nicht zurück, wie er von Frankreich in dieser Sache mehr Theilnahme und Beistand erwartet hätte, und wie es ihm sehr wehe thue, mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 300,000 Mann nichts gethan zu haben ²⁴).

Beide vermittelnde Mächte waren mit dem Frieden, den sie bewirkt hatten, sehr zufrieden. Frankreich konnte nun ungehemmt seine Kräfte gegen England wenden; es hatte sich Preußen genähert und das Vertrauen des deutschen Reichs wieder gewonnen,
da

23) Der Engländer Gore (in Hist. de la maison d'Autriche T. V. p. 401) versichert, diese Aeußerung von demjenigen vernommen zu haben, der sie selbst aus der Kaiserin Munde gehört hatte.

24) G. Flassan l. c. Tom. VI. p. 247.

da es einen Beweis gegeben, daß die Behauptung der 1779
deutſchen Verfaſſung ihm noch immer wichtig ſey, und
die Allianz mit Deſterreich es nicht zum Beförderer
aller Vergrößerungs-Entwürfe dieſes Haufes mache.
Rußland fand ſich geſchmeichelt, daß Krieg oder
Friede zwiſchen den beiden großen deutſchen Mächten
von ſeiner Erklärung abgehangen habe. Es war
Katharina angenehm, nun auch Deſterreich, das ihren
Entwürfen gegen die Pforte entgegen gearbeitet hatte,
etwas gedemüthigt zu ſehen. Doch dieſe Monarchin
wollte ihre Vermittlung zu noch bleibenden Vorthei-
len benützen. Schon Peter der Große hatte den Ge-
danken, ſeinem Staate das Recht zu erwerben, in
den Angelegenheiten Deutschlands mitzuſprechen.
Katharina, welche immer gern auf dem Wege des
Stifters der ruſſiſchen Größe wandelte, glaubte ſol-
ches Recht jezt wirklich erworben zu haben. Der
Leſchner Friede beſtätigte den Weſtphäliſchen, also
war Rußland Garant nicht nur von jenem, ſondern
auch von dieſem Frieden, und dadurch der Verfaſſung
des deutſchen Reichs, welche in den Beſtimmungen
des weſtphäliſchen Friedens gegründet iſt. So fol-
gerte Katharina II und hielt von nun an ſich berechti-
get, an allen deutſchen Angelegenheiten, ſo oft ſie es
gut fände, Theil zu nehmen. Um ſich ſofort in den
Beſiß dieſes Rechts zu ſetzen, ſandte ſie bevollmäch-

1779 tigte Minister nach Deutschland, und accreditirte dieselben bey den einzelnen Kreisen und den verschiedenen Höfen. Man hat den französischen, den österreichischen und preussischen Hof getabelt, den ersten, daß er einer neuen Macht gestattet, sich neben ihn als Garant der deutschen Verfassung zu stellen, beide letztern aber, daß sie Rußland zu unmittelbarer Theilnahme an deutschen Angelegenheiten einen rechtlichen Vorwand verschafft hätten. Dieser Tadel ist unbillich. Der Wiener Hof war es, der Rußlands Vermittlung zuerst anrief. Sehr natürlich versuchte er, eine bedeutende Macht, die seinem Gegner beizutreten im Begriff stand, dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihre Mitwirkung zum Frieden verlangte, zu dem er geneigt sey. Preußen konnte diese Mitwirkung nicht ablehnen, die es bey den bestehenden freundschaftlichen Verhältnissen sich geneigt halten mußte. Auch Frankreich, dessen Vermittlung zugleich erbeten war, konnte der Zuziehung Rußlands nicht widersprechen, da es sich der Gefahr ausgesetzt haben würde, alsdann ganz ausgeschlossen zu werden. Uebrigens konnte Frankreich wohl hoffen, seinen lange gehabt überwiegenden Einfluß im deutschen Reiche, dem es ungleich näher war, immer zu behaupten, so wie Oesterreich und Preußen sich gegenseitig schmeichelten, den Rußland zugestandenen Einfluß theils gehörig zu bes

beſchränken, theils ihn nur zu eigenem Beſten zu 1779
benutzen.

In Friedrichs eigenen Landen war der Druck
des nur an den äußerſten Gränzen geführten Krieges
wenig gefühlt; dennoch freute man ſich über das
Ende deſſelben, und ſah mit innigem Vergnügen den
König zu ſeiner gemeinnützigen Thätigkeit im Frieden
zurückkehren. Sein Benehmen hatte die Verehrung
für ihn bey ſeinem eigenen Volke, wie im Auslande,
noch beträchtlich vermehrt. Auch nicht der leiſeſte
Verdacht war möglich, daß er dieſen Krieg aus ehr-
ſüchtiger Abſicht geführt habe. Friedrich hatte jeden
Antrag einer Conventenz unter der Bedingung, dem
Unrecht, das Fremden geſchehen ſollte, zuzusehen,
abgewieſen; auch bey dem Frieden hatte er durchaus
nichts für ſich verlangt, noch erhalten. Von einigem
Ersaß für ſeine bedeutenden Kriegskosten war gar
nicht die Rede geweſen. Daß Oeſterreich den Wi-
derspruch gegen den dereinſtigen Anfall der fränkischen
Fürſtenthümer aufgab, war kein Vortheil, ſondern
nur Aufhören einer ungeziemenden Anmaaßung.
Der Tausch der Lehen in beiderſeitigen Landen war
ein kleiner Vortheil für beide Theile; eigentlich nur
Abſchneidung künftiger Irrungen über wenig bedeuten-
de Gerechtsame. Nur in dieſem höhern Geſichts-

1779

bayerische Allodial-Erbenschaft befriedigt, und alles Allodialvermögen wird nun mit den Stammlanden des pfälzischen Hauses vereinigt und mit dem Fideicommiss belegt, unter welchem sich jene befinden.

5) Der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweybrücken verbinden sich auf das feierlichste, die in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträge nach ihrem ganzen Inhalte zu beobachten, und diese Verträge werden von den Haupt-Contrahenten des Friedens und von den Vermittlern garantirt.

6) Die Kaiserin-Königin verbindet sich, einer vereinstigen Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth mit den brandenburgischen Hauptlanden nichts entgegen zu setzen. Auf den Fall, daß diese Vereinigung erfolgen wird, will die Kaiserin-Königin die im Umfang der fränkischen Fürstenthümer belegenen böhmischen Lehen, der König aber dagegen dieser Monarchin die im Herzogthum Oesterreich belegenen brandenburgischen Lehen abtreten ²¹⁾.

7)

21) Die Krone Böhmen besaß innerhalb der fränkischen Fürstenthümer mehrere Lehen, und eben dergleichen das Haus

7) Der Churfürst von der Pfalz, zum Beweise 1779 seiner Erkenntlichkeit für die von der Kaiserin • Königin erfahrene Zuneigung, tritt dieser Monarchin für sich und seine Erben einen Distrikt von Bayern ab, der von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßt ist. Diese Flüsse bleiben beiden Theilen gemein, und keiner derselben kann ihrem Lauf eine andre Richtung geben, noch an denselben neue Zölle anlegen. Dieses soll auch nicht von Oesterreich auf einem kleinen Strich des Inn geschehen, wo dessen beide Ufer ihm gehören.

8) Die Kaiserin • Königin und der König von Preußen wollen bey dem Kaiser sich verwenden, um den Herzogen von Mecklenburg das Jus de non appellando zu verschaffen.

9)

Haus Brandenburg im Erzherzogthum Oesterreich. In Wahrung der Gerechtsame über letztere war zu Wien ein brandenburgischer Lehnprobst und Lehnhof. Diese lehnherrlichen Rechte wurden durch den Teschner Frieden gegenseitig ausgetauscht, so, daß die Vasallen künftig ihre Landesherren auch zu Lehnsherren erhielten. Nach Bestimmung des Friedens sollte dieses erst dann geschehen, wenn die fränkischen Fürstenthümer mit dem Hauptlande vereinigt würden. Es ist aber bereits in den nächsten Jahren, noch während Friedrichs II Leben, dieser Punkt des Friedens zum Vollzug gebracht.

- 1779 9) Alle Contrahenten wollen den Kaiser und das deutsche Reich ersuchen, diesen Friedens-Traktaten beizutreten und allen darin enthaltenen Bestimmungen völligen Beifall zu geben.

Durch diese Traktaten war also die gestörte Ruhe von Deutschland wieder hergestellt. Zur Freude seiner Fürsten und Völker war die Verfassung aufrecht erhalten und aus einer Gefahr gerettet, die um so bedenklicher war, da sie von einer Seite drohete, von welcher diese Verfassung vielmehr Schutz erwarten mußte. Genugthuend war es für den deutschen Patrioten und den Freund der Gerechtigkeit, daß die durch Gewalt abgedrungene Convention völlig vernichtet und Oesterreich genöthiget wurde, die widerrechtlich gethanen Schritte feierlich zurückzunehmen. Zwar erhielt es einen Distrikt von Bayern, der, das Erzherzogthum mit Tyrol verbindend, ihm sehr gelegen und ein fruchtbares Land war. Aber wohlbedächtig wurden die Ausdrücke des Friedensschlusses so gewählt, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß nicht wegen einiges zugestandenen Rechts, nicht wegen der gemachten Ansprüche, sondern allein in Erwiederung der von der Kaiserin-Königin bewiesenen Zuneigung dieser Strich überlassen werde, der auch gar nicht einmal zu demjenigen Theile

Theile von Bayern gehörte, auf welchen der Wiener 1779 Hof rechtliche Ansprüche zu haben behauptet hatte. Dieses letztere und bereits in Besiß genommene Stück wurde auf 234 deutsche Quadratmeilen, der jetzt überlassene Strich aber auf 38 solcher Meilen geschätzt. Dieses war in den Augen Friedrichs kein Gegenstand, der es verdiene, ferner sein Volk den Lasten des Krieges auszusetzen, auch wußte der König, daß er bey Fortführung des Krieges nicht auf die Billigung der vermittelnden Mächte, noch weniger auf den Beistand einer derselben hätte rechnen dürfen.

Maria Theresia war höchlich vergnügt, den Frieden wieder errungen zu haben. Zwar war es dieser Monarchin sehr empfindlich, zu öffentlicher Zurücknahme eines von ihr abgeschlossenen Vertrags, zur Zurückgabe eines schon in Besiß genommenen Landes gezwungen zu seyn. Sie konnte ihre Bitterkeit hierüber nicht zurückhalten, und in vertrauten Unterredungen entfuhr ihr, wohl noch während des Krieges, den König mit den Worten: *ce méchant homme*, zu bezeichnen ²²⁾. Aber dennoch war sie fest entschlossen, von nun an mit dem bösen Manne in

Q 2

guter

22) G. Flassan l. c. Tom. VI. p. 243.

1779 guter Freundschaft und ununterbrochenem Ruhestande zu leben; auch ließ sie ihm die Gerechtigkeit wiedersfahren, daß er in dieser Sache edel gehandelt und sein ihr gegebenes Wort erfüllt habe, auf billige Bedingungen Frieden schließen zu wollen ²³⁾. Weit empfindlicher fühlte Joseph II durch den Ausgang des Krieges sich gekränkt. In der ersten Unterredung, die er mit dem vom Friedens-Congreß zurückkehrenden französischen Bothschafter Breteuil hatte, hielt er es nicht zurück, wie er von Frankreich in dieser Sache mehr Theilnahme und Beistand erwartet hätte, und wie es ihm sehr wehe thue, mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 300,000 Mann nichts gethan zu haben ²⁴⁾.

Beide vermittelnde Mächte waren mit dem Frieden, den sie bewirkt hatten, sehr zufrieden. Frankreich konnte nun ungehemmt seine Kräfte gegen England wenden; es hatte sich Preußen genähert und das Vertrauen des deutschen Reichs wieder gewonnen,
da

23) Der Engländer Gore (in Hist. de la maison d'Autriche T. V. p. 401) versichert, diese Aeußerung von demjenigen vernommen zu haben, der sie selbst aus der Kaiserin Munde gehört hatte.

24) G. Flassan l. c. Tom. VI. p. 247.

da es durch Berichts gegeben, daß die Behauptung der 1779 deutschen Verfassung ihm noch immer wichtig sey, und die Allianz mit Oesterreich es nicht zum Beförderer aller Vergrößerungs-Entwürfe dieses Hauses mache. Rußland fand sich geschmeichelt, daß Krieg oder Friede zwischen den beiden großen deutschen Mächten von seiner Erklärung abgehungen habe. Es war Katharina angenehm, nun auch Oesterreich, das ihren Entwürfen gegen die Pforte entgegen gearbeitet hatte, etwas gedemüthigt zu sehen. Doch diese Monarchin wollte ihre Vermittlung zu noch bleibenden Vortheilen benutzen. Schon Peter der Große hatte den Gedanken, seinem Staate das Recht zu erwerben, in den Angelegenheiten Deutschlands mitzusprechen. Katharina, welche immer gern auf dem Wege des Stifter der russischen Größe wandelte, glaubte solches Recht jetzt wirklich erworben zu haben. Der Lefchner Friede bestätigte den Westphälischen, also war Rußland Garant nicht nur von jenem, sondern auch von diesem Frieden, und dadurch der Verfassung des deutschen Reichs, welche in den Bestimmungen des westphälischen Friedens gegründet ist. So folgerte Katharina II und hielt von nun an sich berechtigt, an allen deutschen Angelegenheiten, so oft sie es gut fände, Theil zu nehmen. Um sich sofort in den Besitz dieses Rechts zu setzen, sandte sie bevollmächtigte

1779 tigte Minister nach Deutschland, und accreditirte dieselben bey den einzelnen Kreisen und den verschiedenen Höfen. Man hat den französischen, den österreichischen und preussischen Hof getadelt, den ersten, daß er einer neuen Macht gestattet, sich neben ihn als Garant der deutschen Verfassung zu stellen, beide letztern aber, daß sie Rußland zu unmittelbarer Theilnahme an deutschen Angelegenheiten einen rechtlichen Vorwand verschafft hätten. Dieser Tadel ist unbillich. Der Wiener Hof war es, der Rußlands Vermittlung zuerst anrief. Sehr natürlich versuchte er, eine bedeutende Macht, die seinem Gegner beizutreten im Begriff stand, dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihre Mitwirkung zum Frieden verlangte, zu dem er geneigt sey. Preußen konnte diese Mitwirkung nicht ablehnen, die es bey den bestehenden freundschaftlichen Verhältnissen sich geneigt halten mußte. Auch Frankreich, dessen Vermittlung zugleich erbeten war, konnte der Zuziehung Rußlands nicht widersprechen, da es sich der Gefahr ausgesetzt haben würde, alsdann ganz ausgeschlossen zu werden. Uebrigens konnte Frankreich wohl hoffen, seinen lange gehabt überwiegenden Einfluß im deutschen Reiche, dem es ungleich näher war, immer zu behaupten, so wie Oesterreich und Preußen sich gegenseitig schmeichelten, den Rußland zugestandenen Einfluß theils gehörig zu be-

beſchränken, theils ihn nur zu eigenem Beſten zu 1779
benutzen.

In Friedrichs eigenen Landen war der Druck
des nur an den äußerſten Gränzen geführten Krieges
wenig gefühlt; dennoch freute man ſich über das
Ende deſſelben, und ſah mit innigem Vergnügen den
König zu ſeiner gemeinnützigen Thätigkeit im Frieden
zurückkehren. Sein Benehmen hatte die Verehrung
für ihn bey ſeinem eigenen Volke, wie im Auslande,
noch beträchtlich vermehrt. Auch nicht der leiſeſte
Verdacht war möglich, daß er dieſen Krieg aus ehr-
ſüchtiger Abſicht geführt habe. Friedrich hatte jeden
Antrag einer Conventienz unter der Bedingung, dem
Unrecht, das Fremden geſchehen ſollte, zuzusehen,
abgewieſen; auch bey dem Frieden hatte er durchaus
nichts für ſich verlangt, noch erhalten. Von einigem
Ersaß für ſeine bedeutenden Kriegskosten war gar
nicht die Rede geweſen. Daß Oeſterreich den Wi-
derspruch gegen den dereinſtigen Anfall der fränkischen
Fürſtenthümer aufgab, war kein Vortheil, ſondern
nur Aufhören einer ungeziemenden Anmaaßung.
Der Tausch der Lehen in beiderſeitigen Landen war
ein kleiner Vortheil für beide Theile; eigentlich nur
Abſchneidung künftiger Irrungen über wenig bedeuten-
de Gerechtsame. Nur in dieſem höhern Geſichts-

1779 punkte wurde diese Sache von beiden Höfen betrachtet, deshalb auch der Tausch im Ganzen festgesetzt, ohne darauf zu achten, ob der eine oder der andere Theil etwas mehr oder weniger erhalten oder abtreten werde. Der große und wichtige Vortheil für den König war, daß er das Vertrauen und die Zuneigung seiner deutschen Mitstände in einem höhern Grade gewann, als er sie je gehabt hatte. Auch diejenigen, welche vorher der emporstrebenden Größe des Hauses Brandenburg mit Eifersucht zugesehen hatten, betrachteten sie jetzt mit Wohlgefallen, da sie in diesem Hause einen neuen Schußgeist der Freiheit Deutschlands erblickten. In nähen und fernen Landen wurde jetzt der Beiname der Große dem Namen Friedrichs beigefügt. Gleichsam als sey er noch dem Gefühl der Verehrung, die man für ihn empfand, nicht genug zusagend, erfand man noch den Zunamen des Einzigen, dadurch andeutend, daß es etwas höchst Seltenes unter den Herrschern der Menschen sey, ohne eigenen Vortheil für Gerechtigkeit zu kämpfen. In den bayerischen Bauerhäusern fand man Friedrichs Bild neben den Bildern der Schutzheiligen des Landes aufgestellt ²⁵⁾. Aufmerksam sorgte der König

25) Der heilige Corbinian ist der Schutzheilige und Landespatron von Bayern. Seinem Bilde zur Seite

nig und ſein Miniſter Herzberg, daß der Teſchner 1779
Frieden ungeſäumt in allen Punkten vollſtändig voll-
zogen wurde. Bayern wurde in der feſtgeſetzten Zeit
von den öſterreichiſchen Truppen geräumt, und
ſämmtliche Lehen der ausgegangenen Linie wurden
dem pfälziſchen Hauſe wieder verliehen. Gern ver-
dankte Churfürſt Carl Theodor fremder Fürſorge
einen Beſiß, den er durch eigne Schwäche verloren
hatte. Auch allen übrigen Beſtimmungen des
Friedens geſchah ein völliges Genüge. Die Er-
theilung der dem herzoglichen Hauſe Mecklenburg
zugeſicherten Befreiung von der Gerichtsbarkeit der
höchſten Reichs-Gerichte fand dadurch einige
Schwierigkeit, daß die mecklenburgiſchen Land-
ſtände deſſelben widersprachen, weil ſie es ihren
Freiheiten und dem Wohl des Landes nachtheilig
hielten, wenn in keinem Falle mehr oberſtrich-
terliche Hülfe gegen Willkühr der Herrſcher nach-
geſucht

te wurde das Bild Friedrichs gehangen, und oft
brannte unter beiden Bildniſſen eine Lampe. So fand
es einſt in einem bayerſchen Dorfe ein öſterreichiſcher
Officier und fragte, was dieſes bedeuete? Dieſer da,
erwiederte der Wirth, iſt der Bayern Schutzpatron im
Himmel, und dieſer hier, Friedrich, der Preußen
König, iſt unſer Schutzpatron auf Erden; beide ſind
unſre Heiligen, und vor Heiligen brennen wir, als
gute Katholiken, Lichter.

1779 gesucht werden könnte. Die Sache wurde am Reichshofrathe rechtlich erörtert, zuletzt jedoch das Appellations-Privilegium unter einigen Beschränkungen ertheilt, die auch Preußen billig finden mußte. Der förmliche Beitritt des deutschen Reichs zum Teschner Frieden, der in demselben vorbehalten war, fand noch einige Schwierigkeiten, und wie er endlich im folgenden Jahre zu Febr. 1780 Stande kam, bewirkte Oesterreich, daß die Clausel hinzugefügt wurde: „es solle dieser Beitritt den Rechten des Reichs, dem westphälischen Frieden und übrigen Grundgesetzen, auch irgend Jemand an seinen erweislichen und gehörigen Orts geltend zu machenden Gerechtsamen, jezt und künftig, nicht zum Nachtheil gereichen.“ Letzterer Zusatz schien einen Vorbehalt anzudeuten, die jezt aufgegebenen Ansprüche noch einst, unter günstigern Umständen, wieder vorbringen zu wollen. Da Friedrich ohne dem an dem Willen des Wiener Hofes nicht zweifelte, sich von den Verbindlichkeiten, welche ihm der Friede aufgelegt hatte, wenn es je die politischen Verhältnisse erlauben sollten, wieder loszumachen; so sahe er solche Clausel als leere Worte an, die er keiner Aufmerksamkeit werth hielt.



Sechstes

Sechstes Kapitel

Friedrichs Beschäftigungen im Frieden.

Das Bewußtseyn, recht und würdig gehandelt zu haben, schien, nach geschlossenem Frieden, den König zu erheitern, und auch auf sein körperliches Befinden gut zu wirken. Zwar drückte er, sowohl mündlich als in vertrauten Briefen, sich oft mit Unmuth und Unzufriedenheiten über das aus, was er in letztem Kriege gethan, oder vielmehr, was er darin nicht gethan hatte; aber dieses darf uns in Absicht seines wirklichen Gefühls und seiner wahren Ansicht der Sache nicht irren. Wenn der König sich so äußerte, so sprach und schrieb er ganz als Militair. Der unthätige und erfolglose Krieg, zu dem er sich genöthigt gesehen hatte, war seinem Charakter, und seiner in den frühern Kriegen bewährten entschlossenen, kühnen Thätigkeit so ganz entgegengesetzt gewesen, daß er nicht anders, als mit Mißfallen daran denken konnte. Das Gefühl körperlicher Leiden und hinfalliger Schwäche war während des Feldzuges so groß

groß gewesen, daß die Erinnerung an denselben überhaupt ihm unangenehm bleiben mußte, und er kam, wenn er sich selbst mit dem, was er in der Kraft der Jugend und männlichen Reife gewesen, verglich, sich jetzt als herabgesunken und verfallen vor. Aber wenn gleich diese widrigen Gefühle ihn zuweilen überwältigten, und er dieselben gegen Andere, besonders gegen Krieger, oft etwas stark ausdrückte; so hinderte dieses doch keinesweges seine richtige Schätzung dessen, was er durch diesen Krieg wirklich erreicht hatte. Er drückte dieses in der Correspondenz mit seinen Ministern mit recht herzlichem Wohlgefallen aus; er wußte sehr gut, wie viel hohe Achtung und Vertrauen dem Oberhaupte eines Staats werth sind, und er fühlte, daß er diese durch sein Benehmen in der bayerischen Sache in noch höherm Grade erworben hatte, als es je vorher der Fall gewesen war. Klagte er gleich gegen Kriegsgefährten darüber, daß während des Feldzuges so wenig vorgefallen sey; so war es ihm doch, als Mensch und als König, sehr lieb, seinen Zweck ohne blutige Siege erreicht zu haben, die ihn Menschen gekostet und bey dem Gegner eine gehässige Verbitterung hinterlassen haben würden, welche seinem jetzigen Hauptwunsche, sein noch übriges Leben in Ruhe zuzubringen, ganz zuwider gewesen wäre.

Mit

Mit Gewißheit kann man also annehmen, Friedrich kam mit sich selbst, und mit dem, was er bewirkt hatte, zufrieden aus dem Kriege zurück. Die vermehrte Heiterkeit und gute Laune wurden von Allen bemerkt, die dem Könige in dieser Periode näher zu kommen Gelegenheit hatten. Dieses wurde auch dadurch bewiesen, daß er, mit belebter Kraft, zu seiner gewohnten Friedenthätigkeit und zu dem unterbrochenen wohlthätigen Geschäfte zurückkehrte, den innern Wohlstand seiner Lande auf alle Weise zu befördern. Er wandte sehr beträchtliche Summen an, um dem Ackerbau und jedem bedeutenden Gewerbe aufzuhelfen. Moräste wurden ausgetrocknet, bisher nichts ertragende Landstriche urbar gemacht, dem Austreten der Flüsse wurde gewehrt, neue Anpflanzungen aller Art wurden befördert. Wenige Monate nach seiner Rückkehr machte der König eine Jul. 1779 kleine bloß ökonomische Reise in der Mark Brandenburg, um bereits angefangene Verbesserungen selbst zu sehen, und sich von denen zu unterrichten, die noch gemacht werden sollten. Er unterhielt sich auf denselben mit erfahrenen Landwirthern, und bewies lebhaftes Interesse an der Unterhaltung mit ihnen und ihren Geschäften ¹⁾. Er unterstützte großmüthig verarmte

1) Einen ansehnlichen Bericht von dieser Reise von einem Delo

armte Familien. Durch Geschenke, oder durch Darlehen zu geringen Zinsen setzte er Guthsbesitzer in Stand, ihre Grundstücke zu verbessern; aus der Fremde gerufenen Kolonisten gab er Land, neu erbaute Häuser, Werkzeuge des Ackerbaues und Geld zum Betrieb ihrer Wirthschaft; neue Orte wurden angelegt, in vielen Städten und Dörfern neue Häuser erbaut und den Untherthanen geschenkt. Die Unternehmer neuer, oder verbesserter Fabrik-Anlagen wurden mit ansehnlichen Summen unterstützt, der König beschäftigte sich äußerst thätig mit Verbesserungen jeder Art, und ging oft mit Vergnügen tief in das Detail derselben ein. Keine irgend nützliche Unternehmung konnte ihm vorgeschlagen werden, deren Unterstützung er nicht sehr gern bewilligt hätte. Man hat berechnet, daß der Aufwand, welchen der König zu allen diesen Verbesserungen machte, vom Teschner Frieden an bis zu seinem Tode, jährlich über zwei Millionen Thaler betragen habe, und neben diesem Aufwande wurde allen Bedürfnissen des Staats mit pünkt-

Deconom, der den König auf einem Theil derselben begleitete, Oberamtmann F r o m m zu Zebrbellin, hat der Dichter Gleim unter dem Titel: „Reisegespräch des Königs im J. 1779“ zu Halberstadt 1784 bekannt gemacht.

ntlichster Ordnung abgeholfen, auch der Schatz
hlich vermehrt ²⁾).

Eben so angelegen war dem Könige während
ser Zeit die Beförderung der geistigen Bildung sei-
s Volks. Er vermehrte den Aufwand für die
shulen und befohl ernstlich deren Verbesserung;
sonders empfahl er die gründliche Erlernung der
ten Sprachen und das Studium der großen Classi-
: in denselben, deren fortgesetztes Lesen sein eigenes
oßes Vergnügen war. Er wünschte die besten dies-
Schriftsteller auch durch gute Uebersetzungen in
sere Sprache übergetragen zu sehen, und die Aus-
rung dieses Wunsches veranlaßte unter andern die
bersehung des Werks von Cicero de officiis durch
Philosophen Garve, Professor in Leipzig, der
gen schwächlicher Gesundheit sich damals nach sei-
ner

2) Der Minister von Herzberg gab in den Jahren 1780 bis
1786 in den Vorlesungen, die er jährlich am Geburts-
tage des Königs in der Akademie der Wissenschaften zu
halten pflegte, umständliche Berichte über die in jedem
verfloßnen Jahre gemachten Verbesserungen und die zu
denselben, so wie zur Beförderung der Gewerbe, verwen-
deten Summen. Aus diesen Angaben erhellet die Rich-
tigkeit des angegebenen Betrags. Diese Herzbergischen
Memoirs sind sowohl einzeln, als auch nachher gesamt-
melt in französischer und deutscher Sprache gedruckt er-
schienen.

ner Vaterstadt Breslau zurückgezogen hatte. Der König fand in der Unterhaltung mit demselben viel Vergnügen und gab ihm eine kleine Pension. Auch andere Breslauische Gelehrte, z. B. den Rektor Arletius, den Arzt Tralles, welchen er noch vom siebenjährigen Kriege her kannte³⁾, ließ er mehrmals zu sich kommen. Auch nach Berlin zurückgekommen berief er nicht nur die Mitglieder der Akademie und französische Gelehrte oft zu sich, sondern auch einige deutsche, z. B. den sehr vorzüglichen Schulmann Meierotto, den durch Gelehrsamkeit und freimüthiges Urtheil sich auszeichnenden Bibliothekar Dr. Biester, und den um die deutsche Litteratur sehr verdienten Buchhändler Nicolai. Er interessirte sich überhaupt jetzt mehr für die vaterländische Sprache, und äußerte in seinen Briefen an d'Alembert, daß er, wäre er noch jung, sich jetzt wahrscheinlich mehr mit der deutschen und englischen Litteratur beschäftigen würde, um so mehr, weil die neuen Produkte der französischen ihm nicht genügten. Sogar durch eine eigene Schrift (*de la littérature allenmande*) suchte der König die Deutschen auf die

Mans

3) Tralles war im J. 1757 dem König bey Gelegenheit einer gefährlichen Krankheit des Prinzen Ferdinand als ein einsichtsvoller und vorsichtiger Arzt bekannt geworden, für den er seitdem immer vorzügliche Achtung bewies.

Mängel ihrer Litteratur aufmerksam zu machen, und 1778
zu ermuntern, deren bessere Ausbildung sich ange-
gen seyn zu lassen. Um ihren Nutzen zu verbreiten,
eß er diese Schrift unter seinen Augen ins Deutsche
übersetzen ⁴⁾. Wenn gleich Friedrich von den wich-
tigen Fortschritten, welche unsre Litteratur während
seiner Regierung gemacht hatte, nicht unterrichtet
war, und er derselben noch immer die Mängel und
Unvollkommenheiten vorwarf, welche ihr zu der Zeit,
da er noch Kronprinz war, wirklich anlebten; so
haben doch unpartheyische Kenner die Richtigkeit vieler
seiner Bemerkungen anerkannt, und seine wohlge-
einte Absicht konnte Niemand bezweifeln. Auch ist
diese Schrift nicht ohne gute Wirkung geblieben ⁵⁾.

Wie

4) Nach Herzbergs Vorschlage wurde die Uebersetzung
dem Verfasser dieser Geschichte übertragen. Er hat sie
aus einer Handschrift gemacht, die der König elgen-
händig verbessert hatte, so, daß diese Uebersetzung zu-
gleich mit dem französischen Original im Anfange des
Jahrs 1780 erschien.

5) Noch neuerlich hat einer unsrer ersten Gelehrten dieses
wieder in Erinnerung gebracht, und bemerkt, daß Frie-
drich, wie er einem so lange ihm entfernt gebliebenen
Gegenstand einige Aufmerksamkeit widmete, sogleich eine
Bemerkung gemacht habe, über die Bildsamkeit unsrer
Sprache, die des Nachdenkens der Kenner werth sey.
Siehe Hrn. Geh. R. Wolfs Vorlesung in der Berlin.
Akademie: „über ein Wort Friedrichs II vom deutschen
Versbau.“ Berlin 1811.

ner Vaterstadt Breslau zurückgezogen hatte. Der König fand in der Unterhaltung mit demselben viel Vergnügen und gab ihm eine kleine Pension. Auch andere Breslauische Gelehrte, z. B. den Rektor Arletius, den Arzt Tralles, welchen er noch vom siebenjährigen Kriege her kannte³⁾, ließ er mehrmals zu sich kommen. Auch nach Berlin zurückgekommen berief er nicht nur die Mitglieder der Akademie und französische Gelehrte oft zu sich, sondern auch einige deutsche, z. B. den sehr vorzüglichen Schulmann Meierotto, den durch Gelehrsamkeit und freimüthiges Urtheil sich auszeichnenden Bibliothekar Dr. Biester, und den um die deutsche Litteratur sehr verdienten Buchhändler Nicolai. Er interessirte sich überhaupt jetzt mehr für die vaterländische Sprache, und äußerte in seinen Briefen an d'Alembert, daß er, wäre er noch jung, sich jetzt wahrscheinlich mehr mit der deutschen und englischen Litteratur beschäftigen würde, um so mehr, weil die neuen Produkte der französischen ihm nicht genügten. Sogar durch eine eigene Schrift (*de la littérature allenmande*) suchte der König die Deutschen auf die

Mans

3) Tralles war im J. 1757 dem König bey Gelegenheit einer gefährlichen Krankheit des Prinzen Ferdinand als ein einsichtsvoller und vorsichtiger Arzt bekannt geworden, für den er seitdem immer vorzügliche Achtung bewies.

Mängel ihrer Litteratur aufmerksam zu machen, und 1778 sie zu ermuntern; deren bessere Ausbildung sich anlegen seyn zu lassen. Um ihren Nutzen zu verbreiten, ließ er diese Schrift unter seinen Augen ins Deutsche übersetzen ⁴⁾. Wenn gleich Friedrich von den wichtigen Fortschritten, welche unsre Litteratur während seiner Regierung gemacht hatte, nicht unterrichtet war, und er derselben noch immer die Mängel und Unvollkommenheiten vorwarf, welche ihr zu der Zeit, da er noch Kronprinz war, wirklich anlebten; so haben doch unpartheyische Kenner die Richtigkeit vieler seiner Bemerkungen anerkannt, und seine wohlgemeinte Absicht konnte Niemand bezweifeln. Auch ist diese Schrift nicht ohne gute Wirkung geblieben ⁵⁾.

Wie

4) Nach Herzberg's Vorschlage wurde die Uebersetzung dem Verfasser dieser Geschichte übertragen. Er hat sie aus einer Handschrift gemacht, die der König eigenhändig verbessert hatte, so, daß diese Uebersetzung zugleich mit dem französischen Original im Anfange des Jahrs 1780 erschien.

5) Noch neuerlich hat einer unsrer ersten Gelehrten dieses wieder in Erinnerung gebracht, und bemerkt, daß Friedrich, wie er einem so lange ihm entfernt gebliebenen Gegenstand einige Aufmerksamkeit widmete, sogleich eine Bemerkung gemacht habe, über die Bildsamkeit unsrer Sprache, die des Nachdenkens der Kenner werth sey. Siehe Hrn. Geh. R. Wolf's Vorlesung in der Berlin. Akademie: „über ein Wort Friedrichs II vom deutschen Versbau.“ Berlin 1811.

Wie viel Antheil der König an Allem nahm, was geistige Bildung betraf, aber auch mit wie weiser Vorsicht er sie befördert wissen wollte, bewies sein Benehmen bey der versuchten Einführung eines neuen Gesangsbuchs. Der Chef des geistlichen Departements, Minister von Zedlig, und das Oberconsistorium fanden gut, die bisherigen oft wenig erbaulichen und vernunftwidrigen Lieder, die beim öffentlichen Gottesdienst gebraucht wurden, durch bessere zu ersetzen. Im Vertrauen, daß der König dieses gewiß billigen werde, hielten sie nicht nöthig, ihm dieses Vorhaben vorher anzuzeigen, und seine ausdrückliche Genehmigung zu demselben zu erbitten. Ohne diese erhalten zu haben, wurde also ein neues Gesangbuch bekannt gemacht, und dessen Einführung, statt der bisher üblichen alten Gesangbücher, in allen lutherischen Kirchen des Landes befohlen. Vielen Predigern und Gemeinden mißfielen aber die neuen Lieder; diese wandten sich daher an den König und baten dringend, daß ihnen beim Gottesdienst die Gesangbücher gelassen werden möchten, die sie von ihren Vorfahren überkommen hätten und an welche sie von Jugend an gewöhnt wären. Der König verwies nun dem geistlichen Minister und dem Oberconsistorium, daß man sich erlaubt habe, eine solche Veränderung ohne Anfrage bey ihm vorzunehmen, und erklärte: obgleich

er

er nicht zweifle, das neue Gesangbuch werde vernünftiger und dem wahren Gottesdienst angemessener seyn, als viele der alten, so solle doch durchaus Niemand zu dessen Annahme gezwungen werden, vielmehr es jeder Gemeinde frey stehen, entweder das neue Gesangbuch anzunehmen, oder ihr altes beizubehalten. Wo Verschiedenheit der Meinung sey, müsse Mehrheit der Stimmen gelten; aber irgend ein Zwang könne hierin durchaus nicht Statt finden. Auch die klagenden Gemeinden beschied der König in diesem Sinne⁶⁾. Von der geistlichen Oberbehörde war unstreitig darin gefehlt, daß sie die Anfrage bey dem Könige unterlassen hatte. Dieser wollte durchaus nicht, daß irgend eine neue Einrichtung ohne seine Genehmigung gemacht werde. Wäre die Anfrage geschehen, so ist gar nicht zu zweifeln, daß der König die Einführung eines bessern Gesangbuchs gebilliget, aber vorgeschrieben haben würde, sie durch vorgängige Belehrung der geistlichen und durch das Beispiel der gebildeten Stände zu bewirken, wodurch auch ohne Zweifel der Zweck besser erreicht wäre. Der Zwang, mit welchem

R 2

man

6) In einer von den wegen dieser Sache erlassenen Resolutionen sagt der König: „es steht einem Jeden frey zu singen: Nun ruhen alle Wälder etc. oder dergleichen dummes und thöriges Zeug mehr.“

man das neue Gesangbuch ohne alle Vorbereitung einführen wollte, machte dasselbe gleich von Anfang verhaßt und bestärkte in der Zuneigung zu den gewohnten Liedern. Dieses war besonders der Fall, seitdem bekannt wurde, daß die Neuerung nicht vom König selbst herkomme, und Viele beschränkt genug waren, sogar ihm selbst eine Vorliebe zu dem Alten beizumessen, von der Friedrich doch gewiß sehr weit entfernt war ⁷⁾. Die Folge des von der geistlichen Oberbehörde begangenen Fehlers ist gewesen, daß die alten und zum

Theil

- 7) Daß der König wirklich die Einführung des Bessern gern sah, und nur die Art, wie man sie hatte bewirken wollen, mißbilligte, erbelle deutlich aus einer Resolution, die er den pommerschen Landständen ertheilte. Diese hatten gleichfalls die Bedenkllichkeiten vieler Gemeinden gegen das neue Gesangbuch vorgestellt und dringend gebeten, ihrer Provinz die alten Lieder zu lassen. Der König antwortete: „Die Landstände würden bey näherer Untersuchung sich „überzeugen, daß die Abweichungen in den neuen Liedern nur Kleinigkeiten beträfen, und der Sinn des „wahren Christenthums darin nicht vernachlässiget, viel „mehr in ein helleres Licht gesetzt und den Einfältigen „begreiflicher gemacht wäre. Es sollten jedoch die alten „Gesangbücher Niemanden, der sie beizubehalten wünsche, genommen werden, doch könne man auch eben so „wenig denen, welche in den verbesserten Liedern mehr „Erbauung fänden, deren Gebrauch verwehren. Dies „erfordere die Toleranz, welche der Vernunft und „wahren Religion gemäß sey.“

Ein Theil sehr schlechten Gesangbücher: noch bis jetzt in vielen preussischen Provinzen im Gebrauch geblieben sind. Noch ein andres Versehen war dadurch begangen, daß man den Verlag des neuen Gesangbuchs, welches mit einemmal an die Stelle aller bisher hergebrachten gesetzt werden sollte, einem Berliner Buchhändler gegeben und dabey ganz vergessen hatte, daß in den verschiedenen Provinzen und den meisten Städten entweder einzelne Familien oder milde Stiftungen das Verlagsrecht der bisher eingeführten Gesangbücher hatten, und darüber mit Privilegien des Landesherrn versehen waren. Alle diese Beeinträchtigten beschwerten sich über dieses Verfahren als über einen Eingriff in ihre Eigenthumsrechte. Auch diese Beschwerden trugen viel bey, die Abneigung gegen die neue Einrichtung zu vermehren, und sogar viele Administrations-Behörden fanden sich bewogen, die Klagen zu unterstützen. Der König entschied, daß das neue Gesangbuch nirgends mit Gewalt eingeführt, an den Orten aber, wo die Gemeinden dasselbe wünschten, der Verlag davon eben denen übertragen werden sollte, welche bis dahin die alten Bücher verlegt hätten. Diese weise und gerechte Verfügung beruhigte, und der Widerspruch gegen die Verbesserung verlor sich allmählig binnen wenigen Jahren.

1779 Die größte Wohlthat, welche Friedrich seinem Volke während dieser Periode erwies, war eine neue und bessere Gesetzgebung. Während seiner ganzen Regierung hatten ihn die Mängel und Unvollkommenheiten der bürgerlichen Gesetze und der Rechtspflege immer sehr beschäftigt. Er wollte jene so klar und bestimmt, daß jeder Unterthan sie verstehe, diese möglichst unpartheilich und möglichst schnell. Da ihm positive Rechtskenntnisse abgingen, so konnte er im Fache der Justiz nicht so nach eigener Einsicht unmittelbar selbst verfügen, als über Gegenstände der Finanzen, der Polizen und innern Verwaltung. Es war ihm Grundsatz, sich aller willkührlichen Entscheidungen und Machtsprüche über Rechte und Eigenthum der Unterthanen zu enthalten, und vielmehr die über dieselben entstandenen Streitigkeiten nach den bestehenden Gesetzen durch die dazu bestellten Richter, ohne alle Einmischung, entscheiden zu lassen ⁸⁾. Aber die öftern Klagen, die er über die Entscheidungen dieser Richter erhielt, machten ihm,

8) Wenn gleich einige Fälle bekannt seyn mögen, in denen Friedrich sich eine Entscheidung in Justizsachen angeeignet hat, so sind dieselben doch gewiß sehr selten, und im Ganzen kann man mit Wahrheit sagen, daß obiger Grundsatz von ihm als Regierungs-Maxime befolgt sey.

ihm, entweder die Fähigkeit, oder die Rechtschaffenheit vieler derselben verdächtig. Auch glaubte er bei Anlaß solcher Klagen oft Mängel und Dunkelheiten in den Gesetzen zu bemerken, und besonders schienen ihm die eingeführten Formen die Verlängerung der Prozesse zur Folge zu haben, und die klagenden Partheien, vorzüglich wenn sie von den niedern Volksklassen waren, zu drücken. Weil die richterlichen Behörden, wenn er sie wegen solcher Beschwerden zur Verantwortung zog, gewöhnlich sich mit den bestehenden Gesetzen und Formen entschuldigten, weshalb sie seine Verfügungen nicht immer befolgen könnten; so faßte der König immer mehr eine sehr nachtheilige Meinung von dem Gange der Rechtspflege und von denen, welchen sie anvertrauet war. Besonders hatte er gegen die Klasse der Advokaten einen Widerwillen gefaßt, weil er glaubte, daß diese sich von den Streitigkeiten ihrer Mitbürger nährten, und alle Künste der Eristane anwendeten, um zu solchen Streitigkeiten anzufachen und deren Dauer zu verewigen.

Nach diesen Ansichten unterredete sich der König sehr oft mit Männern, zu deren Kenntnissen in diesem Fache er Vertrauen hatte, über die Mittel, durch welche sowohl die bürgerlichen Gesetze, als die Rechtspflege verbessert werden könnten. Aber seine

höheren Justiz- Bedienten machten ihm gewöhnlich nur die Schwierigkeiten bemerklich, welche bei einer Reform des Bestehenden zu überwinden seyn würden, und zeigten die großen Nachtheile, die unvermeidlich wären, wenn sie versucht werden sollte. Mehrere Willigkeit, in seine Ideen und Wünsche einzugehen, fand der König bey dem Justizminister von Schlesien ⁹⁾, von Carmer, mit welchem er während seines längern Aufenthalts in Breslau, den der bayerische Krieg veranlaßte, sich oft über diese Gegenstände besprach. Dieser sehr einsichtsvolle und denkende Mann gab zu, daß die jetzigen Gesetze und Proceß- Formen viele und große Mängel hätten, und er machte vermuthlich deren noch mehr bemerklich, als dem Könige bekannt waren. Er zeigte die Möglichkeit, das Fehlerhafte zu verbessern, und besonders gab er die Aussicht, daß es thunlich seyn möchte, nach des Königs Lieblings- Idee, diejenigen, deren Interesse Unterhaltung der Proceße sey, ganz zu entfernen, und die Untersuchung aller Streitigkeiten allein völlig unpartheiischen Richtern zu übergeben, und dabey Alles auszuschließen,

9) In Schlesien waren drey Obertribunale, welche den Namen Ober- Amts- Regierungen führten. Jedes derselben hatte einen Präsidenten, aber der gemeinschaftliche Chef von allen dreien war ein dem Justiz- Ministerium in Berlin untergeordneter Minister in Breslau.

ßen, was zu Ungerechtigkeiten und Verzögerungen Anlaß geben könnte. Nach Berlin zurückgekehrt, wollte der König, ehe er zur Ausführung überginge, doch noch mehrere Meinungen hören. Er theilte also die von Carmer erhaltenen ihm sehr willkommenen Ideen seinem Großkanzler ¹⁰⁾, von Fürst, und dem Präsidenten des Kammergerichts ¹¹⁾, von Rebenr, mit. Beide waren Männer, die wegen ihrer großen Einsichten und wahren juristischen Gelehrsamkeit hoch

R 5

her

10) Die obere Leitung der Justiz im preussischen Staat war mehreren (während Friedrichs Zeit meistens vier) Ministern übertragen. Jeder derselben hatte die Oberaufsicht über den Gang der Justiz in gewissen Provinzen und über die in denselben angestellten Tribunale, überdem aber auch die obere Direktion einer gewissen Gattung von Geschäften in sämtlichen Landen, z. B. einer die Criminal-Justiz, einer das Lehnswesen, ein anderer die geistlichen Sachen, Universitäten und Schulen. Einer dieser Justizminister hieß Großkanzler oder Chef der Justiz. Er hatte neben einem Specialdepartement die Besorgung allgemeiner Gegenstände, als Gesetzgebung in Absicht der Prozeß-Form, Einrichtung und Visitation der Tribunale, Besetzung der Stellen bey denselben. Nicht grade der älteste Justizminister war Großkanzler, sondern, derjenige, welchen der König dazu zu ernennen gut fand, auch waren seine Collegen ihm nicht untergeordnet.

11) Kammergericht hieß das Tribunal in der Kurmark Brandenburg, in den übrigen Provinzen war der Name Regierung üblich.

her Achtung genossen, sowohl bey dem Publikum, als bey dem König, aber sie hingen an den Gesezen und Formen, an welche sie gewöhnt waren. Der König fand bey ihnen und den übrigen Justizbedienten keine Beistimmung zu seinen Ideen; es wurden ihm nur große Schwierigkeiten gezeigt, welche deren Ausführung fast unmöglich machen würden ¹²⁾. Dieses mißfiel dem Könige; er vermigte den guten Willen, ihn bey seiner Absicht, seinem Volke eine möglichst vollkommene Rechtspflege zu verschaffen, zu unterstützen. Indesß wurden die Beschwerden der Unterthanen immer häufiger, da es bald zu allgemeiner Kunde kam, daß der König denselben besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Berichte, welche er über solche Beschwerden von den Justizministern oder Tribunalen verlangte, befriedigten ihn gewöhnlich nicht, vielmehr glaubte der König um eben diese Zeit die Bemerkung zu machen, daß man die Anwendung des

12) Diese Bemerkung hat nicht zur Absicht, die genannten beiden sehr achtungswerthen Männer herabzusetzen. Vorliebe für das Gewohnte ist allen, auch vorzüglichsten Menschen natürlich und verdient wenigstens Nachsicht. Fürst war wahrscheinlich auch aus dem Grunde gegen eine Umformung der bisherigen Justiz-Versaffung, weil er vorhersah, daß viele Menschen und Familien dadurch in große Verlegenheit wegen ihres Unterhalts kommen würden.

daß von ihm selbst oft eingeschränkten Grundsatzes, die Ausübung der Justiz müsse von dem Einfluß der höchsten Gewalt und deren willkührlichen Eingriffen ganz unabhängig erhalten werden, etwas zu weit treibe. Es schien ihm, daß man diesen großen Grundsatz dahin ausdehne, ihm selbst die Kenntniß von dem Gange der Rechtspflege entziehen zu wollen. Er bezeugte mehrmalen sein Mißfallen darüber, daß die von ihm über eingegangene Beschwerden erforderlichen Berichte zu kurz und unvollständig abgefaßt, oder in juristische ihm nicht ganz verständliche Terminologie eingehüllt wären, also ihn nicht in Stand setzten, über den Grund oder Ungrund der Klagen seiner Unterthanen zu urtheilen. Oft mißfielen ihm die ausgesprochenen Erkenntnisse und wurden dann durch bestehende Gesetze gerechtfertigt, die er, ohne einen Machtspruch zu thun, der auf vergangene Fälle bezogen werden mußte, nicht aufheben könne.

In dieser Stimmung gegen die Justiz-Verwaltung in seinen Staaten war Friedrich, als eine kleine Begebenheit ihn zu leidenschaftlichem Unwillen gegen dieselbe bewegte, und ihn zu einer Handlung veranlaßte, welche große und wichtige Folgen hervorgerufen hat. Ein Müller, Namens Arnold in der Neumark, den der König vom siebenjährigen Kriege her,

her, da er ihm zum Wegweiser gedient, persönlich kannte, und auch nach jener Zeit einigemal wieder
 1779 gesehen hatte, wandte sich an den König mit der
 Klage, daß sein Gutsherr, von Gersdorf, von
 welchem er seine Mühle in Erbpacht habe, das Wasser durch einen gezogenen Graben abgelenkt, und das
 durch ihn außer Stand gesetzt habe zu mahlen, denn
 noch aber den Pachtzins verlange. Da er diesen
 nicht bezahlen könne, sey durch ein Urtheil der Neumärkischen Regierung zu Küstrin ihm die Mühle abgenommen und verkauft, und er mit seiner Familie hierdurch gänzlich ruiniert worden; indeß habe das
 Kammergericht zu Berlin, an welches er appellirt, jenes Urtheil bestätigt. Dem Könige schien dieses Verfahren ungerecht und die Berichte, welche er deshalb ersoderte, brachten ihn von seiner einmal gefaßten Meinung nicht zurück. Um jedoch mit Vorsicht zu handeln, ließ er durch einen Officier, den er für ganz unparthetisch hielt ¹³⁾, die Umstände an Ort und Stelle untersuchen, und dieser bestätigte die Klage
 ge

13) Dieser Officier war ein Obrist von Heuding, welcher aber die Sache durch seinen Auditeur untersuchen, und von diesem den Bericht an den König aufsetzen ließ. Dieser letztere war ehemals als Advokat von der Regierung zu Küstrin wegen schlechten Benehmens laßsirt worden, und hatte, um sich an derselben zu rächen, die Sache in ein gehässiges Licht gestellt.

ge des Müllers, daß ihm das Wasser abgeleitet sey, und er dennoch von der Mühle, die er nicht mehr nutzen könne, den Pacht habe zahlen sollen. Nun glaubte der König nicht mehr daran zweifeln zu können, daß die Gerichtshöfe aus irgend einem schlechten Grunde sich hätten bewegen lassen, einen Edelmann gegen einen Bauer zu begünstigen und letztern unglücklich zu machen, und daß sie jetzt ihr ungerechtes Urtheil und vermeinte unabhängige richterliche Würde auch gegen ihn behaupten wollten. Er berief den Großkanzler von Fürst 14), nebst den Rätthen des Kammergerichts, welche mit dieser Sache zu thun gehabt, zu sich, hielt letzteren in heftigem Zorn ihr ungerechtes Verfahren und die in die Augen fallende Ungereimtheit des von ihnen bestätigten Rüringischen Erkenntnisses vor. Dem Großkanzler machte er in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe über die schlechte Justizverwaltung, die unter seinen Augen vorgehe, und entließ ihn mit der Erklärung, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe; die Kammer- und Berichtsräthe aber wurden sofort in das Stadtgefängniß

14) Er war 1717 in Schlessien geboren; 1740, also noch früher, als sein Vaterland unter preussische Herrschaft kam, trat er in preussische Dienste. 1763 wurde er Justizminister; 1770 Großkanzler. Er ist gestorben im J. 1790.

fängniß gebracht, um dort weitere Verfügungen abzuwarten. Ueber alles dieses diktirte der König einem seiner Kabinetsträthe ein Protokoll ¹⁵⁾, welches er durch die Zeitungen allgemein bekannt machen ließ. Folgender Zug verdient hier noch bemerkt zu werden. Noch ehe er sich mit dieser Sache beschäftigte, hatte der König einen französischen Gelehrten, Thiébault, Mitglied der Akademie, zu sich bestellen lassen. Dieser wurde in dem Augenblick in sein Zimmer eingelassen, wie die verurtheilten Justizbedienten von der andern Seite abgeführt wurden. Er fand den König bey gewohnter Heiterkeit, und derselbe unterhielt sich sehr ruhig über mehrere philosophische und litterarische Gegenstände. Thiébault war sehr verwundert, wie er bey seiner Zuhausekunft erfuhr, welche stürmische Scene dieser Unterhaltung vorangegangen sey ¹⁶⁾.

Der

15) S. dieses merkwürdige Protokoll nebst einigen andern Altentücken über diese Sache in der Beilage E.

16) S. Mémoires de mon séjour de Berlin p. Thiébault, Tom. IV. p. 20. Mit Unrecht will Nicolai (s. Berl. Monatsschrift 1804. Oktbr. p. 318) die Wahrheit dieser Erzählung deshalb verdächtig machen, weil der König sich darüber beklagt habe, daß er in seiner Jugend nicht gewöhnt sey, die linke Hand wie die rechte zu gebrauchen, wovon er den Nachtheil an diesem Tage erfahren, da das Chiragra in der rechten Hand ihn an deren

Der König befahl nun dem Minister von Zedlitz, Chef des Kriminal-Departements, das Ver-
fahren sowohl der ins Gefängniß gebrachten Kammer-
räthe, als der Rösttrinschen Regierungsräthe,
die er gleichfalls hatte arrethiren und nach Berlin
bringen lassen, aufs genaueste untersuchen und darüber
Bericht zu lassen, wobei er äußerte, daß, wenn mit
einer strengen Verfahrungsart verfahren werde, zum mindesten
Cassation und Festungs-Arrest erkannt werden
würde, auch, setzte er noch hinzu, daß der dem Fürsten
Arnold verursachte Schaden theils durch die ihn
urtheilenden Räte, theils durch den von Gers-
dorf ersetzt werden solle. Der Kriminal-Senat
Kammer-Gerichts ¹⁷⁾ untersuchte, nach dem
Aufs-

deren Gebrauch hindere. Nicolai fährt hingegen an,
daß der König das Protokoll nicht selbst geschrieben,
sondern diktirt habe. Allein da der König dieses Pro-
tocols gar nicht erwähnt, welches er auch bey völlig ge-
sunder rechter Hand gewiß nicht würde selbst geschrieben
haben, so ist offenbar, daß er nur die Unterschrift desselben,
oder auch irgend eine andere im Sinne gehabt.
Mir ist die Wahrheit der Erzählung Lichbaults um so
weniger zweifelhaft, da ich selbst, damals in Berlin an-
wesend, gehört habe, daß Lichbault unmittelbar nach
der Scene mit den Justizbedienten bey dem Könige ge-
wesen, und dieser sich sehr ruhig mit ihm unterhalten
habe.

17) So hieß eine Abtheilung des Kammer-Gerichts, welche
das Kriminal-Tribunal für die Mark Brandenburg war.

Auftrage des Ministers, die Sache aufs genaueste nach den verhandelten Akten, von ihrem ersten Ursprunge an. Es ergab sich, daß in derselben allerdings einige Dunkelheiten und noch nicht hinlänglich aufgeklärte Umstände sich fanden, das Erkenntniß auch wol anders hätte ausfallen können, als es in beiden Instanzen ausgefallen war; indeß stimmten Alle einhellig darin überein, daß weder die Küstrinschen, noch die Berlinischen Richter irgend eines Fehlers weder mit Absicht, noch auch nur aus Nachlässigkeit sich schuldig gemacht hätten, und durchaus kein Verdacht einer Partheilichkeit auf sie falle. Dieses wurde in einem Bericht des Kriminal-Senats umständlich aus einander gesetzt, den der Minister von Zedlig dem Könige vorlegte und dabey versicherte, wie auch er, nach eigener Untersuchung, dieser Meinung sey. Der König aber sah hierin nur den Eigensinn der richterlichen Behörden, welche sich unter einander beistehen und ihr Ansehen gegen ihn behaupten wollten. Er bemühte sich noch einmal, den Minister von dem Unrecht der ausgesprochenen Erkenntnisse zu überzeugen, und verlangte von diesem, er solle die Justizbedienten als schuldig verurtheilen. Zedlig hatte den Muth, dem Könige zu antworten, daß er nicht wider sein Gewissen und Ueberzeugung handeln könne, und legte vielmehr ein freisprechendes Erkennt-

niß

nig vor, mit Anführung aller Gründe, welche den König von der Unrichtigkeit seiner Ansicht belehren konnten; aber umsonst. Friedrich verwarf das vorgelegte Erkenntniß, und setzte nun selbst fest: „daß ^{b. 1. Jan. 1780} bey Küstrinsche Regierungsräthe, zwey Kammergerichts-Räthe ¹⁴⁾ und ein Justitiarius, welcher auch mit der Sache zu thun gehabt hatte, ihrer Stellen entsezt und auf ein Jahr mit Bestungsstrafe belegt werden, auch theils diese, theils der von Gersdorf den Müller Arnold entschädigen sollten.“

Die verurtheilten Räthe wurden nach der Bestung Spandan abgeführt. Der Präsident der Neumärkischen Regierung, Graf von Finkenstein, ein wegen seiner Einsichten und seines Charakters allgemein hochgeschätzter Mann, wurde seiner Stelle entsezt. Der König selbst machte dieses dessen Vater, seinem ersten Cabinets-Minister, bekannt und schrieb dabey, wie es ihm leid thue, sich hierzu genöthiget zu sehen, der Fehler des Sohns aber seine

14) Ein Kammergerichts-Rath und ein Küstrinscher Rath wurden vom Könige frey gesprochen, weil der Kriminal-Senat angeführt hatte, daß diese noch auf einige weitere Untersuchungen gebrungen, und ehe diese geschehen, dem Erkenntniß, wie es die Wahrheit der Sünden beschloß, nicht hätten beitreten wollen.

Gefinnungen für den Vater nicht im Mindesten ändern könne.

Diese Begebenheit machte einen betäubenden Eindruck in der Hauptstadt und im ganzen Lande. Man fühlte mit Schrecken, daß man unter einem Herrscher lebe, der nach Willkühr und augenblicklicher Laune zu handeln fähig sey, und den jetzt nichts mehr zurückzuhalten scheine, da er die richterliche Würde nicht mehr achte und auf Vorstellungen und Gründe seiner einsichtsvollsten Staatsdiener nicht höre. Der Großkanzler Fürst, der Präsident Finkenstein genossen allgemeiner Achtung; das ihnen geschehene Unrecht wurde allgemein gefühlt. Wenn auch in einem einzelnen Falle von einem Tribunal eine Ungerechtigkeit begangen seyn sollte, so war es klar, daß der Chef der Justiz, welcher, ehe deshalb bey ihm Beschwerde geführt worden, von solchem Falle nicht Kenntniß nehmen durfte, hieran unschuldig sey, daß nicht er deshalb bestraft werden könne.¹⁹⁾ Das Gefühl

19) Die Provinz Neumark und das Tribunal derselben gehörten nicht einmal zu dem Special-Departement des Großkanzlers. Er hätte in der That die Existenz des Müller Arnoldschen Processes gar nicht wissen können, wenn ihm nicht vielleicht die vom König darauf gewandte Aufmerksamkeit schon vorher bekannt geworden wäre.

fühl des gegen diesen Mann von großem Verdienst begangenen Unrechts war so allgemein, daß am folgenden Morgen, nachdem dasselbe vorgefallen, Menschen aller Stände eilten, demselben ihre Theilnahme zu bezeugen. Der wenige Tage zuvor angelommene neue österreichische Gesandte wohnte in der Nähe des Großkanzlers. Da das ungewöhnliche Gedränge von Wagen und Fußgängern vor dessen Thür ihm auffiel, erkundigte er sich nach der Ursach, und als er sie erfuhr, sagte er: in andern Ländern eilt man zu den Ministern, die neu angestellt sind, hier aber, wie ich sehe, zu dem, der ungnädig entlassen worden. Auch den nach der Bestung abgeführten Räthen beeiferte sich Jeder, Theilnahme zu bezeugen und irgend eine Erleichterung ihnen zu verschaffen.

Der Unwille des Publikums wurde noch größer, wie man erfuhr, daß die Umstände des Arnoldschen Processes wirklich sich ganz anders verhielten, als der König angenommen hatte. Der Edelmann war völlig berechtigt gewesen, auf seinem eignen Grunde einen Graben zu ziehen, um einen Teich in Stand zu setzen; durch Zeugen war bewiesen, daß sowohl die Arnoldsche als noch eine andere Mühle hierdurch nicht das nöthige Wasser verloren, daß vielmehr beide Mühlen, auch nachdem der Graben gezogen worden, so gut wie

vorher hätten mahlen können; auch hatte Arnold erst vier Jahre nachher den gezogenen Graben zum Vorwande gebraucht, um die Zahlung seines Pachtzinses zu weigern, den er übrigens nicht, wie der König glaubte, an diesen Edelmann, sondern an einen Grafen von Schmettau zu entrichten schuldig war. Nach allen Umständen hatte der Müller rechtlich abgewiesen werden müssen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß der König eine unrichtige Vorstellung von der Sache gehabt hatte. Es war ein Fehler, daß er durch das vereinte Urtheil mehrerer Gerichtshöfe und seiner Justizminister von seiner vorgefaßten Meinung sich nicht abbringen ließ; es war ein noch größerer Fehler, daß er durch diese Meinung sich zur Leidenschaft hinreißen ließ, und daß er in dieser Leidenschaft handelte. Aber sein Eifer für Gerechtigkeit, seine Sorge, daß ein geringer Unterthan nicht zu Gunsten eines vornehmen unterdrückt werde — waren lobenswerth. Auch verdient sein Irrthum Nachsicht, wenn man erwägt, daß er nach dem Bericht eines ganz unparthetisch geglaubten Mannes, der die Umstände untersucht hatte, nicht zweifeln konnte, es sey dem Müller Unrecht geschehen, und daß er, durch viele Beschwerden der Unterthanen dazu veranlaßt, nun einmal die Meinung hatte, der Adel werde von den Gerichten, und auch besonders von dem

dem Großkanzler Fürst unrechtmäßig begünstigt. Letzterer stand wirklich in dem Ruf, daß er, bey aller Gerechtigkeitsliebe, doch für die Vorrechte des Adels partheiisch sey, und deren zu weite Ausdehnung begünstige. Der König kannte diesen Ruf, und glaubte denselben durch manche bey ihm angebrachte Beschwerden bestätigt zu finden. Auch wurde von den Gerichtshöfen wirklich darin gefehlt, daß sie nicht gleich anfangs den König durch einen klaren Bericht in Stand gesetzt hatten, die Sache nach der Wahrheit zu beurtheilen, und sich zu überzeugen, daß dem Müller nicht Unrecht geschehe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der König in der Folge seinen Irrthum eingesehen habe. Man hat behauptet, daß der Oberst Heucking, ein rechtschaffener Mann, dem der König die Lokal-Untersuchung aufgetragen hatte, ihm selbst angezeigt habe, er sey durch seinen Auditeur irre geführt. Man hat auch gesagt, ein Aufsatz von dem französischen Journalisten Linguet ²⁰⁾ habe dazu beigetragen. Die

§ 3

vers

20) Dieses Gerücht ist mir sehr unwahrscheinlich. Denn Linguet hat nur an zwey Stellen seiner Annales von der Arnoldschen Sache geredet T. VII. p. 431 und T. IV. p. 4; beide mal mit so ganz unrichtigen Angaben der Umstände,

verurtheilten Ráthe erhielten, noch ehe die Strafzeit
 Sept. 1780 abgelassen war, ihre Freiheit wieder, aber in ihre
 Kneiter wurden sie nicht wieder eingesetzt. Die ihnen
 und dem von Gersdorf anferlegte Entschádigung
 des Müllers wurde nicht eingefordert, der König ließ
 aber letzterm aus einer seiner Kassen etwas reichen.
 Eine förmliche Zurücknahme des Strafurtheils war
 dem allgemeinen Grundsatz des Königs zuwider,
 nach welchem er, um sein Ansehn als Regent zu be-
 haupten, begangene und anerkannte Fehler immer
 nur im Stillen wieder gut machte ²¹⁾. Auch blieb
 ihm ohne Zweifel die Meinung, daß, wenn er auch
 in

de, daß durch diese Darstellung der König unmöglich
 von einem Irrthum zurückgebracht seyn kann, den ihm
 die von den Behörden erhaltene viel richtigere Ausein-
 andersehung aller Umstände (die in der Beilage E. mitge-
 theilt ist) nicht hatte benehmen können.

- 21) König Friedrich Wilhelm II ließ, gleich nach angetreter
 ner Regierung, auf Ansuchen des gewesenen Regierungs-
 Präsidenten Grafen von Finkenstein, diese Sache
 von neuem durch den Großkanzler von Carmer un-
 tersuchen und, nach dessen Bericht, die verurtheilten
 Justizbedienten von aller Schuld freisprechen. Auch ließ
 dieser König ihnen andeuten, daß er bereit sey, bey sich
 ergebender schicklichen Gelegenheit sie wieder im Dienst
 anzustellen, vorläufig zugleich dieselben wegen des gehab-
 ten Verlusts entschádigen.

in diesem besondern Falle sich geirrt hätte, er doch im Ganzen den Gerichten nicht Unrecht gethan, vielmehr durch die ernstliche und nachdrückliche Erklärung seines Willens, daß die Rechtspflege ganz unparteiisch und ohne Ansehn der Person seyn müsse, etwas sehr Nöthiges und Gutes gewirkt habe.

In der That wurde diese kleine Begebenheit die Quelle eines noch viel größern und wichtigern Guten, als Friedrich selbst vielleicht geahndet hatte. Unmittelbar nach der ungnädigen Entlassung des Großkanzlers von Fürst berief er den schlesischen Justizminister von Carmer nach Berlin, ernannte ihn zum Großkanzler und übertrug ihm die Ausarbeitung eines bessern Gesetzbuchs, welches in deutscher Sprache abgefaßt, deutlich, bestimmt und Jedem verständlich seyn, so wie einer Prozeßform, welche alle Rechtsverbrehungen und Weitläufigkeiten gänzlich abschneiden solle. Er befahl ihm, dieses große Werk nun nach den Ideen auszuführen, welche oft der Gegenstand seiner Unterhaltungen mit diesem Minister gewesen waren, und gegen welche er jetzt keine Einreden mehr hören wollte, auch befahl er ihm, sich alle Gehülfen zu dieser Arbeit zu nehmen, die er tauglich fände, und mit möglichster Beschleunigung ihre Vollenbung zu fördern. Es war dem Könige eine

höchst angenehme Hoffnung, jetzt endlich einen Zweck zu erreichen, den er schon bey Anfang seiner Regierung sich vorgesetzt und nie aus den Augen verloren hatte, aber zu dessen Erreichung er noch immer nicht den rechten Mann hatte finden können.

Carmer ²²⁾ war dieser Mann. Mit ausgeteilteten theoretischen Kenntnissen verband er die Ausbildung, welche nur eine in mannichfachen Geschäften erworbene Erfahrung geben kann. Zugleich besaß er eine unerschütterliche Rechtschaffenheit und den Muth, der dazu erfordert wird, um wichtige Verbesserungen auch gegen Mächtige durchzusetzen, deren Vortheile durch dieselben beeinträchtigt werden. Des kräftigen Schutzes seines Monarchen versichert, schonte Carmer keines Vorurtheils, keines Unsehens, das ihm in den Weg treten wollte. Doch verfuhr er zugleich immer mit der weisen Vorsicht, welche nothwendig wird, sobald von Veränderungen des gesellschaftlichen Zustandes die Rede ist, welche auch auf die ungebildeten Klassen Beziehung haben, damit

22) Von Geburt ein Pfälzer, geboren 1720, er trat 1749 in den preussischen Dienst, und ist alle Stufen desselben durchgegangen, allein durch sein Verdienst zu der ersten emporgestiegen. 1768 wurde er Justiz-Minister in Schlesien. Er starb 1801.

damit nicht diese, aus Mißverstand oder von schlechtdenkenden Menschen irre geleitet, Ansprüche und Forderungen machen, die ohne üble Folgen nicht abgeschlagen, ohne noch üblere nicht bewilliget werden können. Bey aller Aufmerksamkeit für die öffentliche Meinung, zu deren Aeußerung er selbst auffoderte, machte sich Carmer doch nicht von derselben abhängig. So wenig äußeres Ansehen und Vorrechte einzelner Personen und Stände ihm galten, so heilig war ihm das Recht des Eigenthums und langer Besiß. Er unterschied sorgfältig die Lage dessen, der einen Staat ganz von neuem einrichten soll, und dessen, dem obliegt, in einem schon bestehenden alten Staate Verbesserungen zu machen. Er war immer der Meinung, es werde weit mehr Gutes durch Beschränkung nachtheiliger Folgen lange bestandener und gewohnter Einrichtungen, als durch deren gänzliche Abschaffung bewirkt ²³⁾).

§ 5

Vor

23) Ein Beispiel mag das hier im Allgemeinen Gesagte erläutern. Carmer sah die Nachtheile der Patrimonial-Jurisdiction ein. Er verkannte nicht, wie es ungereimt sey, wenn die Ausübung der Rechtspflege, welche Pflicht des Regenten ist, als ein Recht angesehen wird, das ein Staatsbürger über den andern ausübt; er verkannte nicht, welche üble Folgen unvermeidlich sind, wenn der Edelmann und Bauer vor einem Richter

Vorzüglliche Weisheit bewies Carmer dadurch, daß er zu Ausführung des wichtigen ihm vom Könige übertragenen Werks treffliche Schülfer sich ersah. Der erste und wichtigste derselben war der Geheimerath Suarez ²⁴⁾, ein Mann von durchdringendem Verstande, großen Rechtskenntnissen, hoher Rechtschaffenheit und ganz unermüdblicher Arbeitsamkeit. Dieser Mann hat zu allen Theilen des neuen Gesetzbuchs die ersten Entwürfe gemacht. Neben ihm stand der Assistenzrath Klein ²⁵⁾, ein Mann

Nichter Recht nehmen sollen, der von jenem eingesetzt, und in seiner ganzen Lage von ihm abhängig ist. Aber dennoch schaffte Carmer die Patrimonial-Jurisdiction nicht, wie er es anfangs entschlossen war, ganz ab, sondern verfügte, daß die bisher berechtigten Gutbesitzer auch noch ferner die Gerichtshalter ernennen, aber dazu keine andere, als von den Landesgerichten geprüfte und tüchtig erkannte Rechtsgelehrte wählen, auch daß diese Richter in allen ihren Verhältnissen von den Gutbesitzern völlig unabhängig, nur allein den ihnen vorgesetzten Landesgerichten verantwortlich seyn sollten. So glaubte er ein althergebrachtes Recht des Adels beibehalten, aber dessen Ausübung unschädlich machen zu können.

24) Er war ein Schlesier, geboren 1746, ist gestorben 1798.

25) Er war in Schlesien geboren 1744, und als ihn Carmer nach Berlin berief, Advocat in Breslau, wurde nachher Kammer-Gerichtsrath, dann nach Halle als Professor

Mann von hellem Kopf und redlichem Willen, dem die Ausarbeitung einzelner Theil übertragen war, und der zu allen mitgewirkt hat. Diese beiden sehr achtungswerthen Männer brachte Carmer aus Schlesien mit. Neben ihnen benutzte er die Einsichten der vorzüglichsten Rechtsgelehrten in Berlin. Eine besonders wichtige Einrichtung war die Errichtung einer Gesetz-Commission, welche der Großkanzler aus den erfahrensten Rechtsgelehrten, mit Zuziehung auch noch anderer Geschäftsmänner, bildete; dieser übertrug er die völlige Ausarbeitung der einzelnen Theile der von den genannten beiden Männern gemachten ersten Entwürfe. Waren diese Arbeiten durch gemeinsame Berathung Aller vollständig berichtet, dann ließ Carmer sie als Entwurf öffentlich bekannt machen, über welchen er das Gutachten aller Gerichtshöfe des Landes, mit Zuziehung der Landstände der verschiedenen Provinzen, ersorbete.

Professor der Rechte und Direktor der Universität mit dem Charakter eines Geheimen Justizraths versetzt, von dort aber wieder nach Berlin als Geheimer Ober-Tribunalsrath berufen, in welcher Würde er 1810 gestorben ist. Mehrere Schriften haben ihm in der gelehrten Welt gerechten Ruhm erworben; unter denselben sind auch Annalen der Gesetzgebung in den preussischen Staaten, mit der Regierung König Friedrich Wilhelms II anfangend.

berte. Außerdem wurden Prämien ausgesetzt für diejenigen Einländer oder Fremden, welche die besten Bemerkungen über diese Entwürfe einsenden würden. Herr v. Eggers, ein dänischer Gelehrter und Geschäftsmann, erhielt den ersten dieser Preise²⁶⁾. So suchte Carmer alle Einsichten seines Zeitalters zu benutzen, um den neuen Gesetzen möglichste Vollkommenheit zu geben. Die errichtete Gesetz-Commission war aber noch überdem dazu bestimmt, die Gesetzgebung permanent zu machen, und in allen von nun an zu erlassenden Gesetzen (sie mochten die bürgerliche Gesetzgebung, oder Gegenstände der Polizei und innern Verwaltung betreffen) Einheit und Uebereinstimmung zu bewirken, deren Mangel oft fühlbar gewesen war, wenn, was bisher geschehen, jeder einzelne Minister Gesetze, wie sie in dem Fache, dem er vorstand, Bedürfniß schienen, ohne Rücksicht auf andere ihm weniger bekannte Verhältnisse, dem König vorschlug und, falls dieser sie genehmigte, sie bekannt machte. Von nun an sollten alle Gesetzesentwürfe durch die Gesetz-Commission gehen, welche deshalb auch nicht allein aus eigentlichen Rechtsgeslehrten, sondern auch aus Staatsdienern zusammengesetzt

26) Von eben diesem Gelehrten ist auch nachher das erste systematische Lehrbuch des preussischen Rechts entworfen.

gesetzt wurde, die bey der Landes-Administration und den Finanzen angestellt waren. Alle Gerichtshöfe des Landes wurden angewiesen, so oft ihnen Fälle vorlämen, für welche in den bestehenden Gesetzen keine ganz passenden Bestimmungen sich fänden, oder wenn Unbestimmtheit und Zweideutigkeit in diesen Gesetzen bemerkt würden, an die Gesetz-Commission deshalb zu berichten, und diese sollte dann eine neue völlig deutliche Bestimmung entwerfen, und dem Könige zur Genehmigung vorlegen. Alle Vorschläge zu neuen und abzuändernden Gesetzen, von welcher Behörde sie auch ausgingen, sollten immer, mit dem Gutachten dieser Commission begleitet, zu dem höchsten Gesetzgeber gelangen. Auf diese Weise sollte in den Gesetzen nichts übereilt, und nach einseitigen Rücksichten bestimmt, aber auch nichts durch den Lauf der Zeit verdunkelt werden noch veralten, vielmehr die Gesetzgebung immer mit der fortgehenden Cultur der Gesellschaft im richtigen Ebenmaaß bleiben und zu immer höherer Vollkommenheit sich erheben, so wie deren Bedürfniß fühlbarer würde. Dieses höchst wichtige Geschäft sollte den vereinten Einsichten der erfahrensten Geschäftsmänner aus allen Fächern, welche von den wechselnden Bedürfnissen durch eigne Beobachtung am besten unterrichtet wären, übertragen werden. Gewiß eine Einrichtung, deren Vortreflichkeit Niemand

mand verkennen kann. Sie beweist, daß Carmer die Menschen kannte und wußte, wie etwas Gutes, das Dauer haben soll, ohne gewaltsame Erschütterungen zu Stande gebracht werden muß. Diese letztere so äußerst wichtige Rücksicht hatte der Großkanzler, wie auch der König, immer im Auge; beide sahen ein, daß es eine Unvollkommenheit sey, wenn unter den Bürgern eines und desselben Staats ungleichförmige und verschiedene Rechte gelten. Dies war wirklich in den verschiedenen preussischen Provinzen, die von und über der Weichsel bis über den Rhein und bis zur Maas sich erstreckten, der Fall. In denselben waren die rechtlichen Verhältnisse der Natur des Eigenthums, der Befugniß und der Formen, unter denen es übertragen werden konnte, eben so die auf dem Grundeigenthum ruhenden Rechte und Pflichten, ferner die Verhältnisse zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern mannichfach von einander verschieden. Alle diese Verhältnisse beruheten entweder auf alten Gesetzen, oder auch nur auf einem Verkommen, das, oft nur durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt, erst in späterer Zeit, oder auch wohl gar nicht aufgeschrieben war. Sie waren also nicht immer klar und gewiß, sondern oft unbestimmt und streitig. Das kürzeste und bequemste Mittel, solchem Uebelstande abzuhelpen, wäre gewesen,

wesen,

wesen, alle diese verschiedenen Provincial- Rechts-Institute mit einem Federstrich aufzuheben, und an ihre Stelle neue von nun an allein und allgemein geltende gesetzliche Bestimmungen zu setzen. Ohne Zweifel schmeichelt es der Eitelkeit eines Herrschers, Millionen von Menschen in allen ihren Handlungen sich nach gleicher Vorschrift bewegen zu sehen; es erleichtert das Regieren, wenn überall die Rechte und Handlungen der Unterthanen nach denselben Regeln und Formen bemessen werden. Aber Friedrich und Carmer ließen sich nicht durch Eitelkeit und Bequemlichkeit verleiten, das zu thun, was das Leichteste war; sie wollten das, was unstreitig als das Beste erkannt werden muß.

Carmer verfügte, daß zunächst alle verschiedenen, im ganzen Umfang der preussischen Staaten noch jetzt wirklich bestehenden rechtlichen Verhältnisse und Bestimmungen sorgfältig gesammelt würden, und vor Allen zu völliger Gewißheit gebracht werde, was in jeder Provinz und an jedem einzelnen Orte dormalen eigentlich Rechts sey. War dieses völlig ausgemacht, dann sollte von den Justiz- und Administrations-Collegien, mit Zuziehung der Landstände jeder Provinz, ausgemacht werden, in wiefern diese bisher geltenden rechtlichen

Bes

Bestimmungen noch ferner beibehalten zu werden verdienten, oder nicht. In sofern bey der Prüfung nicht wirkliche Nachtheile solcher Bestimmungen für das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen sich ergäben, wurde ihre Beibehaltung beschlossen, sowohl, weil es für den Staat gleichgültig ist, ob die Unterthanen in ihren Privatverhältnissen unter einander diese oder jene Normen befolgen, als auch, weil man im Durchschnitt gewiß annehmen kann, daß Bestimmungen und Einrichtungen, welche schon seit Jahrhunderten in einem gewissen Landstrich befolget worden, den lokalen und eigenthümlichen Bedürfnissen der Bewohner solchen Landstrichs angemeßener sind, als Gesetze, welche ein philosophischer Rechtslehrer aus Erwägung der allgemeinen Beschaffenheit der menschlichen Natur, ohne Rücksicht auf ihre mannichfach verschiedenen Eigenschaften in verschiedenen Landen, ersinnen kann. Das Nachhelfen und allmähliche Ausbessern lange bestandener und gewohnter Einrichtungen, so wie das Bedürfnis es erfordert, ist unstreitig besser, als eine plötzliche gänzliche Abänderung. Diese unterbricht die Art zu handeln, und von Andern behandelt zu werden, an welche man lange gewöhnt war, sie bringt Verwirrung und Unbestimmtheit in die wichtigsten Verhältnisse unter den Menschen. Eine
viele

viele unter sich ganz verschiedene Fälle umfassende, allgemeine Einrichtung paßt gewöhnlich auf manche solcher Fälle nicht recht. Dies ist Folge der Schwäche menschlicher Einsicht, der Unvollkommenheit menschlicher Sprache. Um die Gesetze paßend zu machen, werden sie gezwungen ausgelegt, willkürlich erklärt; dies führt zu Mißbrauch der den Staatsbedienten übertragenen Gewalt, und macht die Unterthanen um so mehr mißvergnügt, da sie die Neuerungen, welche so üble Folgen haben, schon an sich für sehr entbehrlich halten. Sie bestärken sich in der Anhänglichkeit an die Einrichtungen, unter denen sie und ihre Vorfahren lange, und, wie sie glauben, bequemer gelebt haben; sie suchen den neuen Einrichtungen auf jede Art auszuweichen. Dies macht Gegenverfügungen und Beschränkungen der Regierung nöthig, und durch eben diese wird das Neue immer gehässiger.

Nach solchen Betrachtungen setzte also Carmer fest: alle bisher bestandenen Rechtsverhältnisse, welche als unnachtheilig befunden worden, sollten in den Landstrichen, wo sie bis jetzt gegolten, auch noch ferner gelten, nur dafür sollte gesorgt werden, daß ihr wahrer und eigentlicher Sinn festgesetzt,

durch bestimmte, allgemein verständliche Worte ausgedrückt und gegen jeden Irrthum und Mißstand gesichert würde. Wenn dieses geschehen, da sollte das genehmigte Recht eines Landstrichs, nur für diesen geltende Ausnahme von den Bestimmungen des allgemeinen Gesetzbuchs, in dieses aufgenommen werden, und letztere sollten nur dort gelten, wo es entweder an besondern Provinzialrecht fehlte, oder wo die bisher gegoltenen wegen durch die Prüfung erwiesenen Nachtheile abgeschafft werden mußten. So wollte Carmer die nöthige Verbesserung der Gesetze mit weiser Schonung und Anhänglichkeit der Menschen für angeerbte Sitten und Einrichtungen verbinden, und eben durch seinen Codex die Achtung der Weisen und zugleich den willigen Gehorsam der Untertanen sichern.

Friedrich hat die Vollendung des großen Werks nicht mehr erlebt; dies erlaubte dessen Umfang und die bedächtige Vorsicht nicht, mit welcher Carmer und seine Gehülfen verfahren. Aber Friedrich büßte den Ruhm, den Gedanken einer neuen und Grundsätze achter Philosophie und Menschlichkeit aufgeführten Gesetzgebung gehabt zu haben; er hat diesen Gedanken in dem weisen und edlen Sinne

den wir zu entwickeln versucht haben 27), und deshalb muß er auch noch bey der spätesten Nachwelt den Namen des Gesetzgebers in einem höhern und edleren Sinn behaupten, als kein Regent vor ihm auf solchen Namen Anspruch machen kann. Er rang nach diesem Ruhm in einem Alter, in welchem ihm gewiß vergönnt gewesen wäre, auf den errungenen Lorbeeren des Feldherrn und Regenten auszuruhen. Aber Ihm war unthätige Ruhe nie Gesung; Er kannte durchaus keinen andern, als Gutes verbreitende Thätigkeit. Wirklich betrieb er das Werk der Gesetzgebung mit einem so rastlosen Eifer, mit einem so innigen Interesse, als wenn er noch nichts anderes Großes in seinem Leben gethan hätte.

I 2

Nil

27) Der Verfasser dieser Geschichte hat das Vergnügen gehabt, mehrere Jahre hindurch des Vertrauens des Grafen von Carmer und des Geh. Rath Suarez gewürdigt zu werden, und sich oft mit diesen vortreflichen Männern über die Tendenz ihrer Bemühungen zu unterhalten. Der Leser kann also versichert seyn, daß diese hier richtig angegeben worden. Wenn er mit Wärme über den Werth der Gesetzgebung Friedrichs sich ausdrückt, so werden denkende Leser dieses nicht nur gerecht, sondern auch nicht überflüssig zu einer Zeit finden, in welcher Unverständige, die nur dem Neuesten huldigen, diese Gesetzgebung haben herabsetzen wollen.

Nil actum reputans, si quid superes
agendum.

Lucan.

Nicht nur dieses konnte man mit Wahrheit von Friedrich sagen, sondern es war eine Eigenthümlichkeit dieses Königs, und gerade diejenige vielleicht, die ihn so groß, so einzig gemacht hat, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, so eifrig und so thätig betrieb, als wenn sie alleinige wäre, die ihn beschäftigte, und er hätte er noch nie etwas Anderes zu Stande gebracht. Der Großkanzler Carmer unterstützte den König durch gleiche Thätigkeit. Dieser edle Mann bleibt im dankvollen Andenken der Preußen für alle Jahrhunderte, und sein weises Verfahren sey kommende Gesetzgebern ein nachahmungswerthes Vorbild!

Wenn gleich nicht das eigentliche bürgerliche Gesetzbuch noch bey Friedrichs Leben erschien, wurden doch noch sehr wichtige Theile der neuen Gesetzgebung während desselben vollendet. Die auf vorher ange deutete Weise ausgearbeiteten Entwürfe wurden nach und nach dem Publikum vorgelegt, aber ganz vollendet wurden und gesetzliche Kraft erhielten: eine neue von der bisherigen sehr abweichende

hende Prozeß-Ordnung; eine neue Hypotheken-Einrichtung, eins der wichtigsten Institute in jedem Staat; eine neue Pupillen-Ordnung; eine Depositional-Ordnung; eine neue Spindel-Ordnung. In allen diesen neuen Einrichtungen war das Bestreben sichtbar, die Rechte und das Eigenthum der Unterthanen gegen Irrthum und bösen Willen zu sichern, ihre Streitigkeiten gütlich auszugleichen oder möglichst unparteiisch und schnell entscheiden zu lassen. Hatten gleich anfangs Unwissenheit, Anhänglichkeit an das lange Gewohnte und gekränkter Eigennuß manchen Widerspruch erhoben; so verstummte dieser doch allmählig, und noch vor Friedrichs Tode wurde die wohlthätige Absicht und innere Vortreflichkeit der neuen Einrichtungen fast allgemein in und außer Preußen anerkannt, und auch dieses Königs Nachfolger, welchem man Abgeneigtheit gegen dieselben beizubringen gesucht hatte, gab ihnen gleich nach Antritt seiner Regierung vollkommenen Beifall, und brachte zur Vollenbung, was der große König begonnen hatte²⁸⁾.

§ 3

Go

28) König Friedrich Wilhelm II. ertheilte dem Großkanzler von Carmer, zum Beweise der Zufriedenheit mit dessen Werk, den schwarzen Adler-Orden im J. 1788, und König Friedrich Wilhelm III. erhob ihn 1797 in den Grafenstand.

So beschäftigte der letzte sich mit nie nachlassendem Eifer bis zum Ende seiner Laufbahn, den innern Wohlstand seiner Staaten in jeder Beziehung zu erhöhen und fester zu gründen. Neben die wohlthätigen Bemühungen widmete er fortgehetlichen politischen Ereignissen in Europa seine Aufmerksamkeit, und an einigen derselben nahm er denjenigen nähern Antheil, der ihm dem Interesse seines Staats gemäß schien. Wir gehen nun zu der Untersuchung über, welche uns von diesem Antheil geben noch obliegt.



Siebentes Kapitel.

Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster.

Maria Theresia war eine zärtliche Mutter. 1780 Sehr angelegen war ihr der Wunsch, noch bey ihrem Leben ihre Kinder gut versorgt und in möglichst unabhängiger Lage von ihrem ältesten Sohn und Thronerben zu sehen. Dieser Wunsch war bey mehreren dieser Kinder bereits erfüllet. Die Vermählung von drey Töchtern hatte das die Ruhe der Monarchie sichernde Band mit dem Bourbonischen Hause fester geknüpft. Zwey derselben saßen auf den Thronen von Frankreich und Neapel, die dritte war mit dem Herzoge von Parma vermählt. Eine vierte lebte in glücklicher Ehe mit dem sächsischen Prinzen Albert; Maria Theresia hatte sie mit dem Herzogthum Teschen ausgesteuert, und dieser Tochter nebst ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Ungarn, nachher der Niederlande, anvertrauet. Von den Söhnen besaß der zweite,

1780 Prinzen eines mächtigen Regentenhauses mit dieser Würde bekleiden. Von letzterm mußte man besorgen, er werde den Landen größere Lasten, als sie vielleicht tragen könnten, auflegen, um einen Aufwand zu bestreiten, zu dem seine hohe Geburt zu berechtigen schien. Von ihm war nicht viel Rücksicht auf die Verfassung und Freiheiten der Lande zu erwarten, da er im Fall der Widersehung auf mächtigen Beistand rechnen durfte, und man gegen ihn reichsgerichtliche Hülfe, wenigstens nicht so sicher, wie gegen einen mindermächtigen Fürsten, hoffen konnte. Es war zu fürchten, daß ein solcher Regent Antheil an den Unternehmungen und Kriegen seines Hauses nehmen, dadurch seine Lande in Gefahr bringen, wenigstens durch die Besorgniß solchen Antheils das Zutrauen und die Zuneigung der Nachbarn verlieren werde. Auch war der Gedanke natürlich, daß ein solcher Regent sich oft außerhalb seiner Lande aufhalten und dort die aus denselben gezogenen Einkünfte verzehren, auch wohl meistens Männer seines Volks zu Rathgebern und Dienern wählen, die Eingebornen diesen nachsetzen werde. Noch mußte man fürchten, daß ein Fürst aus einem großen Hause immer Mittel finden werde, einen seiner Stammvettern zum Nachfolger zu erhalten, welches dann die Herrschaft dieses Hauses gleich,

gleichsam erblich machen und den deutschen Adel des 1780 glänzenden Vorrechts, Glieder aus seiner Mitte auf Fürstenthronen zu sehen, für lange Zeit heraus werbe. Das Erzstift Eöln hatte hiervon eine Erfahrung gemacht, die warnend seyn konnte. Im Jahr 1583 erhielt ein bayerischer Prinz den Churfürstenthum, und ihm folgten in ununterbrochener Reihe, fast zwey Jahrhunderte hindurch, Prinzen aus dem Hause Bayern, deren letzter, Clemens August, der im Jahr 1761 starb, so viel geistliche Lande unter seinem Zepter vereinte ³⁾, daß er für einen der mächtigsten Fürsten Deutschlands galt. Unter ihm und den meisten seiner Vorfahren waren diese Lande fast immer in unglückliche Kriege verwickelt, auch hatten sie alle übrigen ange deuteten Nachtheile empfunden. War es dem Hause Bayern möglich gewesen, die ihm zugefallene Herrschaft so lange festzuhalten, wie viel mehr mußte man dieses von einem Hause vermuthen, dessen Chef als Reichsoberhaupt so viele Mittel zur Hand hatte, durch eingefloßte Furcht und Zuneigung die Wahl immer nach seinem Wohlgefallen zu lenken, auch auf die Regierung der Fürsten seines Stammes bey allen

3) Clemens August war Churfürst von Eöln, Fürstbischof zu Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim, auch Hoch- und Deutschmeister.

1780 allen Gelegenheiten einen solchen Einfluß zu beweisen, daß das beherrschte Land wirklich als ein Bestandtheil der österreichischen Monarchie anzusehen wäre. Bey allem dem war zu besorgen, daß die Verbindung mit dieser Monarchie zwar enge genug seyn würde, um alle Lasten einer Provinz tragen zu müssen, dennoch aber auch zu entfernt und zu unsicher, um thätige, fortgehende Sorge für das Wohl des Landes, oder gar Aufopferung zu seinem Besten, und Rettung in Zeiten der Gefahr hoffen zu dürfen. Es schien klar, daß die nachtheiligen Folgen der Verbindung aus der Nähe weit eher und öfterer, als die vortheilhaften aus der Ferne eintreten dürften.

Solche Betrachtungen entgingen der Einsicht der Mitglieder beider Domcapitel nicht. Die Erfahrungen, welche sie unter der Regierung der bayerischen Fürsten gemacht, mußten darauf führen. Doch wirkten diese Betrachtungen weniger bey dem Domcapitel zu Eöln, als bey dem zu Münster. Die verschiedene Art, wie beide Capitel zusammengesetzt waren, erklärt dieses. Das Eöllnische Domcapitel bestand aus sechszehn Gliedern von altem reichsunmittelbarem Adel, und aus acht Doktoren der Theologie, oder der Rechte. Jene hießen Domgrafen, diese Priesterherren. In frühern Zeiten waren meistens die jün-

Lebzeiten: Wahl des Erzbischofs Maximilian. 301

jüngere Söhne der benachbarten reichgräflichen und fürstlichen Geschlechter ins Eöllnische Domcapitel getreten; aber da im 16ten Jahrhunderte fast alle diese Geschlechter die protestantische Lehre angenommen hatten, waren sie dadurch dieses Vortheils beraubt, und das Capitel sah sich genöthiget, aus seinem Statute, nur aus reichsunmittelbarem Adel zu wählen, getreu zu bleiben, sich aus den reichgräflichen Geschlechtern des fernern Schwabens und Straßens zu ergreifen. Zu den acht Priorstellen wurden dagegen gewöhnlich junge Männer aus den angesehensten Bürger-Familien von E. L. genommen, einer Reichsstadt, die zwar innerhalb des Landes gelegen, aber nicht zu dem Erzstift gehörte, deren Domkirche jedoch ihre Mannern umschloß. So hatten also die Glieder des Domcapitels wenig Interesse am Lande, und dasjenige, was sie noch etwa hätten nehmen können, ward noch dadurch geschwächt, daß die meisten Eöllner Domgrafen noch in mehreren hohen Stiftern (vorzüglich in dem von Straßburg) präbendirt waren. Diese reisten gewöhnlich von einem Stifte zum andern, je nachdem die nach den Statuten eines jeden, auf gewisse Zeiten festgesetzten Residenzen und damit verbundenen Einkünfte sie bald zu dem einen, bald zu dem andern riefen. Diese ersten Landstände blieben also in der That dem Lande immer fremd, verkehrten

in

in demselben oft nicht einmal ihre Einkünfte, und pflegten es in Zeiten der Gefahr zu verlassen. Anders war es in Münster. War gleich dort der unmittelbare Reichsadel nicht statutenmäßig ausgeschlossen, so befolgte man doch daselbst, wie in den übrigen hohen Domstiftern des nördlichen Deutschlands, im Gegensatz der im südlichen und am Rhein belegenen, die Maxime, nur aus den mittelbaren im Lande angesessenen adlichen Familien zu wählen. Diese Domcapitel nahmen also gewöhnlich mehr Antheil an dem Schicksal eines Landes, mit dem das Wohl ihrer Angehörigen nahe zusammenhing.

Auch für die benachbarten Staaten von Eöln und Münster konnte es nicht gleichgültig seyn, ob diese Lande von dem Abkömmling eines großen Regentenhauses oder einer Familie aus dem Privatstande regiert wurden. Der französische Hof konnte, im Gefühl der Wandelbarkeit der jetzt mit Oesterreich bestehenden Verbindung, nicht gern sehen, wenn diese Macht ihre Herrschaft und ihren Einfluß noch bis an den Niederrhein und an die Gränzen von Holland erweiterte; besonders aber mußte letzte Republik fürchten, ins Gedränge zu kommen, wenn eine Macht, von der sie unter der bevorstehenden Regierung eines
ehrs

regierenden und unternehmenden Monarchen schon Vieles besorgte, noch von mehreren Seiten, als sie es bereits war, ihr Nachbar wurde. Eben so sehr mußte die Aufmerksamkeit Preußens aufgeregt werden, um es dem Erzhaufe Oesterreich, dessen Vergrößerung im Süden von Deutschland so eben Gränzen gesetzt waren, gelingen sollte, sich grade im Mittel mit der preussischen Besitzungen und Verbindungen anzusehen. Der Einfluß, den ein österreichischer Prinz als Churfürst von Köln auf den Handel des Rheins, und als Fürst von Münster auf alle Verhältnisse des westphälischen Kreises, dessen Mitregent er neben dem König, als Herzog von Cleve, und dem Churfürsten zur Pfalz, als Herzog von Jülich, war, haben würde, ließ, auch während des Friedens, eine Verminderung des preussischen Einflusses, auch während eines Krieges, Bewegungen besorgen, welche Preußen wenigstens dadurch schwächen, daß sie ihm nicht erlaubten, seine Kräfte aus diesen Gegenden ganz wegzuziehen, um sie an den Punkten zu sammeln, wo sie am meisten wirken konnten. Der Gedanke kam hinzu, daß, wenn es Oesterreich einmal gelungen wäre, einen seiner Prinzen in Köln und Münster festzusetzen, es nicht schwer sein dürfte, diese Lande durch immer erneuerte Wahlen für sehr lange Zeit in seinem Hause zu behalten,

ten,

ten, auch seinen Einfluß durch den Erwerb noch mehrerer Hochstifter zu vergrößern.

Fürst Kauniß kannte alle diese Schwierigkeiten, welche der Ausführung seines Entwurfs entgegen standen, aber er hoffte sie zu überwinden. Er hoffte dieses um so mehr, wenn er nur solche Mittel wählte, welche die Verfassung des Reichs nicht verletzten, und dem Gegner keinen rechtlichen Vorwand gaben, der Ausführung in den Weg zu treten. Eine nach dem Verlangen des jetzigen Erzbischofs von den Domcapeln, ihren Statuten gemäß, vollbrachte Wahl schien ein solches Mittel darzubieten. In den beiden Domcapeln glaubte dieser Minister den Mitgliedern solche Vortheile anbieten zu können, daß Betrachtungen, welche Unhänglichkeit an das Land, oder entfernter Glanz ihrer Familien in ungewisser Zukunft einzubringen vermöchten, dadurch bey der Mehrheit gewiß würden überwogen werden. Vom französischen Hofe besorgte er, bey der noch bestehenden Verbindung, und von der Republick Holland, wegen ihrer Schwäche und ihres äußerst langsamen Geschäftsganges, keine bedeutende Gegenwirkung, und auch Friedrich, hoffte Kauniß, würde, so ungern er die Sache sähe, doch kräftigen Widerstand nicht wagen, bey dem er nicht, wie in der bayerischen Angelegenheit, auf die Weistimmung

nung mehrerer Reichsstände rechnen durfte, da hier die Vergrößerungs-Absicht des Staatsmanns nur das Ansehn der Ausführung eines Entwurfs der mütterlichen Liebe haben und durchaus keine Mittel gebraucht werden sollten, welche der Verfassung des Reichs nicht gemäß wären. Alles kam nur darauf an, die Unterhandlungen so schnell und so geheim zu treiben, daß die Sache zu Stande gebracht wäre, bevor die Eifersucht andrer Mächte Zeit hätte, nun auch ihrerseits dieselben Mittel, welche Oesterreich gebrauchte, anzuwenden, sich der Mehrheit der Stimmen für eine entgegengesetzte Wahl zu versichern.

... Diese Absicht wurde so gut ausgeführt, daß, ehe man im Haag und zu Berlin nur einige Kenntniß von derselben hatte, die Unterhandlung bereits sehr weit gediehen war. Der preussische Gesandte in Köln, von Emminghaus, versicherte noch im Frühling des Jahrs 1780, daß Churfürst Maximilian Friedrich durchaus abgeneigt sey, sich einen Coadjutor beordnen zu lassen, und er war, nach allgemein bekannter Gesinnung, und sogar nach wiederholten bestimmten Erklärungen dieses Regenten, auch vollkommen berechtigt, solche Versicherung zu geben. In dem verbreiteten sich Gerüchte von den Entwürfen des Wiener Hofes. Der preussische General von Wolfferß

1780
Apr.

dorf, welcher zu Hameln in der Grafschaft Mark, hart an der Münsterschen Gränze, in Garnison war, gab die erste nähere Nachricht davon. Der König wurde durch dieselbe aufmerksam und befahl, sowohl diesem General als seinem Ministerio, Alles anzuwenden, um über die österreichischen Absichten genauer unterrichtet zu werden, denen auf jede von ihm abhängende Art entgegen zu arbeiten, und deshalb mit der Republik Holland sich zu verbinden, er zugleich sich fest entschlossen erklärte.

Der Verfasser dieser Geschichte, welcher bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte in Berlin angestellt war, machte um eben diese Zeit in seinen Privatangelegenheiten eine Reise nach seinem Vaterlande, der Grafschaft Lippe, also in die Nähe von Münster. Wie er sich dazu Urlaub erbat, erhielt er den Auftrag, sich zugleich nach Münster zu begeben und möglichst vollständige Nachrichten darüber zu verschaffen, ob das dortige und das Eöllnische Domcapitel zu der Wahl eines österreichischen Coadjutors geneigt seyn möchten, und welche Schritte in dieser Absicht bereits geschehen wären? Bey seiner Ankunft fand Dohm einen preussischen Officier von Schenkendorf, Adjubanten des General von Wolffersdorf, den dieser nach Münster gesandt hatte, um von den

den
1^{ten} Juni
1780

Verz

Verhältnissen sich zu unterrichten, und bey den Domherren eine der österreichischen Absicht abgeneigte Stimmung zu erhalten. Dieser Mann, von einem gefesteten und achtungswerthen Charakter, hatte wirklich viel Zutrauen sich erworben, und nicht ohne Erfolg gearbeitet. Vorzüglich indeß wurde Dohm durch den Domherrn und Staatsminister Freiherrn von Fürstenberg, welchem er bereits aus früherer Zeit bekannt war, von dem, was bisher geschehen, und von der jeßigen Lage der Angelegenheit vollständig unterrichtet.

Churfürst Maximilian Friedrich hatte wirklich bey jeder Gelegenheit ganz entschiedne Abneigung gegen Annahme eines Coadjutors bezeugt, und man hielt nach allen seinen Aeußerungen sich noch vor kurzer Zeit völlig versichert, daß es während des Lebens dieses Herrn nie zu der Wahl eines solchen kommen werde. In Absicht Münsters hatte er indeß dem Freiherrn von Fürstenberg, dem, als seinem Minister, er die Regierung dieses Landes überließ, mehrmalen erklärt, daß er in demselben keinen Andern als ihn zu seinem Nachfolger wünsche, und daß, wenn je zunehmendes Alter, oder irgend andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dieses nie anders, als

unter der Bedingung thun werde, wenn er zuvor versichert hätte, daß die Wahl des Domcapitels Fürstenberg fallen werde. Diese Gesinnung Churfürsten war allgemein bekannt, und stimmte den Wünschen, sowohl der Mehrheit des Domcapitels, als des Landes überein; Fürstenberg war überall bereits als künftiger Regent betrachtet. Edlunischen Domcapitel war dagegen keiner, für der Churfürst oder die Gesinnung des Domcapitels oder gar des Landes (auf welches es aber in Eweniger, als in Münster aus schon bemerkten Gründen ankam) sich auf solche Weise bereits erklärt hätte.

Da nach dem kanonischen Recht einem Bischof ein Coadjutor nie anders, als wenn er selbst ihn gelehrt, gegeben werden kann; so war das erste, um den Entwurf des Wiener Hofes gelingen zu sehen, nothwendig geschehen mußte, die Abneigung Churfürsten zu überwinden, ihn zuvörderst, der Annahme eines Coadjutors überhaupt, dann des Coadjutors von Maria Theresia geneigt zu machen. Um dies zu bewirken, gewann Fürst Kaunitz für seinen Entwurf den churcöllnischen Staatsminister, Freiherrn von Belgerbusch, einen Mann, früher Jugend her am Hofe gebildet, von gro-

Gewandtheit in allen Staatsverhandlungen, und von bedeutendem Ansehen bey seinem Herrn, der selbst sehr wenig Antheil an den Geschäften der Regierung nahm, sondern die Leitung derselben im Erzstift Eöln dem von Belverbusch, so wie im Hochstift Münster dem von Fürstenberg völlig überließ. Die Begierde, auch bei einem künftigen Regenten das gleiche Ansehen zu behaupten und die Aussicht auf alle Vortheile, welche die Gunst des kaiserlichen Hofes geben konnte, waren Gründe, die mächtig auf Belverbusch wirkten. Er übernahm die Ausführung des österreichischen Entwurfs zu leiten. Er fand nicht gut, den Churfürst geradezu von diesem Entwurf zu unterrichten, sondern, um diesen Herrn desto sicherer für denselben zu gewinnen, wählte er einen Umweg. Aus dem Domcapitel selbst sollte, nach seinem Plan der Gedanke, einen Coadjutor zu wählen, hervorgehen, ein Glied desselben sollte als Bewerber auftreten, gegen welches bey dem Churfürst sowohl, als bey der Mehrheit der Capitularen, eine lebhafteste Eifersucht erregt werden könnte; das Bestreben dieses Bewerbers sollte scheitern, und die Wahl eines Erzherzogs hiervon die Folge seyn. Der Prinz Joseph von Hohenlohe-Bartenstein⁴⁾, Eölnischer Domgraf, der zugleich

4) Er war geboren 1740.

in den hohen Stiftern von Straßburg und Breslau präbendirt war, wurde ausersehen, das Werkzeug dieses Entwurfs zu seyn. Ein Mann von hohem Sinn und edler Gesinnung war der Prinz Joseph vorzüglich dazu gemacht, sich um einen Churhuth zu bewerben; doch hatte er bis jetzt keinen ernstlichen Gedanken der Art, da er die Gesinnungen des jetzigen Regenten, als aller Coadjutorie abgeneigt, kannte. Aber, ihm unerwartet, ließ der Minister von Belderbusch durch einen an ihn abgesandten Vertrauten ihn ermuntern, sich um die Coadjutorie zu bewerben. Es wurde die Versicherung gegeben, Prinz Joseph könne auf freundschaftliche Gesinnung und Vertrauen des Churfürsten rechnen, und überzeugt seyn, es werde demselben seine Bewerbung vorzüglich angenehm seyn und von ihm bey dem Domcapitel kräftigst unterstützt werden. Prinz Joseph, welcher nie vorher Beweise solcher Gesinnung erhalten, konnte nur mit Mühe überredet werden. Aber der Vertraute des Ministers fuhr fort, ihm die stärksten Versicherungen zu geben und ihn aufzufodern, nicht zu schlumen, sich um die Stimmen der Capitularen zu bewerben. Belderbusch selbst vermied jedoch eine Unterredung über diesen Gegenstand ⁵⁾, bezeugte aber außerdem im

U.

5) Da der Minister mit dem Hofe immer in Bonn lebte, das

Allgemeinen sehr freundschaftliche und ergebne Gefüh-
lungen, welche die Eröffnungen des Vertrauten, oh-
ne derselben zu erwähnen, zu bestätigen schienen.
Auch bewog dieser Minister den Churfürst selbst,
unter dem Vorwande, daß es um gewisse damals bey
dem Domcapitel durchzusetzende Sachen rathsam sey,
den Prinz Joseph in guter Stimmung zu erhalten,
diesen bey jeder Gelegenheit mit auszeichnendem Ver-
trauen zu empfangen. Zugleich wurde der Vertraute
immer dringender; der Minister ließ durch ihn ver-
sichern, daß für standesmäßigen Unterhalt, bis
Prinz Joseph zur Regierung gelangen werde, ge-
sorgt, und einß der churfürstlichen Schlösser, nahe
bey Bonn, zur Residenz des Coadjutors sofort einges-
richtet werden solle. Diese Eröffnungen thaten ihre
Wirkung und bewogen den Prinz Joseph in einem an
den Churfürsten erlassenen Schreiben, diesen um die
Erlaubniß zu bitten, sich um die Coadjutorie bewers-
ben und deßhalb bey dem Domcapitel Schritte thun

daß Domcapitel aber in Eßln war und dessen Glieder
nur von Zeit zu Zeit nach Bonn kamen; so konnte es
dem Minister nicht schwer fallen, einer besondern Unter-
haltung über diese Sache auszuweichen, welche Prinz
Joseph auch seiner Seite, um nicht zudringlich zu
scheinen, auf keine Weise suchte.

zu dürfen. Kaum war dieses geschehen, so schien Welderbusch eben so schwer überrascht, als es der Churfürst wirklich war. Jener machte es nun sehr wahrscheinlich, daß Prinz Joseph, als ein Glied des Breslauischen Domcapitels, vom Könige von Preußen zu dieser Bewerbung aufgereizt sey, und dieser Monarch ohne Zweifel die Absicht habe, durch einen ihm ganz ergebenen Regenten die Regierung dieser Lande an sich zu ziehen, dieses werde aber dem Wiener Hofe und andern gewiß sehr zuwider seyn, und der Churfürst würde noch selbst, wenn Prinz Joseph Coadjutor würde, bey seinem Leben die unangenehmen Folgen hievon empfinden. Nachdem diese Besorgniß erregt war, ging Welderbusch bald noch weiter, und indem er bemerkte, daß gegen einen von Preußen begünstigten Bewerber nicht wohl ein anderer aus dem Mittel des Domcapitels aufzutreten wagen werde, zeigte er, das wirksamste Mittel, sich und seine Lande der preussischen Oberherrschaft für immer zu entziehen, werde die Wahl eines österreichischen Prinzen seyn. Der schwache Churfürst ließ sich bereden, und auch mehrere Glieder des Domcapitels wurden gleich bestimmt, den Abkömmling eines mächtigen Hauses, dessen Gunst mannichfache Vortheile darbot, einem aus ihrem Mittel vorzuziehen, den sie mit Eifersucht betrachteten, und
als

als Kreatur von Preußen fürchteten. Mehrere kleine Vorfälle wurden schlaue benuzt, um Preußen die Absicht beizumessen, die schwachen Nachbarn zu unterjochen, besonders trugen verschiedene Aeußerungen und Handlungen des Generals von Wolfferßdorf dazu bey, um gegen diese Macht die Gemüther einzunehmen. Wirklich erlaubte dieser General sich oft gewaltsame Mittel, um Eöllnische und Münstersche Unterthanen, entweder wenn sie das preußische Gebiet betraten, anhalten, oder sogar aus dem eigenen Lande abholen und zur Annahme von Kriegsdiensten zwingen zu lassen. Eine solche Gewaltthat war sogar einmal, wie der Churfürst durch Hamm reisete, während er bey Wolfferßdorf verweilte, gegen einige Leute seiner Begleitung verübt. Alle Beschwerden gegen ein so ungerechtes Beginnen waren umsonst. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dasselbe nie zur Kenntniß des Königs gekommen sey, der es gewiß gemißbilligt und geahndet hätte. Aber Belderbusch benuzte diese Vorgänge, um seinem Herrn und dem Domcapitel die Nothwendigkeit eines mächtigen Schutzes gegen preußische Uebermacht und Unterdrückung fühlbar zu machen.

In dieser Stimmung der Gemüther kam der kaiserliche Gesandte, Graf von Metternich-Winneburg

May 1780 neburg 6), nach Bonn, und bezeugte dem Churfürsten den Wunsch der Kaiserin-Königin, ihren jüngsten Sohn, Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor von Eöln und Münster erwählt zu sehen. Der Churfürst gab seine Einwilligung, daß Graf Metternich sich deshalb an die Domcapitel wende und um die Stimmen bewerbe. Dieses geschähe zuerst in Eöln, und zugleich schrieb der Churfürst an das dortige Domcapitel und begehrte von demselben einen Coadjutor, dessen er bey zunehmendem Alter bedürfe, mit namentlicher Empfehlung des Erzherzogs Maximilian. Sobald der König von Preußen von diesem Schritte benachrichtiget wurde, befahl er seinem Gesandten von Emminghaus, sowohl dem Churfürst, als allen einzelnen Gliedern des Domcapitels ernstliche Vorstellungen zu thun, sowohl gegen die Wahl eines Coadjutors überhaupt, als besonders die eines Erz

6) Geboren 1746, aus einem alten reichsgräflichen Geschlecht abstammend, und Direktor des westphälischen Reichsgrafen-Kollegii katholischen Theils. Er war seit 1773 kaiserlicher Gesandter an den Churböfen Mainz, Trier und Eöln, wurde nachher in mehrern großen Geschäften seines Hofes gebraucht, erwarb sich überall durch seinen biederu Charakter großes Vertrauen und allgemeine Achtung. Für seine verlorenen überrheinischen Besitzungen erhielt er im Jahr 1803 Ersatz in Schwaben und wurde Reichsfürst von Dörsenhausen.

Erzherzogs, welche letztere den Nachbarn keineswegs gleichgültig seyn, und für die Lande höchst nachtheilige Folgen haben könne. Auf den Fall jedoch, daß der Churfürst eines Coadjutors durchaus zu bedürfen glaube, ließ der König den Prinzen Joseph von Hohenlohe-Bartenstein empfehlen. Obgleich Emminghaus diesen letztern Auftrag mit großer Vorsicht ausrichtete und bemerklich machte, daß seinem König jedes Glied des Capitels gleich angenehm seyn werde; so that diese namentliche Empfehlung doch gerade die entgegengesetzte Wirkung, und war vielmehr den Wünschen von Welderbusch gemäß, der nun die Bewerbung eines Anhängers des preussischen Hofes um so mehr als das Werk desselben, und die Wahl eines österreichischen Prinzen als das einzige Mittel darstellte, um sich gegen dessen Aufbringung zu sichern. Dieser Erfolg war natürlich, denn die Empfehlung einer bestimmten Person durch eine fremde Macht wurde von einem wählenden Domcapitel allemal als eine beleidigende Ausmaassung, seine Wahlfreiheit zu beschränken, betrachtet. Sogar vom Bischof selbst wurde solche bestimmte Empfehlung sehr übel aufgenommen, und in manchen deutschen Hochstiftern war sie durch die Kapitulationen der Bischöfe ausdrücklich untersagt. Jede fremde Macht, welche nicht zugleich den Willen

len

len und die Mittel hatte, noch weiter zu gehen und wirklichen Zwang zu gebrauchen (und gewiß war Friedrich hiervon sehr weit entfernt), mußte sich solcher Empfehlung enthalten. Der beste Weg, den ein Hof betreten konnte, um eine geistliche Fürstengewahl nach seinen Absichten zu leiten, bestand darin, ein Glied des Capitels, das in demselben bereits viele Anhänger hatte, für sich zu gewinnen und dasselbe insgeheim zu unterstützen und in Stand zu setzen, seine Parthey bis zur Mehrheit zu erheben. Der Hof selbst mußte hierbey so wenig als möglich erscheinen, und denen, die sich seinen Absichten geneigt beweisen würden, nur im Geheim, und mit Schonung jeder feinem Empfindung, Beweise seiner Erkenntlichkeit zusichern, dabey aber sorgfältig alles vermelden, was Drohung schien. Dieser in der Natur der Verhältnisse begründete Weg wurde vom preussischen Hofe, aus Unkunde solcher Verhältnisse, nicht gewählt. Die namentliche Empfehlung des Prinzen Joseph that die übelste Wirkung, und diese wurde noch dadurch vermehrt, daß General Wolffersdorf sich Drohungen von zu gebrauchender Gewalt erlaubte, und von der andern Seite Versprechungen that, die jedes edle Gefühl beleidigen mußten. Sobald Dohm von dem, was bisher vorgegangen, und von der ganzen Lage der Sachen

hins

inglich unterrichtet war, machte er seinen Hof
 rauf aufmerksam, und so sehr er die Wahl des
 nherrn von Fürstenberg zum Fürstbischof von
 ünster dem Preussischen Interesse vorthellhaft
 lberte, so widerrieth er doch dringend jede nas
 ntliche Verwendung für denselben, und trug bars
 an, der König, wenn er überall an das Mün
 sche Domcapitel schreiben wolle, möge sich darauf
 chränken, demselben bemerklich zu machen, wie
 r sein eignes und des Landes Beste erfordere, eine
 ahl aus seinem eigenen Mittel vorzunehmen, das
 auch ausdrücklich erklären, jeder Domcapitular,
 seine Brüder für den würdigsten achteten an
 er Spitze zu stehen, werde dem Könige anges
 um seyn.

Wirklich wurde das Schreiben, welches der
 nig an das Domcapitel zu Münster erließ, in
 sem Sinne abgefaßt; aber, obgleich es durchaus
 hts enthielt, was Zudringlichkeit scheinen konnte,
 rde dennoch die Ermahnung des Königes mit den
 zässigen Aeußerungen des Generals Wolfferßdorf
 Verbindung gesetzt und als Eingriff in die Wahl
 iheit betrachtet. Manche stellten dieses Schreib
 als eine Folge des Einflusses von Fürstenberg
 r. Da vom Churfürst damals an das Mün
 stersche

sterische Domcapitel wegen der Coadjutorie noch nichts gelangt war, so beschloß die Mehrheit, dieses dem Könige in einer kurzen Antwort zu sagen, und zugleich zu versichern, daß, wenn es noch wirklich zur Wahl kommen sollte, jeder Domcapitular sich der Pflichten erinnern werde, die er der Kirche und dem Lande schuldig sey.

Unter den gebildeten Klassen der Einwohner des Hochstifts Münster herrschte große Anhänglichkeit an die Verfassung und die bestehenden Einrichtungen ihres Vaterlandes. Sie fühlten sich vor andern deutschen Landen frey, und glücklich fortgeschritten in nützlichen Kenntnissen und deren mannichfacher Anwendung auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Wirklich ragte das Münsterland hierin weit vor über benachbarte, vorzüglich über geistliche Lande. Seine Einwohner empfanden mit Stolz diesen Vorzug, und wünschten mit warmer Anhänglichkeit den dauerhaften Bestand desselben. Dies alles hatte Fürstenberg bisher gewirkt. Mit Vergnügen weilen wir bey einer nähern Schilderung dieses Mannes, den gekannt zu haben eine der freundlichsten Erinnerungen im Leben des Verfassers dieser Geschichte ist.

Das

Das Geschlecht der Freiherren von Fürstenberg war eines der ältesten und begütertsten des westphälischen Adels. Es stammte aus dem zum Erzstift köln gehörenden Herzogthum Westphalen; seine Güther aber reichten durch mehrere Lande von der Weser bis über die Maas hin. Es hatte den hohen Domstiftern von uralten Zeiten her viele Mitglieder und einige Fürsten gegeben. Derjenige, Friedrich Wilhelm Franz von Fürstenberg⁷⁾, von dem wir hier reden, hatte vortrefliche natürliche Anlagen durch gute Studien in der Jugend, Reisen und vorzüglich einen Aufenthalt in Italien, nachher aber als Mitglied der Ritterschaft, und des Domcapitels durch Mitwirkung zu den wichtigsten Geschäften des Landes ausgebildet; vorzüglich war er, während des siebenjährigen Krieges, für diese Geschäfte sehr thätig. Solche Thätigkeit, und die Verbindung mit geistvollen Männern der gegen einander kämpfenden Heere, welche abwechselnd sein Vaterland inne hatten, trugen dazu bey, die Kräfte seines Geistes vielseitig zu entwickeln. Das Hochstift Münster hatte während dieses Krieges, der fast immer in seiner Nähe, oder innerhalb seiner Gränzen geführt wurde,

7) Er war geboren 1729, und ist gestorben 1811.

wurde, harte Drangsale zu leiden. Sein damaliger Landesherr, der kölnische Churfürst, Clemens August, aus dem Hause Bayern, hatte sich nicht begnügt, als Reichsstand gegen Preußen auf dem Reichstage zu stimmen und sein Contingent zur Reichs-Armee zu stellen, sondern er war noch weiter gehende Verbindungen mit Friedrichs Feinden eingegangen. Hierdurch fanden dieser König und seine Allirten sich berechtigt, die Lande des Churfürsten als feindliche zu behandeln. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die mit Preußen allirten Heere befehligte, legte dem Münsterlande harte Brandschatzungen auf. Es mußte Lebensmittel zum Unterhalt der Armee und seine gezwungene junge Mannschaft zu deren Ergänzung liefern. Wenn die mit seinem Fürsten verbündeten Franzosen Meister des Landes waren, behandelten sie es nicht milder. Die Hauptstadt, welche damals noch Festung und ein für beide Theile wichtiger Punkt war, erlitt mehrere Belagerungen. Gegen

1761
d. 6ten
Febr. Ende des Krieges starb Clemens August. Während der nun eintretenden interimistischen Regierung des Domcapitels wurde die Lage des Landes nicht verbessert. Nach den Befehlen des englischen Hofes mußte Herzog Ferdinand in allen erledigten Hochstiftern, die er mit seinem Heer besetzt hielt, eine neue

neue Wahl gewaltsam verhindern. Erst nach dem Frieden wurde Maximilian Friedrich, durch die Einwirkung von Holland und England, in Eöln und Münster gewählt. Bald nachher übertrug dieser die Regierung des letztern Landes dem zu seinem Minister ernannten Domherrn von Fürstenberg, und gab ihm damit einen seinem thätigen und wohlwollenden Geist ganz angemessenen Wirkungskreis. Das Grundvermögen des Landes war erschöpft und dieses mit schweren Schulden beladen. Außerdem hatte noch jede einzelne Gemeinde, jedes geistliche Stift, fast jede adliche Familie ihre besondern Schulden. Erst nach beendigtem Kriege, da der durch ihn beförderte schnelle Umlauf des Geldes und der Gewinn Einzelner aufhörte, fühlte man die Stockung aller Gewerbe, denen Menschen und Capitalien fehlten. In solcher Lage übernahm Fürstenberg die Verwaltung. Sein erstes Geschäft war, die Wunden des Krieges zu heilen, und bald fing er an, neue Kräfte zu wecken, durch deren Thätigkeit ein verjüngtes Leben in dem niedergebeugten Staat entstand. Er errichtete einen Fonds zur Tilgung der Staatsschulden und unterstützte die einzelnen Corporationen bey Abtragung der ihrigen; so stellte er den Credit wieder her. Er gab dem Ackerbau und den Gewerben alle nur mögliche Ermun-

terung; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht; die für das Land so wichtige Produktion von Leinwand, und der Handel mit demselben wurden neu belebt, Städte und plattes Land erholten sich. Die Festungswerke der Hauptstadt wurden abgetragen; Regierung und Einwohner wetteiferten, sie zu verschönern. Volksmenge und Wohlstand nahmen sichtbar zu, die Menge des umlaufenden Geldes mehrte sich, und das gegenseitige Zutrauen wurde bald so groß, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war, als in diesem. Die Justiz wurde unpartheisch und schnell verwaltet; durch gute Poltzen wurde das Leben der Menschen wirklich gesichert und verschönert, nicht unter ihrem Namen die Ruhe desselben durch entehrendes Mißtrauen gestört. Die Münstersche Medicials Ordnung, unter Fürstenbergs Leitung von dem berühmten Arzt Hoffmann ⁸⁾ entworfen, war nach originellen Ideen abgefaßt, und die erste und vorzüg-

8) Ein Mann von originellem Geist, zu Rheda in Westphalen 1721 geboren. Er lebte mehrere Jahre zu Münster in enger Verbindung mit Fürstenberg als praktischer Arzt von ausgezeichnetem Ruf. Später ging er nach Mainz als kurfürstlicher Geheimerrath und Leibarzt. Er starb 1806 zu Elfeld oder Etvyl am Rhein, wohin er, bey veränderten Umständen in Mainz, sich im Alter zurückgezogen hatte.

zöglichste ihrer Art in Deutschland. Dies Alles bewirkte Fürstenberg binnen wenigen Jahren ohne Geräusch und Aufsehen. Wie der Kranke durch allmähliche Belebung und den Gebrauch seiner geschwächten Kräfte zur natürlichen Gesundheit zurückkehrt; so genas dieses Land. Kein gewaltsames Mittel wandte Fürstenberg an. Er ehrte die uralte Verfassung, und seine Thätigkeit hielt sich immer in den von ihr bestimmten Schranken. Er verletzte nicht die angeerbten Rechte und Vorzüge des Adels, aber er ermunterte ihn, durch edle Gesinnungen und patriotischen Sinn diese Vorzüge in den Augen der Mitbürger beliebt zu machen. Nicht durch Beraubung der höhern Stände begünstigte er den Bürger- und Bauernstand, sondern er erhob diese zum Gefühl der eigenthümlichen Ehre und Würde jeden Standes, und zu edlem Wettstreit mit den höhern für die Sache des gemeinen Wohls. Er unterdrückte und beraubte nicht die Geistlichkeit, sondern ermunterte sie, durch höhere Geistesbildung sich die Achtung des Volks zu erwerben. Unter allen katholischen Staaten Deutschlands gab Fürstenberg im Hochstift Münster das erste Beispiel verbesserter Schulen. Er ging auch hierin seinen eigenen stillen Weg. Der Volksunterricht wurde von Aberglauben gereinigt, aber die Religion wurde

wurde gelehrt, um Stütze der Sittlichkeit zu seyn, und den Menschen Trost in den Kummernissen dieses Lebens, frohe Hoffnungen über dasselbe hinaus zu geben. Die Begriffe der Jugend wurden erweitert und geläutert; sie erhielt Kenntnisse, die auf den künftigen Beruf angewandt werden konnten. Aber in den Land- und Bürgerschulen wurde über den Kreis dieses Berufs nicht hinausgegangen; in den höhern Schulen wurden tüchtige Staatsdiener gebildet und dem vorzüglichen Genie Gelegenheit der Entwicklung gegeben. Die alte Litteratur weckte den Sinn der Jugend für das Große und Schöne; mathematische Studien gewöhnten sie zu richtigem Denken ⁹⁾. Die Lehrer berief Fürstenberg nicht aus fremden Ländern; er bildete sie aus seinen eigenen Landbluten. Fand er einen vorzüglich fähigen Jüngling, so ermunterte er ihn zu Ausbildung seiner Kräfte, gab ihm oft selbst Anleitung und

9) S. eine Verordnung Fürstenbergs über die Studien der Ordensgeistlichen in Schölers Briefwechsel Heft 37. S. 19. In derselben empfiehlt er den jungen Geistlichen auch besonders das Studium der Mathematik als den kürzesten, leichtesten und sichersten Weg zu einem feinen Gefühl des Wahren, und zu richtigem Denken zu gelangen.

und ersten Unterricht ¹⁰⁾, und versah ihn mit den Mitteln, hohe Schulen des Auslands zu besuchen. So wurde er der Lehrer der Lehrer seiner Landsleute, und eben so führte er selbst fähige Jünglinge durch Rath und Beispiel zur Geschäftsverwaltung an, und senkte tief in ihre Herzen Gefühle der Rechtlichkeit, der Ehre und edler Gesinnungen. So wurzelte die Bildung, die aus den Eingebornen hervorging, desto tiefer; sie schritt gleichförmig in den verschiedenen Classen der Gesellschaft fort, nichts Fremdes und Aufgedrungenes war in ihr. Nicht zufrieden, den Wohlstand des Vaterlands neu geschaffen zu haben, wollte Fürstenberg ihn auch für die Zukunft sichern, deshalb dessen Vertheidigung nicht allein von der Verbindung mit Mächtigen abhängig machen, sondern seine Bewohner in Stand setzen, sich selbst zu vertheidigen. Er unterhielt in der Volksmenge des Landes angemessenes, wohlgeübtes Militair, und ließ den Officiers guten Unterricht in

X 3

allen

10) Der durch seine Schriften berühmte Mathematiker **Bumkley** hat mir selbst erzählt, wie Fürstenberg nicht nur ihn zum Studium der Mathematik ermuntert, sondern selbst ihm den ersten Unterricht ertheilt habe. Fürstenberg hatte die in dem jungen Manne schlummernden Talente so richtig erkannt, daß dieser in spätern Zeiten wiederum sein Lehrer in den höhern mathematischen Wissenschaften wurde.

allen ihnen nützlichen Wissenschaften ertheilen. Er ging noch weiter. Er ließ die Jugend des Landvolks in den Waffen üben, und brachte ihnen Lust zu diesen Uebungen und zu Allem bey, was den Körper stark und vorzüglich brauchbar machen kann. Die Sonn- und Festtage waren diesen Uebungen gewidmet. Fürstenbergs Handlungsweise hierin ist nicht nur von eifersüchtigem Neide, der im Gefolge jedes ausgezeichneten Mannes sich findet, bitter getadelt, sondern auch von manchem Verständigen sehr missverstanden. Fürstenberg hatte zu tiefe Einsicht, als daß er den Gedanken hätte fassen sollen, das kleine Münsterland je in den Stand setzen zu können, mit eigenen Kräften sich gegen den Anfall eines Mächtigers zu vertheidigen; noch weniger war er des sonderbaren Einfalls fähig, diesem Ländchen eine politische Wichtigkeit geben zu wollen, oder gar Eroberungsabsichten gegen seine Nachbarn zu haben. Dennoch ist man wirklich so weit gegangen, dem weisen Manne diese Thorheit beizumessen. Aber nur, wer Fürstenberg ganz verkannte, vermochte einem Argwohne dieser Art Raum zu geben. Jedoch Anlaß zu demselben mochte allerdings seine Neigung zu den Künsten des Krieges wohl geben. Fürstenberg, der die mathematischen Wissenschaften vorzüglich liebte, jedes in seiner Art Große und

Aus

Ausgezeichnete mit Achtung und Neigung umfaßte, hatte auch die Wissenschaft des Krieges studirt. Große Talente, Muth und Aufopferung, die in Kriegsunternehmungen sich zeigen, in alter und neuer Zeit, hatten seine Aufmerksamkeit immer vorzüglich angezogen und sich seinem Gedächtniß tief eingeprägt; er redete mit Feuer von ihnen und wußte sie, nach allen Umständen, auf das Lebendigste darzustellen. Während des siebenjährigen Krieges, wie die Geschäfte des Landes oft seinen Aufenthalt in den Hauptquartieren der streitenden Heere veranlaßten, hatte er geflissentlich den Umgang mit Militärs gesucht, die über ihr Fach gedacht, oder wichtige Erfahrungen gemacht hatten. So hatte er den Herzog Ferdinand und den Erbprinzen (nachher regierenden Herzog) von Braunschweig, den Marschall Broglio und mehrere Feldherren genau kennen lernen. Vorzüglich aber hatten der englische General Lloyd, nachher berühmter Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges ¹¹⁾,

11) Das Hauptwerk über diesen denkwürdigen Krieg ist von Lloyd angefangen, vom preussischen General Tempelhof aber übersezt, berichtigt und fortgesetzt worden. Lloyd hatte die ersten Campagnen bey dem österreichischen Heere unter General Lacy, die letztern aber, zum Dienst seines Vaterlandes abgerufen, bey dem englischen

und der eble Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe¹²⁾ auf ihn gewirkt. Oft und gern redete er von diesen Männern mit sichtbarer Freude, in der Erinnerung an die geistvolle Unterhaltung, die er mit ihnen gehabt. Graf Wilhelm und er, die sich einander als verwandte Geister ehrten und liebten, hatten durch Wechsel ihrer Ideen sich in der edelsten Ansicht von Kriegswesen und Politik befestiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dadurch vor den Gräueln der sie so oft verwüstenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung schützen

schen Corps unter Herzog Ferdinand gemacht. Hier entstand eine genaue Bekanntschaft zwischen ihm und Fürstenberg, die auch nach dem Kriege fortbauerte, wie Lloyd zu Hup im Lüttichschen privatisirte, und sein Werk schrieb.

- 12) Dieser Mann, von originellem Geist und edler Gesinnung, war geboren 1724 und ist gestorben 1777. Aus Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache Friedrichs nahm er Theil an dem siebenjährigen Kriege mit seinem kleinen Corps, das sich rühmlich auszeichnete, ging dann, durch den englischen Hof veranlaßt, nach Portugal, wurde Wiederhersteller des portugiesischen Militärs, erhielt die Würde eines Feldmarschalls und Herzogs. Noch hat dieser wirklich sehr ausgezeichnete Mann einen Plutarch nicht gefunden; doch verdienen gelesen zu werden: Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe von Schmalz. Hannover 1783.

schützen könnten, wenn sie durch militairische Bildung und Bewaffnung ihres Volks sich in Stand setzten, einen plötzlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigen, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moralische Kraft der Menschen, welche, wie die Geschichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten, ihm Muth und Stärke giebt und die Achtung derer erwirbt, welche Beistand gewähren können; dagegen, wer gar nicht versucht sich selbst zu vertheidigen, ohnfehlbar unterdrückt wird. Immer erzählte Fürstenberg mit besonderm Wohlgefallen die Beispiele alter und neuer Zeit, welche diesen Satz bewähren. Hierzu kam die Betrachtung, daß körperliche Uebungen der Gesundheit und Geistesstärke förderlich sind und beitragen, ein Volk heiter, frey und besser zu machen. Solche Betrachtungen waren es, die Fürstenberg bewogen, sich mit der Bildung und Bewaffnung des stehenden Militairs gern zu beschäftigen und die kriegerischen Uebungen der Unterthanen auf alle Weise zu begünstigen. Aber, kein unverhältnißmäßiger Gelbaufwand, kein Druck des Landes wurde von ihm als Mittel zur Erreichung dieses

Zwecks gebraucht. Je reiner seine Absichten waren, je offener äußerte er sich, bey jedem Anlaß, über dieselben. Erhaben über jede selbstsüchtige Neigung ahndete er auch bey Andern nicht leicht schlechte Beweggründe, und wurde nur dann getäuscht, wenn ihm Mittel entgegengesetzt waren, die er, als unwürdig, sich selbst nicht erlaubt hätte, deshalb auch von Andern nicht erwartete. Doch begegnete ihm dieses nicht oft, denn er, der in mannichfach verwickelten Verhältnissen von früher Jugend an gelebt hatte, sah gewöhnlich fremde Absichten wohl durch; er pflegte jedoch zu sagen, es habe ihn nie gereuet, immer selbst ganz wahr gehandelt zu haben. Er war umfassender Plane, einer nie sich verläugnenden Consequenz, großer Beharrlichkeit in der Ausführung fähig; er kannte keine andere Erholung von mühevoller Anstrengung, als Beschäftigung mit den Wissenschaften, deren keine ihm unbekannt geblieben und in deren vielen er Kenner war. Sein größtes Vergnügen war der Ideenwechsel mit geistvollen Männern, aber mit Jedem, auf welche Stufe der Bildung er stehen mochte, wußte er die Unterhaltung interessant zu machen, da er jeden veranlaßte, das Gute, was er in sich hatte, mitzutheilen. Freundschaft war seinem Herzen Bedürfniß. So lebte er in der Zeit,
von

von welcher die Rede ist, in enger Verbindung mit der Gattin des russischen Gesandten im Haag, der Fürstin Gallizin ¹³⁾, die in Münster ihren Aufenthalt genommen hatte, um, zurückgezogen von den Zerstreuungen des Hofes, dessen Zierde sie war, ganz den Wissenschaften und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. In dem Kreise gebildeter und gelehrter Männer, welchen diese edle Frau um sich sammelte, zeigte sich Fürstenberg in dem überfließenden Reichthum seines Geistes, in der ganzen Lebenswürdigkeit und der hohen Einfalt seines Charakters. Im gewöhnlichen Leben war er mancher Sonderbarkeiten und zuweilen einer Vergessenheit des Herkömmlichen und einer Zerstreutheit fähig, die den Weltmann lächeln machen konnte; aber neben dem hellsten Verstande wohnte in seinem Herzen eine wahrhaft kindliche Reinheit und Unschuld, die keine Welterfahrung hatte wandeln können.

Dies war der Mann, der nicht aus Ehrgeiz, sondern weil er es für Pflicht hielt, beschloß, sich der Wahl eines österreichischen Prinzen zu widersetzen, und für den Fall, daß ein Coadjutor gewählt werden sollte,

13) Einer Tochter des preussischen General-Lieutenants Grafen von Schmettau.

folle, sich selbst um diese Würde zu bewerben; er war aber fest entschlossen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, durchaus keine Mittel zu gebrauchen, als die der Verfassung des deutschen Reichs und dem canonischen Rechte gemäß wären. Nie ist er von der strengsten Befolgung dieses Vorsatzes abgewichen.

Fürstenberg genoß einer Verehrung und eines Vertrauens, wie sie dem Manne von Talent und Verdienst nicht immer im eigenen Lande bewilligt werden. Ein sehr großer Theil der Unterthanen, auch sehr viele Mitglieder der Ritterschaft und des Domcapitels wünschten lebhaft, daß kein Anderer, als er, zum künftigen Regenten erwählt würde. Theils war persönliche Achtung und Freundschaft hievon der Beweggrund, theils aber, und bey Allen, war es die lebendige Ueberzeugung, daß für des Landes Wohl nicht besser gesorgt werden könne, als wenn es dem Manne übertragen werde, der während siebenzehn Jahren, in denen er das Ministerium verwaltete, schon so viel für dasselbe gethan hatte ¹⁴⁾. Man besorgte,

14) Jedermann mußte, das alles, was geschah, ganz allein Fürstenbergs Werk war. Churfürst Maximilian Friedrich nahm so wenig Antheil an den Geschäften, daß im Erbstift Eölln nach ganz andern Grundsätzen wie im Hoch-

te, daß bey einem fremden Fürsten, dem Abkömmling eines großen Hauses, die angefangenen thätigen Entwürfe nicht vollendet, das Land in Händel einer großen Monarchie verwickelt und Interesse derselben aufgeopfert werden möchte.

Misbilligung der Wahl eines österreichischen Kuzen von dem nahen Preußen und Holland werde, man fürchtete, dem Lande mehr schaden, als das es Oesterreich, wenn man sich ihm anschloße, zu thun könne. Doch hatten nicht alle diese Ansichten. Einige misgönneten Fürstenberg die Erhebung zum Kurfürstenthum, und da sie selbst auf denselben zu gelangen nicht hoffen durften, wollten sie lieber einen Fremden auf demselben sehen, der durch den Glanz seiner Abstammung denjenigen verdunkelte, den Geist und Tugend einem Manne aus ihrer Mitte gegeben hatte. Andere fürchteten die strenge Gerechtigkeit des Fürstenbergs; sie wußten, daß unter ihm keine Begünstigung, als die des Verdienstes seyn werde.

Hochstift Münster verfahren wurde. Denn in jenem war die Regierung eben so unumschränkt Beliebig, wie in diesem Fürstenberg, übertragen; oft wurden daher in beiden Ländern einander widersprechende Maßregeln genommen, z. B. im Erzstift Köln war ein Lotto und wurde sehr begünstigt; in Münster war alles Lotto, und namentlich das Kölnische, streng verboten.

ihrem Schooße verbirgt, sondern nach dem, welcher nach Wahrscheinlichkeit erwartet werden kann, müssen die Entschlüsse und Handlungen der Menschen beurtheilt werden, und nur, wer sich in die Umstände vergangener Zeit ganz versetzen und das, was unerwartet später erfolgt ist, zu vergessen vermag, kann das, was Menschen angestrebt und gethan haben, richtig würdigen!

Fest schloß sich ein Theil des Domcapitels an Fürstenberg an in der Absicht, der Wahl des Erzherrzogs sich entgegen zu setzen. Wenn irgend möglich, wollte diese Parthey eine Coadjutorie ganz verhindern, falls aber der Churfürst dieselbe beharrlich verlangte, Niemand anders als Fürstenberg wählen. Dieser selbst erklärte, daß er mit gleichem Eifer für die Erhebung jedes andern seiner Mitbürger arbeiten werde. Wirklich forderte er selbst einige der angesehensten Mitglieder des Domcapitels zur Bewerbung auf, und versprach ihnen die kräftigste Unterstützung. Doch keiner wagte aufzutreten, denn keiner hatte Hoffnung, so viele Stimmen für sich zu vereinen, als für Fürstenberg sich bereits erklärt hatten.

Während der österreichische Gesandte Graf Metternich in Wien beschäftigt war, war es dessen Legations-Sekretair Kornrumpf, einem geschickten und ges

erwandten Geschäftsmanne, aufgetragen, in Münster alle Bewegungen zu beobachten, und die Gemüther im Domcapitel für die österreichische Absicht zu gewinnen. Er arbeitete mit Erfolg. Manche wurden durch angebotne Vortheile gewonnen, andere bestimmte die Eifersucht gegen Fürstenberg und die vorgefaßte Meinung, daß sein Character und seine politischen Gesinnungen für das gemeine Beste üble Folgen haben würden. Diese versprachen von einem Erzherzoge dem Lande Schutz gegen die Abhängigkeit von Preußen, die man schon jetzt, sagten sie, erfahre und unter jedem mindermächtigen Fürsten immer mehr erfahren, die endlich, unter einem Regenten von Fürstenbergs Neigungen, sich in völlige Sklaverei verwandeln werde. Nach ihrer Behauptung war es ungleich rathsamer, durch die Wahl eines Fürsten aus einem großen Hause sich einer mächtigen Monarchie anzuschließen, die kein Interesse habe, ein kleines entferntes Land über seine Kräfte anzustrengen, vielmehr, wenn sie desselben Mitwirkung zu ihren Entwürfen im Fall des Krieges verlange, auch ihm Schutz gewähren werde. Das Ansehen einer solchen Monarchie, glaubten sie, würde in der Zeit des Friedens hinreichen, um gegen unwürdige Neckereien zu sichern, welche das Münsterland jetzt von jedem benachbarten preussischen General dulden müsse.

Gerade, weil Preußen dieses wohl einsehe, widerspreche es so eifrig der Wahl eines österreichischen Prinzen, und Wölfferdors sey ein so thätiges Werkzeug dieses Widerspruchs, weil er fühle, daß ihm unter einem solchen Regenten nicht mehr gestattet seyn werde, was er jetzt ungeahndet wage. Diese Ansicht war es vorzüglich, welche mehrere würdige Mitglieder des Domcapitels bewog, sich für die österreichische Parthey zu erklären. Zu ihnen gehörte besonders der Freiherr von Spiegel, ein Mann von hellem Geist, und der Freiherr Moriz von Brabeck ¹⁶⁾, welcher selbst nach Wien reiste, seine eigene und mehrerer Capitularen Stimmen antrug, und die gewisse Durchsetzung der Wahl des Erzherzogs versprach, wenn die Kaiserin-Königin standhaft bey ihrem Plane beharre, ohne sich durch die Widersetzung der Gegenparthey und durch Preußens und Hollands Einreden irren zu lassen.

Zu Köln wurde die Sache zuerst entschieden. Prinz Joseph von Hohenlohe wurde, nachdem er
dem

16) Er hat nachher den geistlichen Stand verlassen und sich durch Vertheidigung der Rechte der Unterthanen in seinem Vaterlande, dem Hochstift Hildesheim, Ruhm erworben. Als dieses Land unter preussische Herrschaft kam, wurde er 1802 in den Grafenstand erhoben; er ist gestorben im Januar 1814.

dem Churfürst seine Absicht zu erkennen gegeben, was anlaget, nach Wien zu gehen, um sich die Genehmigung und Fürsprache des kaiserlichen Hofes zu verschaffen. Hier ersuchte derselbe ferner, daß Maria Theresia selbst für ihren Sohn die Coadjutorie suche, daß dies jedoch mit Zustimmung des Churfürsten geschehe, und Melternich sich um die Stimmen bemühe. Als die Kaiserin selbst ihm dieses sagte und versicherte, daß sie der Aechtheit im Eßner Domcapitel bereits gewiß sey, und auch ihn um seinen Beitrag zu derselben ersuchte, konnte Prinz Joseph ihn nicht abschlagen, doch als ihre Geschäftsmänner ihm nachher antrugen, er möge selbst sich bemühen, die Sache des Erzherzogs bey dem Domcapitel völlig durchzusetzen, lehnte er dieses, als seiner unwürdig, ab. Er erklärte, daß er seine eigene Absicht nunmehr aufgeben und, wenn es wirklich zur Wahl eines Coadjutors kommen sollte, für den Erzherzog stimmen, aber bis dahin, daß dieses entschieden sey, Alles thun werde, um die Coadjutor: Wahl überhaupt zu hindern, welche er unnöthig und dem Erzstift nachtheilig halte. Mit diesen Vorsätzen kam Prinz Joseph nach Eßln zurück und beharrte standhaft bey deren Ausführung. Graf Metternich trug ihm das Erzbisthum Prag oder ein anderes ihm annehmlicheres österreichisches Bisthum an. Er verbat es mit der Aeußerung, daß er vom

Kaiserlichen Hofe keine Gnadenbezeugungen verdient habe, noch annehmen könne. Nachdem der König von Preußen ein eignes nachdrückliches Abmahnungsschreiben an den Churfürst Maximilian Friedrich erlassen und dessen Gesandter von Emminghaus im versammelten Domcapitel alle Gründe nachdrücklich vorgehalten hatte, welche die Wahl eines österreichischen Prinzen widerrathen müßten, bemühte Prinz Joseph sich eifrigst, vereint mit einigen wenigen Capitularen, unter denen Graf Joseph Truchses sich vorzüglich auszeichnete, den Churfürsten zu bewegen, sein Verlangen eines Coadjutors zurückzunehmen; aber dahin ließ Belderbusch es nicht kommen. Sein Einfluß im Domcapitel war überwiegend, und bewirkte den Schluß der Mehrheit, daß am zweiten August die vorgängige Frage, ob ein Coadjutor zu wählen sey? in Ueberlegung genommen werden solle. Im Geheim war auch bereits deren bejahende Entscheidung, und die bald darauf folgende wirkliche Wahl des Erzherzogs fest bestimmt.

14ten Juni 1780 Dieses Erfolgs versichert begab Graf Metternich sich nun nach Münster, und bewarb sich förmlich bey allen einzelnen Domcapitularen, den anwesenden mündlich, den abwesenden schriftlich, im Namen seiner Monarchin, um die Stimmen für den
Erz

Erzherzog Maximilian, der auch selbst jedem Einzelnen deshalb in verbindlichen Ausdrücken schrieb. Der Gesandte versicherte, wie diese Bewerbung mit Genehmigung des Churfürsten geschehe. Wirklich erließ dieser auch ein Schreiben an das Domcapitel, worin er die Wahl eines Coadjutors, dessen er bey herannahendem Alter bedürfe, verlangte und den Erzherzog empfahl, dessen Verbindung und Eigenschaften dem Lande Schutz und Nutzen versprächen. Im Eöllnischen Domcapitel war beschloffen worden, der Verfassung gemäß, zuvörderst zu Entscheidung der vorgängigen Frage: ob ein Coadjutor zu wählen sey? eine Generalversammlung festzusetzen. Zu Münster ging man rascher. Die Mehrheit der anwesenden Capitularen hielt sich bei dieser Vorfrage gar nicht auf, nahm sie als bereits entschieden an und setzte fest, daß am 16ten August die Wahl vorgenommen und der Kaiser ersucht werden sollte, einen Commissarius zu derselben abzuordnen. Fürstenberg und seine Freunde stellten mit Nachdruck vor, daß die Wahl eines Coadjutors die wichtigste Angelegenheit der Kirche und des Staats sey, welche nicht von den zufällig gerade jetzt in der Hauptstadt anwesenden Capitularen, sondern nur in einem Generalcapitul entschieden werden könne, zu welchem alle Abwesende förmlich, mit Anzeige der Ursache, eine geraume Zeit

zuvor eingeladen werden mußten. In solchem Generalcapitul, behaupteten sie ferner, könne nicht sofort die Wahl selbst vorgenommen werden, sondern vor Allem sey nöthig, die höchstwichtige Vorfrage in reife Ueberlegung zu nehmen: ob die Wahl eines Coadjutors überall gerade jetzt rathsam und nothwendig sey? denn das kanonische Recht erlaube eine solche Wahl ausdrücklich nur im Fall dringender Nothwendigkeit, und ganz auffallenden Nutzens ¹⁷⁾. Dieser Fall, fuhr die Parthey ferner fort, sey offenbar jetzt nicht vorhanden; der Churfürst genieße einer guten Gesundheit und bedürfe noch keines Gehülfs; es sey also rathsam, denselben zu ersuchen, die Regierung ferner allein zu führen und zu bezeugen, wie das
 Dom-

17) Urgens necessitas aut evidens utilitas wird, nach dem Concilio Tridentino, ausdrücklich erfordert, um einen Coadjutor erwählen zu können. Nach den Grundsätzen des römischen Hofes war es eigentlich der Pabst, welcher dem Bischof auf seine Bitte einen Coadjutor gab, und die Wahl desselben durch das Domcapitel wurde nur als Vorschlag betrachtet, der erst durch die Bestätigung des Pabstes Gültigkeit erhielt. Durch Zulassung eines Coadjutors beraubte also ein Domcapitel sich theils der interimistischen Regierung, welche bey erledigtem Sitze ihm zustand, theils einer völlig freien Wahl, die ihm im letztern Falle unstreitig gebührte.

Domcapitel und übrige Landstände sehr bereit seyen, die Last der Regierung auf jede ihm selbst gefällige Art zu erleichtern. Noch stellte Fürstenberg und seine Parthey vor: die namentliche Empfehlung einer bestimmten Person sey etwas ganz Ungewöhnliches und dem freien Wahlrecht zuwider; die Rechte und Verfassung wollten alle und jede Andringung entfernt wissen, und in allen vorhergehenden Fällen hätten die Bischöfe sich immer begnügt, ihren Wunsch eines Coadjutors im Allgemeinen vorzulegen, oft ausdrücklich erklärt, daß Jeder, den das Capitel wähle, ihnen gleich angenehm seyn würde; ja man habe Fälle, daß die versuchte Empfehlung einer bestimmten Person, auf geschene Vorstellung, wieder zurückgenommen sey; jetzt aber müsse man, wenn man die churfürstliche Empfehlung mit dem Antrage des kaiserlichen Gesandten in Verbindung setze, sogar annehmen, der Churfürst verlange nur dann einen Coadjutor, wenn er sich gewiß versichert halten könne, daß kein anderer als der Erzherzog gewählt werden würde. Ein so bestimmter und andringender Vorschlag eines erhabenen Prinzen beschränke das freie Wahlrecht um so mehr, da viele Glieder des Domcapitels fürchten dürften, durch Verweigerung ihrer Stimmen, sowohl ihrem Bischofe zu misfallen, als auch sich die Ungnade des hohen Erzhauses zuzuziehen. Mancher, der

wohl selbst sich beworben hätte, würde es nicht wagen, neben einem solchen Competenten aufzutreten, auch kämen noch wichtige Gründe, welche die politische Lage des Hochstifts und seine Verhältnisse mit benachbarten Staaten darböten, hinzu, die es äußerst bedenklich machten, gerade einen österreichischen Prinzen zum Bischof, und Regenten zu wählen. Alle diese Betrachtungen, schloß die Parthey, machten es sehr rathsam, den Churfürst dringend zu ersuchen, wenn er von dem Begehren eines Coadjutors nicht ganz abstehe wolle, doch die bestimmte Empfehlung einer Person zurückzunehmen, und dem Domcapitel eine ganz freie Wahl, seinem Rechte gemäß, zu erlauben.

So einleuchtend wichtig diese Gründe auch waren, machten sie doch auf die Mehrheit der anwesenden Glieder gar keinen Eindruck. Unter eingesetzter Protestation der mindern Zahl wurde der Wahltag festgesetzt, das Schreiben an den Kaiser entworfen und abgesandt. Die österreichische Parthey des Domcapitels war durch ihre Begierde zu siegen, und dem kaiserlichen Hofe sich gefällig zu bezeigen, zu Unregelmäßigkeiten fortgerissen, deren sie nicht bedurfte, um unter den Umständen, die vorhanden waren, ihres Sieges gewiß zu seyn. Offenbar
waren

waren die zufällig in Münster anwesenden Domherren nicht berechtigt, ihre abwesenden Mitbrüder ihres Rechts zu berauben, über die höchst wichtige Frage: ob ein Coadjutor gewählt werden solle, oder nicht? auch gehört zu werden und ihre Stimmen abzugeben. Eben so war die namentliche Empfehlung der Person sehr verfassungswidrig und sehr unnöthig. Eine geheime Empfehlung bey den Einzelnen, und deren Bearbeitung durch den österreichischen Gesandten hätte ganz dieselbe Wirkung hervorgebracht und keinem Vorwurf ausgesetzt. Man versicherte auch bald nachher, es sey dieses in Wien gefühlt und Graf Metternich getadelt worden, daß er diese Nullitäten angerathen, oder doch zugelassen habe. Fürstenberg und seine Freunde wollten dieselben benutzen, um die Wahl des Erzherzogs zu verhindern. Sie beschloßen zu diesem Zweck folgende rechtliche in der Verfassung begründete Mittel zu gebrauchen. Dem Churfürsten wollte man das verfassungswidrige Verfahren der Mehrheit in einem eindringlichen Schreiben bemerken, ihn bitten, dasselbe zu vernichten, wo möglich sein Begehren eines Coadjutors, wenigstens aber doch die Empfehlung des Erzherzogs zurückzunehmen. Aus gleichen Gründen wollte die Minorität das Reichsoberhaupt ersuchen, die auf verfassungswidrige und kanonisch nichtige Art angesetzte

feste Wahl nicht zu genehmigen, und einen Commissarius, ohne dessen Vorfiß sie nicht geschehen konnte, zu derselben nicht abzuordnen. Auch das ganze Reich, und besonders jeder Churfürst (also auch der König von Preußen), sollten von der Sache unterrichtet, und gebeten werden, dieses gerechte Gesuch bey dem Kaiser zu unterstützen. Zugleich wollte man dem Oberhaupte der römischen Kirche das unregelmäßige Beginnen einiger Capitularen anzeigen und bitten, nicht nur, wenn zu wirklicher Wahl geschritten werden sollte, deren Bestätigung, die zu der Gültigkeit durchaus nöthig war, zu versagen, sondern auch dem Erzherzoge das breve eligibilitatis nicht zu ertheilen, dessen dieser Prinz, der schon Hoch- und Deutschmeister war, unumgänglich bedurfte, um noch eine zweite und dritte geistliche Würde annehmen zu können. Die kanonischen Rechte erlauben die Häufung geistlicher Würden in derselben Person nur in höchst dringenden Fällen. Das Gesuch war also sehr gegründet, seine Gewährung schien den Grundsätzen und dem Interesse des römischen Hofes gemäß, der deutsche Bisthümer ungern in den Händen des Hauses Oesterreich sehen mußte. Auch rechnete man darauf, daß Preußen und, durch dessen Verwendung, auch Frankreich und andere katholische Höfe sich der Sache in Rom annehmen wür-

würden. Noch wollte die Minorität sämtliche Domcapitel in Deutschland auffodern, gemeine Sache zu machen und nicht ein Beispiel zuzulassen, daß der Wahlfreiheit aller gefährlich sey.

Alle diese beschlossenen Schritte waren höchst rechtlich und konnten, wenn auf Erhaltung der Verfassung gesehen werden sollte, ihres Eindruckes nicht verfehlen. Aber Fürstenberg war überzeugt, daß er, bey der Uebermacht des Wiener Hofes, keinen Erfolg von denselben hoffen dürfe; er sah ein, daß er bey dem Mislingen seine Freunde und deren Familien dem Unwillen dieses Hofes und dessen manichfach üblen Folgen aussetzen werde, wenn er nicht eines mächtigen Beistandes zuvor gewiß versichert wäre. Niemand konnte diesen Beistand leisten, als Friedrich. Fürstenberg machte also seine Entwürfe den Preussischen Abgeordneten bekannt, erklärte aber zugleich, daß er die Ausführung nicht eher unternehmen werde, bis er die bestimmte Versicherung des Königs habe, daß derselbe die zu thunenden Schritte billige, dieselben kräftigst unterstützen und, wenn es nöthig, alle, auch die äußersten Mittel anwenden wolle, die Wahl des österreichischen Prinzen zu hindern. Man hat Fürstenberg beschuldigt, daß er, von Ehrgeiz getrieben, um seine eigene Wahl zu

zu befördern, einen neuen Krieg in Deutschland habe anzufachen wollen. Sicher war dieses nicht die Absicht des edlen Mannes; aber er hielt dafür, Preussens Interesse erfordere durchaus, das Gelingen der österreichischen Absicht nicht zuzugeben und nach der Widersehung, die es bereits bewiesen, sey es seiner Würde gemäß, eine Sprache zu führen, die glauben mache, es werde der Vergrößerung des Nebenbuhlers hier mit eben dem Nachdruck entgegen arbeiten, der in der bayerischen Sache bewährt war. Fürstenberg glaubte zugleich, daß Preußen um so unbedenklicher sich im äußersten Falle zum Kriege entschlossen zeigen könne, da man gewiß wisse, Maria Theresia werde es nie dazu kommen lassen, und, wenn sie den Ernst sähe, lieber dem Entwurf der Mutterliebe entsagen.

Wie die bestimmteren Nachrichten von den Fortschritten, die der Wiener Hof bereits gemacht hatte, nach Berlin kamen und den bisher gehalten Hofnungen, es werde nicht schwer seyn, mit Hülfe Hollands die Ausföhrung zu vereiteln, widersprachen, war der König auf einer seiner gewöhnlichen Militair-Reisen von seiner Hauptstadt entfernt. Obgleich der Antheil, den er an den Staatsgeschäften nahm, während solcher Reisen nie unterbrochen ward, vielmehr er durch die Berichte seiner Minister immer
von

von Allem, was vorging, unterrichtet blieb; so war doch einiger Aufenthalt in dem Gange der Geschäfte unvermeidlich. Ein solcher trat auch bey demjenigen, von welchem hier die Rede ist, ein, und zwar gerade in dem Augenblick, wo eine schnell gefaßte feste Entscheidung am nöthigsten gewesen wäre. Ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Kabinet's - Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Die von uns bereits ange deutete Verschiedenheit der Charaktere der beiden Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, machte, daß sie auch über das, was in dieser Angelegenheit zu thun sey, nicht gleich dachten. Finkenstein wollte zwar den Entwürfen des Wiener Hofes wirksam entgegen gearbeitet wissen, aber er wollte es auf eine Art, die keinen offenbaren Bruch mit diesem Hofe zur Folge haben könnte. Nur durch in Geheim gemachte Vorstellungen sollte der Wahl des Erzherzogs entgegen gearbeitet werden; er rechnete vorzüglich darauf, daß die Republik Holland ein sehr naheß Interesse bey der Sache habe, und daß sie auch jetzt eben die Mittel anwenden werde, die ihr in frühern Zeiten bey den Wahlen in den ihr benachbarten Hochstiftern, und vorzüglich zu Münster, immer einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten. Wäre es indeß gar nicht möglich, die Stimmen - Mehrheit zu erhalten, so
war

war Finkenstein sehr geneigt, die Minorität des Münsterschen Domcapitels, wenn sie ihre Beschwerden an den Reichstag brächte, durch beistimmende Erklärungen kräftig zu unterstützen, auch andere Reichsstände aufzufodern, ein Gleiches zu thun. Der so langsame Gang reichstägiger Berathschlungen, kostete dieser Minister, werde die Sache vorerst aufhalten, und zuletzt der Wiener Hof, um nicht sein Ansehen im Reiche zu verlieren, einen Entwurf ganz aufgeben, gegen den er eine allgemein widrige Stimmung bemerken würde. Herzberg war für kräftigere Maaßregeln. Wenn, glaubte er, ein angesehener Theil des Münsterschen Domcapitels das illegale Benehmen des Churfürsten und der Mehrheit mit guten Gründen nachwiese, sich dagegen an das gesammte Reich wendete, und besonders auch den Beistand des Königs, als Churfürsten und Mitdirektors des westphälischen Kreises, nachsuchte; so sey dieser vollkommen befugt und durch seine Ehre, und das Interesse seines Staats sogar verpflichtet, solchen wohlgesinnten Patrioten kräftigen Schutz zuzusichern, und sowohl dem Domcapitel als dem Churfürsten öffentlich zu erklären, daß er eine Wahl nicht zugeben könne, die auf eine verfassungswidrige Art begonnen würde, dem Wohl des Hochstifts nachtheilig, und auch dessen Nachbarn nicht gleichgültig

gültig sey. Wäre eine solche Erklärung gleich anfangs geschehen, vielleicht hätte der Wiener Hof die Ausführung seiner Absicht wenigstens noch ausgesetzt. Kaiser Joseph II war gerade damals weit entfernt auf seiner Reise nach Petersburg. Ohne von diesem Monarchen unterstützt zu seyn, wagte Fürst Kaunitz es nicht, Schritte zu thun, die, den Wünschen der Kaiserin-Königin gerade entgegen, zur Unterbrechung des Friedens führen konnten. Aber Friedrich II war eben so abgeneigt, wie diese Monarchin, gegen neuen Krieg. Gern glaubte er seinem Finkenstein, daß auch ohne Drohung und ernstliche Sprache Oesterreichs Absicht zu vereiteln seyn dürfte. So wurde Herzberg zurückgehalten. Der bayersche Krieg, obgleich er, wie wir gesehen haben, ganz auf der eigenen Entschließung Friedrichs beruhte, wurde allgemein für Herzbergs Werk gehalten. Bey vielen des Hofes, selbst bey den Prinzen des Hauses, herrschte die Meinung, die zu große Raschheit dieses Ministers verwickelte den Staat in Kriege, die vermieden werden könnten. Um solchen Verdacht nicht von Neuem zu stärken, war Herzberg in allen seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig.

Bey diesen innern Verhältnissen erhielten diejenigen, welche der Preussische Hof zu Münster in
der

der Wahlsache gebrauchte, durchaus nicht die Anweisungen, wie die Lage der Dinge sie dort erforderte. Sie sollten die Parthey, welche den österröichischen Absichten entgegen arbeitete, zum kräftigsten Widerstande ermuntern, sie sollten sie bewegen, die Schritte wirklich zu thun, die sie beschloßen hatte; aber dabey sollten sie, mit vorsichtigster Wahl jedes Ausdrucks, durchaus Alles vermeiden, was den Wiener Hof irgend beleidigen, oder von des Königs Unterstützung zu viel erwarten lassen könnte. Eine solche Anweisung konnte wohl im Kabinet ertheilt werden, aber sie an Ort und Stelle wirklich zu befolgen, war unmöglich. Weber Fürstberg und seinen Freunden, noch seinen Gegnern, entging es, daß man auf Preußens nachdrückliches Handeln nicht rechnen dürfe; auch von Wien aus wurde ernstlich versichert, man sey fest überzeugt, Friedrich werde um dieser Angelegenheit willen sicher nicht wagen, was er der bayrischen Sache wegen gethan habe. Außer den schon angedeuteten Fehlern, welche der preußische Hof in Betreibung dieser Sache beging, waren auch die Werkzeuge, welche er gebrauchte, nicht so gewählt, um einen guten Erfolg zu sichern. Der Direktorial-Gesandte von Emminghaus, durch den das Geschäft hauptsächlich und officiell betrieben werden mußte, war ein Mann

von

von vielen Einsichten, redlichem Charakter und rechem Dienstleister, aber er hatte nicht das persönliche Vertrauen erworben, das bey einem diplomatischen Geschäftsmann so nothwendig ist, um dem Ansehen, welches das Amt verleiht, das nöthige Gewicht zu geben. Gewöhnlich erfuhr er sogar dasjenige, was im Eöllnischen Domcapitel und am Bonnschen Hofe vorging, zu spät; in Münster hatte er gar keine Verbindungen. Der General von Wolffersdorf, welcher vorzüglich an letzterm Orte wirken sollte und nur gar zu thätig sich bewies, war zu diesem Geschäft gar nicht gemacht. Seine verübten Gewalthätigkeiten, seine harten, unziemlichen Aeußerungen hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Er war mit gar keiner Vollmacht versehen, die ihn im Namen seines Königs zu reden berechtigt hätte. Was er zuweilen aus den Schreiben des letztern mittheilte, wurde entweder für untergeschoben angesehen, oder that, wegen zu harter Ausdrücke, die Friedrich nur gegen seinen General sich erlaubte, nicht zur Mittheilung bestimmt hatte, eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Auch statt des Verfassers dieser Geschichte wäre ein Mann von höhern Range, und mit öffentlichem diplomatischen Charakter und Auftrage versehen, ungleich brauchbarer gewesen. Dohm, welcher, wie bereits erwähnt, nur durch Zufall, und

um von der Lage der Sache sich zu unterrichten, nach Münster gekommen war, hatte keine Vollmacht, also auch keine Befugniß, anders als Privatmann zu reden. Erst späterhin wurde er von Berlin mit einer Vollmacht an das Domcapitel versehen, aber ihm dabey ausdrücklich vorgeschrieben, daß er von derselben nur im Nothfall Gebrauch machen solle. Diese Vorschrift, und die Ueberzeugung, der Augenblick zum nützlichen Handeln sey vorüber, bewogen ihn, sie ganz zurückzuhalten. So wurde es den Gegnern leicht, zu verbreiten, dieser preußische Geschäftsmann sey allein durch Fürstenberg veranlaßt, in Münster aufzutreten, und sowohl er, als der General Wolfferßdorf handeln nur auf Eingebung dieses Ministers, ohne Wissen und Auftrag ihres Hofes.

Dohm bemühte sich eifrigst, alle diese widrigen Verhältnisse in seinen Berichten deutlich aus einander zu setzen, und zu beweisen, daß die anbefohlenen halben Maaßregeln zu nichts führen könnten, daß, wenn der König nicht gut finde, die Sache mit Nachdruck zu betreiben, es der Würde desselben gemäßer und in allem Betracht ungleich besser sey, gar keinen Antheil zu nehmen. Wirklich, da die patriotischen Glieder des Domcapitels sich und ihre Familien sehr unan-

unangenehme Folgen anstehen, wenn sie wagten, der österreichischen Wahl öffentlich zu widersprechen; so war es sehr leicht, zu solchen Schritten zu ermahnen, wenn Preußen nicht entschlossen war, gegen diese Folgen alles von ihm abhängende Schicksal zu bewilligen. Nichtsdesto weniger war es die Gewissung eines Mislingens in der diplomatischen Laufbahn, wie Deßau damals war, wenn es ihm widersetzte, bei einem entgegen gesetzten Verfahren zum Vorfusse gebraucht zu werden. Er wollte daher Alles an, um zu überzeugen, es sey nicht nur dem Recht, sondern auch der Würde und dem Vortheil des Hofes zuwider, wenn man die patriotische Parthey nur im Geheim zum Widerstand aufreizen, nicht aber auch öffentlich für sie auftreten wollte. Gewiß konnte ein solches Betragen nur bei den Freunden das Vertrauen, und bei den Gegnern die Achtung schwächen, besonders trug es dazu bei, in Wien, wo Alles, was in Münster geschah, genau bekannt wurde, die Erbitterung und zugleich die Ueberzeugung, daß Preußen nicht kräftig entgegen zu handeln wage, zu vermehren. Aber Alles, was hierüber vorgestellt wurde, fand in Berlin wenig Eingang. Der König machte sich, nach dem, was ihm Wolfferdorsf berichtete, immer noch bessere Hoffnungen, als die Umstände wirklich erlaubten; Graf Finkenstein blieb bei der

setzte Wahl nicht zu genehmigen, und einen Commissarius, ohne dessen Vorſiß sie nicht geschehen konnte, zu derselben nicht abzuordnen. Auch das ganze Reich, und besonders jeder Churfürst (also auch der König von Preußen), sollten von der Sache unterrichtet, und gebeten werden, dieses gerechte Gesuch bey dem Kaiser zu unterstützen. Zugleich wollte man dem Oberhaupte der römischen Kirche das unregelmäßige Beginnen einiger Capitularen anzeigen und bitten, nicht nur, wenn zu wirklicher Wahl geschritten werden sollte, deren Bestätigung, die zu der Gültigkeit durchaus nöthig war, zu versagen, sondern auch dem Erzherzoge das breve eligibilitatis nicht zu ertheilen, dessen dieser Prinz, der schon Hoch- und Deutschmeister war, unumgänglich bedurfte, um noch eine zweite und dritte geistliche Würde annehmen zu können. Die kanonischen Rechte erlauben die Häufung geistlicher Würden in derselben Person nur in höchst dringenden Fällen. Das Gesuch war also sehr gegründet, seine Gewährung schien den Grundsätzen und dem Interesse des römischen Hofes gemäß, der deutsche Bisthümer ungern in den Händen des Hauses Oesterreich sehen mußte. Auch rechnete man darauf, daß Preußen und, durch dessen Verwendung, auch Frankreich und andere katholische Höfe sich der Sache in Rom annehmen wür-

irben. Noch wollte die Minorität sämtliche Reichscapitel in Deutschland auffodern, gemeine Sache machen und nicht ein Beispiel zuzulassen, das der Wahlfreiheit aller gefährlich sey.

Alle diese beschlossenen Schritte waren höchst heikel und konnten, wenn auf Erhaltung der Verfassung gesehen werden sollte, ihres Eindruckes nicht ermangeln. Aber Fürstenberg war überzeugt, daß, bey der Uebermacht des Wiener Hofes, keinen Erfolg von denselben hoffen dürfe; er sah ein, daß er bey dem Mißlingen seine Freunde und deren Familien dem Unwillen dieses Hofes und dessen mancherley üblen Folgen aussetzen werde, wenn er nicht des mächtigen Beistandes zuvor gewiß versichert wäre. Niemand konnte diesen Beistand leisten, als Friedrich. Fürstenberg machte also seine Entwürfe den Preussischen Abgeordneten bekannt, erklärte aber gleich, daß er die Ausführung nicht eher unternehmen werde, bis er die bestimmte Versicherung des Königs habe, daß derselbe die zu thunenden Schritte billige, dieselben kräftigst unterstützen und, wenn es nöthig, alle, auch die äußersten Mittel anwenden wolle, die Wahl des österreichischen Prinzen zu hindern. Man hat Fürstenberg beschuldigt, daß er von Ehrgeiz getrieben, um seine eigene Wahl zu

zu befördern, einen neuen Krieg in Deutschland habe anfachen wollen. Sicher war dieses nicht die Absicht des edlen Mannes; aber er hielt dafür, Preussens Interesse erfordere durchaus, das Gelingen der österreichischen Absicht nicht zuzugeben und nach der Widersehung, die es bereits bewiesen, sey es seiner Würde gemäß, eine Sprache zu führen, die glauben mache, es werde der Vergrößerung des Nebenbuhlers hier mit eben dem Nachdruck entgegen arbeiten, der in der bayerischen Sache bewährt war. Fürstenberg glaubte zugleich, daß Preußen um so unbedenklicher sich im äußersten Falle zum Kriege entschlossen zeigen könne, da man gewiß wisse, Maria Theresia werde es nie dazu kommen lassen, und, wenn sie den Ernst sähe, lieber dem Entwurf der Mutterliebe entsagen.

Wie die bestimmteren Nachrichten von den Fortschritten, die der Wiener Hof bereits gemacht hatte, nach Berlin kamen und den bisher gehaltenen Hofnungen, es werde nicht schwer seyn, mit Hülfe Hollands die Ausföhrung zu vereiteln, widersprachen, war der König auf einer seiner gewöhnlichen Militair-Reisen von seiner Hauptstadt entfernt. Obgleich der Antheil, den er an den Staatsgeschäften nahm, während solcher Reisen nie unterbrochen ward, vielmehr er durch die Berichte seiner Minister immer

von

von Allem, was vorging, unterrichtet blieb; so war doch einiger Aufenthalt in dem Gange der Geschäfte unvermeidlich. Ein solcher trat auch bei demjenigen, von welchem hier die Rede ist, ein, und zwar gerade in dem Augenblick, wo eine schnell gefaßte feste Entscheidung am nöthigsten gewesen wäre. Ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Kabinetts - Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Die von uns bereits ange deutete Verschiedenheit der Charaktere der beiden Minister, Graf Finkenstein und Herzberg, machte, daß sie auch über das, was in dieser Angelegenheit zu thun sey, nicht gleich dachten. Finkenstein wollte zwar den Entwürfen des Wiener Hofes wirksam entgegen gearbeitet wissen, aber er wollte es auf eine Art, die keinen offenbaren Bruch mit diesem Hofe zur Folge haben könnte. Nur durch in Geheim gemachte Vorstellungen sollte der Wahl des Erzherzogs entgegen gearbeitet werden; er rechnete vorzüglich darauf, daß die Republik Holland ein sehr nahe Interesse bei der Sache habe, und daß sie auch jetzt eben die Mittel anwenden werde, die ihr in frühern Zeiten bei den Wahlen in den ihr benachbarten Hochstiftern, und vorzüglich zu Münster, immer einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten. Wäre es indeß gar nicht möglich, die Stimmen - Mehrheit zu erhalten, so war

war Finkenstein sehr geneigt, die Minorität des Münsterschen Domcapitels, wenn sie ihre Beschwerden an den Reichstag brächte, durch beistimmende Erklärungen kräftig zu unterstützen, auch andere Reichsstände aufzufodern, ein Gleiches zu thun. Der so langsame Gang reichstägiger Berathschlungen, kostete dieser Minister, werde die Sache vorerst aufhalten, und zuletzt der Wiener Hof, um nicht sein Ansehen im Reiche zu verlieren, einen Entwurf ganz aufgeben, gegen den er eine allgemein widrige Stimmung bemerken würde. Herzberg war für kräftigere Maaßregeln. Wenn, glaubte er, ein angesehenes Theil des Münsterschen Domcapitels das illegale Benehmen des Churfürsten und der Mehrheit mit guten Gründen nachwiese, sich dagegen an das gesammte Reich wendete, und besonders auch den Beistand des Königs, als Churfürsten und Mitdirektors des westphälischen Kreises, nachsuchte; so sey dieser vollkommen befugt und durch seine Ehre, und das Interesse seines Staats sogar verpflichtet, solchen wohlgesinnten Patrioten kräftigen Schuß zuzusichern, und sowohl dem Domcapitel als dem Churfürsten öffentlich zu erklären, daß er eine Wahl nicht zugeben könne, die auf eine verfassungswidrige Art begonnen würde, dem Wohl des Hochstifts nachtheilig, und auch dessen Nachbarn nicht gleichgültig

gültig sey. Wäre eine solche Erklärung gleich anfangs geschehen, vielleicht hätte der Wiener Hof die Ausführung seiner Absicht wenigstens noch ausgesetzt. Kaiser Joseph II war gerade damals weit entfernt auf seiner Reise nach Petersburg. Ohne von diesem Monarchen unterstützt zu seyn, wagte Fürst Kaunitz es nicht, Schritte zu thun, die, den Wünschen der Kaiserin-Königin gerade entgegen, zur Unterbrechung des Friedens führen konnten. Aber Friedrich II war eben so abgeneigt, wie diese Monarchin, gegen neuen Krieg. Gern glaubte er seinem Finkenstein, daß auch ohne Drohung und ernstliche Sprache Oesterreichs Absicht zu vereiteln seyn dürfte. So wurde Herzberg zurückgehalten. Der bayersche Krieg, obgleich er, wie wir gesehen haben, ganz auf der eigenen Entschließung Friedrichs beruhte, wurde allgemein für Herzbergs Werk gehalten. Bey vielen des Hofes, selbst bey den Prinzen des Hauses, herrschte die Meinung, die zu große Raschheit dieses Ministers verwickelte den Staat in Kriege, die vermieden werden könnten. Um solchen Verdacht nicht von Neuem zu stärken, war Herzberg in allen seinen Aeußerungen äußerst vorsichtig.

Bey diesen innern Verhältnissen erhielten diejenigen, welche der Preussische Hof zu Münster in
der

der Wahlsache gebrauchte, durchaus nicht die Anweisungen, wie die Lage der Dinge sie dort erforderte. Sie sollten die Parthey, welche den österrreichischen Absichten entgegen arbeitete, zum kräftigsten Widerstande ermuntern, sie sollten sie bewegen, die Schritte wirklich zu thun, die sie beschloßen hatte; aber dabey sollten sie, mit vorsichtigster Wahl jedes Ausdrucks, durchaus Alles vermeiden, was den Wiener Hof irgend beleidigen, oder von des Königs Unterstützung zu viel erwarten lassen könnte. Eine solche Anweisung konnte wohl im Kabinet ertheilt werden, aber sie an Ort und Stelle wirklich zu befolgen, war unmöglich. Weber Fürstberg und seinen Freunden, noch seinen Gegnern, entging es, daß man auf Preußens nachdrückliches Handeln nicht rechnen dürfe; auch von Wien aus wurde ernstlich versichert, man sey fest überzeugt, Friedrich werde um dieser Angelegenheit willen sicher nicht wagen, was er der bayrischen Sache wegen gethan habe. Außer den schon angedeuteten Fehlern, welche der preußische Hof in Betreibung dieser Sache beging, waren auch die Werkzeuge, welche er gebrauchte, nicht so gewählt, um einen guten Erfolg zu sichern. Der Direktorial-Gesandte von Emminghaus, durch den das Geschäft hauptsächlich und officiell betrieben werden mußte, war ein Mann

von



Geadjuter: Bahl des Erzhertogs Maximilian. 353

von vielen Einflüssen, redlichem Charakter und reibendem Fleiße, aber er hatte nicht das persönliche Vertrauen erworben, das bei einem diplomatischen Geschäftsmann so notwendig ist, um dem Anschein, welches das Amt verleiht, das nöthige Gewicht zu geben. Gerthulisch erfährt er sogar dasjenige, was im Söllnischen Demcapitel und am Bonnschen Hofe vorging, zu spät; in Münster hatte er gar keine Verbindungen. Der General von Belffersdorf, welcher vorzüglich an letztem Orte wirken sollte und nur gar zu thätig sich betried, war zu diesem Gesäfte gar nicht gemacht. Seine verübten Gewaltthätigkeiten, seine harten, unziemlichen Aeußerungen hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Er war mit gar keiner Vollmacht versehen, die ihn im Namen seines Königs zu reden berechtigt hätte. Was er zuweilen aus den Schreiben des letztern mittheilte, wurde entweder für untergeschoben angesehen, oder that, wegen zu harter Ausdrücke, die Friedrich nur gegen seinen General sich erlaubte, nicht zur Mittheilung bestimmt hatte, eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Auch statt des Verfassers dieser Geschichte wäre ein Mann von höhern Range, und mit öffentlichem diplomatischen Charakter und Auftrage versehen, ungleich brauchbarer gewesen. Dohm, welcher, wie bereits erwähnt, nur durch Zufall, und

um von der Lage der Sache sich zu unterrichten, in Münster gekommen war, hatte keine Vollmacht also auch keine Befugniß, anders als Privatm zu reden. Erst späterhin wurde er von Berlin einer Vollmacht an das Domcapitel versehen, die ihm dabey ausdrücklich vorgeschrieben, daß er derselben nur im Nothfall Gebrauch machen solle. Diese Vorschrift, und die Ueberzeugung, der Augenblick zum nützlichen Handeln sey vorüber, beugen ihn, sie ganz zurückzuhalten. So wurde es Gegnern leicht, zu verbreiten, dieser preußische Geschäftsmann sey allein durch Fürstenberg veranlaßt in Münster aufzutreten, und sowohl er, als General Wolfferßdorf handeln nur auf Eingebey dieses Ministers, ohne Wissen und Auftrag ihres Hofes.

Dohm bemühte sich eifrigst, alle diese widrigen Verhältnisse in seinen Berichten deutlich aus einander zu setzen, und zu beweisen, daß die anbefohlenen hohen Maaßregeln zu nichts führen könnten, da wenn der König nicht gut finde, die Sache mit Nachdruck zu betreiben, es der Würde desselben gemäß und in allem Betracht ungleich besser sey, gar keinen Antheil zu nehmen. Wirklich, da die patriotischen Glieder des Domcapitels sich und ihre Familien so

und

unangenehmen Folgen aussetzen, wenn sie wagten, der österreichischen Wahl öffentlich zu widersprechen; so war es sehr unrecht, zu solchen Schritten zu ermuntern, wenn Preußen nicht entschlossen war, gegen diese Folgen allen von ihm abhängenden Schutz zu bewilligen. Vielleicht war es die Gesinnung eines Neulings in der diplomatischen Laufbahn, wie Dohm damals war, wenn es ihm widerstrebte, bey einem entgegengesetzten Verfahren zum Werkzeuge gebraucht zu werden. Er wandte daher Alles an, um zu überzeugen, es sey nicht nur dem Recht, sondern auch der Würde und dem Vortheil des Hofes zuwider, wenn man die patriotische Parthey nur im Geheim zum Widerstand aufreizen, nicht aber auch öffentlich für sie auftreten wollte. Gewiß konnte ein solches Betragen nur bey den Freunden das Vertrauen, und bey den Gegnern die Achtung schwächen, besonders trug es dazu bey, in Wien, wo Alles, was in Münster geschah, genau bekannt wurde, die Erbitterung und zugleich die Ueberzeugung, daß Preußen nicht kräftig entgegen zu handeln wage, zu vermehren. Aber Alles, was hierüber vorgestellt wurde, fand in Berlin wenig Eingang. Der König machte sich, nach dem, was ihm Wolfferdorsf berichtete, immer noch bessere Hoffnung, als die Umstände wirklich erlaubten; Graf Finkenstein blieb bey der

Meinung, daß durch die Schritte, welche die Minorität thun wollte, es möglich seyn werde, auch ohne offene Einmischung des Königs, den österreichischen Entwurf zu vereiteln. Auch Herzberg ließ sich verleiten, dieses wahrscheinlich zu finden, weil er es sehnlich wünschte. Er hoffte, der König solle allmählig zu einer immer stärkern Sprache, am Ende auch zu Drohungen des bewafneten Widerstandes bewogen werden. Solche Drohung, verbunden mit Maria Theresia's friedlicher Gesinnung, schmeichelte er sich, werde hinreichen, auch ohne Krieg den Zweck zu erreichen. Am Ende hielt dieser Minister auch den Krieg, so wenig er ihn jetzt wünschte, doch nicht für das größte der Uebel, wenn er für eine so gerechte Sache, wie ihm diese erschien, und für Preussens Ruhm geführt würde.

So mußte also die patriotische Parthen zu standhaftem Widerstande fortbauernb ermuntert werden, doch wurde endlich beschlossen, den Antheil, den der König an der Sache nehme, öffentlicher zu bewähren. Es sollte der Baron von Edelsheim, der ehemals als preussischer Gesandter am Wiener Hofe sich als einen einsichtsvollen Staatsmann bewiesen hatte, in Eöln und Münster auftreten. Fürstenberg schlug vor, ihn zum Churfürsten und an das
Eöln,

Eöllner Domcapitel zu senden, dagegen den Direktorial-Gesandten von Emminghaus nach Münster kommen zu lassen, neben welchem auch Dohm die dortigen Unterhandlungen fortführen, die Einwirkung des Generals von Wolffersdorf in dieselben aber gänzlich aufheben möchte. Dieses wurde in Berlin genehmiget. Aber Edelsheim, der nicht mehr in preussischen Diensten war, lehnte den Auftrag ab. Da man jedoch die Sache in Eölln bereits als verloren ansah, so erhielt Emminghaus dennoch Befehl, nach Münster zu gehen, wo auch Dohm bleiben sollte. Der König erließ zugleich ein neues, sehr nachdrückliches Abmahnungsschreiben an den Churfürst und an beide Domcapitel. Emminghaus überbrachte dasselbe nach Münster, übergab es im versammelten Capitel und stellte in eindringender Rede die Gefahren vor, welchen das Land durch eine Wahl ausgesetzt würde, die ihm das Vertrauen seiner Nachbarn entziehen und es in weit aussehende Handel verwickeln könne. Diese Vorstellungen machten bey Manchen Eindruck; einige schienen wirklich zu bereuen, ihre Stimmen bereits zu fest versprochen zu haben. Doch die Häupter der österreichischen Parthey wandten Alles an, sie fest zusammen zu halten. Auch Holland wurde jetzt thätiger, und wollte seine Bemühungen mit dem preussischen verbinden; aber

d. 10ten
Jul.

1780 die große Langsamkeit aller Berathungen in den Generalstaaten, welche zuvörderst von den Staaten der einzelnen Provinzen instruiert werden mußten, hielt ungemein auf, und die ängstliche Vorsicht, mit welcher die holländische Regierung alle ihre Schritte abmaß, vereitelte vollends den Erfolg. . . . Diese Regierung fürchtete einen österreichischen Prinzen zum Nachbar zu erhalten; aber fast noch mehr fürchtete sie, dieses zu erkennen zu geben und den Wiener Hof zu beleidigen. So kam, nachdem alle Hoffnung in
den 24sten
Jun. Eöln aufgegeben war, der dort residirende holländische Gesandte van Lansberg nach Münster, aber mit so beschränkenden Instruktionen, daß er selbst kaum wußte, was er dort thun sollte. Jede öffentliche Erklärung, fast das Geständniß, die Republik sehe die Wahl eines Erzherzogs ungern, war ihm untersagt. Die Aengstlichkeit, mit welcher der Mann, diesen Weisungen gemäß, sich benahm, war so groß, daß man unter seinen Augen zu verbreiten wagte, er sey gar nicht wegen der Coadjutorie-Angelegenheit, sondern nur zu Berichtigung gewisser Gränzirrungeu nach Münster gekommen, zu welchen er doch keinen Auftrag hatte. Nur ganz im Stillen sollte van Lansberg die einzelnen Glieder des Domcapitels zu gewinnen suchen: Ehe er mit den hierzu erforderlichen Mitteln versehen war, verging viele
Zeit.

Zeit. Die holländische Regierung wollte auch bey Anwendung dieser Mittel die strengste Oekonomie beobachtet wissen, und nahm den bey früheren Wahlen¹⁸⁾ in Münster gemachten Aufwand zum Maasstabe des jetzt zu machenden. Mit Mühe gelang es, im Haag begreiflich zu machen, daß dieser Maasstab nicht passend bey einer Wahl sey, bei welcher einem Prinzen von Oesterreich entgegengearbeitet werden solle. Wie van Lansberg endlich im Stande war, annehmliche Anerbietungen zu machen, erhielt er von den Meisten die Antwort, daß es zu spät sey, weil man bereits Oesterreich das Wort gegeben, welches zurückzuziehen die Ehre nicht erlaube. Noch ein besonderer Umstand erschwerte Alles, was von Holland geschah. Im siebzehnten Jahrhundert hatte der kriegerische Fürstbischof Bernb van Galen, als Verbündeter von Frankreich und England, die Republik auf eine Art angefallen, die sie mit dem Untergange zu bedrohen schien. Der Eindruck davon war bis auf jetzige Zeit geblieben; die Gegner hatten dieses benußt, und, mit übertriebener Schilderung von Fürstenbergs kriegerischen Neigungen,

18) Die Wahl Maximilian Friedrichs zu Münster hatte die Republik mit drey mal hundert tausend holländischen Gulden bewirkt, wozu England die Hälfte hergab.

diesen als einen zweiten Bernd van Galen vorgestellt. Wirklich hielten manche Glieder der holländischen Regierung diesen Domcapitular für einen gefährlichen Nachbar, als einen Erzherzog. Der Gesandte erhielt daher Befehl, der Wahl sowohl des Einen als des Andern entgegen zu arbeiten; außer dem aber sollte er sich nicht begnügen, nur für jetzt eine Coadjutor-Wahl überhaupt zu verhindern (womit doch, sowohl die patriotische Parthey, als auch der preussische Hof zufrieden gewesen wären), sondern er sollte wirklich einen Mann auf den Fürstenthron von Münster bringen, von dessen friedlichen und geneigten Gesinnungen man völlig versichert seyn könne. Diese Aufgabe zu lösen war in der That, unter den vorhandenen Umständen, ganz unmöglich, und es wurde nicht schwer, den holländischen Gesandten zu überzeugen, daß, wenn er es versuchen wolle, diese seine Instruktion zu befolgen, er nur neue Trennungen im Domcapitel hervorbringen würde, die am Ende nur zu Oesterreichs Vortheil gereichen könnten. Es gelang endlich dem Preussischen Gesandten von Thulemeier im Haag, welchen Dohm von allen Verhältnissen genau unterrichtete, die holländische Regierung von ihren vorgefaßten Meinungen gegen Fürstenberg zurückzubringen, und zu bewirken, daß der van Lansberg angewiesen wurde, sich mit den preussischen Bevoll-

vollmächtigten zu dessen Beförderung eifrigst zu ver-
einen.

Auch das hannoversche Ministerium wollte hierzu
nunmehr kräftigst mitwirken. Obgleich England seit
wieder hergestelltem Frieden sich immer mehr an Des-
sterreich anzuschließen suchte, so erkannte doch König
Georg III sehr richtig das Interesse, welches er als
Churfürst von Hannover hatte, den vermehrten
Einfluß des Erzhauses im nördlichen Deutschland
nicht zuzugeben. Seine Regierungen in Hannos-
ver und Osnabrück ¹⁹⁾ erhielten also Befehl, der

3 5

Wahl

-
- 19) Nach der Bestimmung des westphälischen Friedens wech-
selte im Hochstift Osnabrück, dessen Einwohner in
Rücksicht der Religion gemischt waren, immer ein katho-
lischer und protestantischer Bischof; beide wurden vom
Domcapitel gewählt, dessen Glieder auch von beiden
Religionstheilen waren. Nur mußte der protestantische
Bischof allemal ein Prinz aus dem Hause Braun-
schweig-Lüneburg oder Hannover seyn. Dies-
er Verfassung gemäß war der zweite Sohn König
Georg III, Prinz Friedrich Herzog von
York, im Jahr 1764, sechs Monate nach seiner Ge-
burt, gewählt, und während seiner Minderjährigkeit
führte dessen königlicher Vater die vormundschaft-
liche Regierung durch sein Ministerium in Hannos-
ver. Diese lange Minderjährigkeit war eine höchst wohl-
thätige Periode für das Land. König Georg III hatte
den Edelmut, durchaus nichts für Unterhalt und Er-
ziehung

1780 Wahl des Erzherzogs auf alle Weise, doch nur im größten Geheim und ohne irgend einen öffentlichen Schritt zu thun, entgegen zu arbeiten. Unter dieser Bedingung wurde also dem preussischen Hofe thätige Mitwirkung angeboten, und derselbe ermuntert, seinen Widerspruch und seinen der patriotischen Parthey zu bewilligenden offenen Schuß nicht zu vermindern.

den 10ten Jul. Dohm machte eine Reise nach Snabrück, um mit den dortigen Geschäftsmännern ²⁰⁾ nöthige Abrede zu treffen.

ziehung des Prinzen vom Lande zu verlangen. Sämmtliche bedeutende landesherrliche Einkünfte wurden zunächst zu Abtragung der Schulden, mit denen das Land schwer belastet war, und nachdem diese getilgt worden, auf mannichfache Weise allein zum Besten des Landes verwandt.

- 20) Während der Minderjährigkeit des englischen Prinzen Friedrich stand an der Spitze der Regierung von Snabrück einer der hannoverschen Geheimen Räte, in der Zeit, wovon hier die Rede ist, Freiherr von dem Busche, ein Mann von sehr edlen und liberalen Gesinnungen. Unter ihm war der wichtigste Arbeiter — Justus Möser, ein in der deutschen Literatur berühmter Name! Durch seine Snabrücksche Geschichte hat Möser als einer der gründlichsten Geschichtsforscher, durch seine kleinen Aufsätze, die später unter dem Namen patriotische Phantasien gesammelt erschienen, als ein hellsehender und deutscher Politiker sich immer bleibenden Ruhm erworben. Aber nicht minder gebührt ihm der Ruhm eines in jedem Betracht ausgezeichneten, trefflichen Menschen, eines einsicht:

offen. Bald nachher kam ein angesehener staats- und
ijcher Rath, Landrath von Bist (zugleich Dom-
chant in preussisch Minden), in gleicher Absicht nach
Münster.

herrschen, ehestenenden Geschichtsmann. Ein
Verhältnis in letzterer Hinsicht war sehr bedeutend,
Landrath in der Regierung und zugleich Syndikus
der Ritterschaft, auch im Landcapitel großer Achtung
genießend, war er Mann des Fürsten und Mann
der Stände. Der König von England kannte und schätzte
ihn, und er besaß allgemeines Vertrauen. So hatte er
die Hauptleitung aller Geschäfte. Sehr glücklich benutzte
er auch seine schriftstellerischen Talente für die Geschäftsfüh-
rung, indem er durch die schon erwähnten kleinen
Aufsätze wichtige Ideen, welche die Regierung ausführen
wollte, einleitete, Bedenklichkeiten begegnete und
die öffentliche Stimmung für sie gewann. Seine Re-
gierungs-Maximen waren denen von Fürstenberg ähn-
lich, den Bedürfnissen und Verhältnissen des Landes
angewiesen, nicht größern Staaten übel nachahmend.
So genossen die beiden westphälischen Länder, Münster
und Osnabrück, durch die Fürsorge einer weisen und
aufmerksamen Regierung, ohne Geräusch und Aufsehen,
eines hohen, immer zunehmenden fest begründeten Wohls-
standes. Dreißig Jahre hindurch währte dieses stille
Glück, vom Ende des siebenjährigen bis zum Anfang des
französischen Revolutions-Krieges. Letzterer hat nach
manchen harten Drangsalen auch für diese beiden Länder
Auflösung ihrer bisherigen Verfassung zur Folge gehabt;
aber, obgleich unter ganz verschiedenen Einrichtungen
lebend, müssen auch die spätesten Bewohner von Mün-
ster und Osnabrück die Namen Fürstenberg, von
dem Busche und Wölfer nie ohne dankbare Verehr-
ung nennen.

1780 Münster, zwar ohne Vollmacht, aber mit geheimen Aufträgen des hannoverschen Ministeriums versehen. Der thätige Eifer dieses Mannes wurde durch große Einsicht und Kenntniß der Menschen und Sachen geleitet. Um die Gefahr, gegen die man jetzt kämpfte, für alle Zeiten vielleicht abzuwenden, machte er den Vorschlag, das Domcapitel solle durch ein neues Statut sich für immer verbinden, nie aus einem großen Regentenhaufe, sondern nur aus altem deutschen Adel einen Bischof zu wählen; hätte Münster hierin den rühmlichen Vorgang gemacht, so dürften, hofte er, mehrere nachfolgen, und vielleicht endlich ein allgemeiner Verein aller deutschen Hochstifter in diesem edlen Sinn zu Stande kommen; hierdurch würden der Vergrößerungs-Absicht des Erzhauses für alle Zeiten Schranken gesetzt, den deutschen Hochstiftern ihre Verfassung, dem alten deutschen Adel sein glänzender Vorzug gesichert. Fürstenberg und Mehrere stimmten diesem Gedanken mit Enthusiasmus bey; auch bei Preußen und Holland fand er vielen Beifall. Wirklich wäre ein solcher gemeinsamer Beschluß des Domcapitels der glücklichste Ausgang dieser Sache, der schönste Triumph gewesen, den man über Oesterreich erhalten konnte. Nichts Rechtliches konnte einer von den Domcapiteln selbst beliebten Beschränkung ihres Wahlrechts entgegengesetzt werden. Eine förmliche

liche Bestätigung eines solchen Statuts durch das 1780 deutsche Reich wurde zwar wahrscheinlich vom Wiener Hofe verhindert, aber es bedurfte auch solcher Bestätigung zu deren Gültigkeit nicht. Nichts konnte dagegen Preußen, Hannover und andre Reichsstände hindern, auf Ansuchen der Domcapitel, diese neue Verfassung zu garantiren, und dadurch das Recht zu erwerben, jeder künftigen Wahl in der Folge sich zu widersetzen, die, derselben entgegen, versucht würde. Doch, so schön der Gedanke beim ersten Blick erschien, so schwierig, ja wirklich unmöglich wurde bey weiterm Nachdenken die Ausführung befunden. Nicht der Widerstand, den man vom kaiserlichen Hofe besorgen mußte, war das wichtigste Hemniß, auch nicht der entgegenwirkende Einfluß mehrerer katholischen deutschen Höfe, die ungern einen Weg zur Versorgung jüngerer Prinzen sich versperret sehen mußten. Ein anderer tief in der menschlichen Natur und in persönlichem Interesse der Einzelnen liegender Grund ließ nicht hoffen, die Sache durchzusetzen; der Umstand nämlich, daß auch Fürstensöhne zu geistlichen Landen gelangen konnten, war gerade derjenige, der unsern deutschen Bischofswahlen eine politische Wichtigkeit gab. Große Höfe bewarben sich um die Wahl eines der ihrigen, andre große Höfe arbeiteten denselben entgegen; beide bestrebten sich, die Stimmen derer zu gewinnen

1780 gewinnen, von welchen die Wahl abhing. Dieser Vortheil war in den Augen der mehrern jetzt Lebenden zu bedeutend, um ihn der Aussicht nachzusetzen, ihren entfernten Urneffen die Möglichkeit, auf den Fürstenthron erhoben zu werden, durch Ausschließung der Prinzenwahl zu erleichtern. Diese Betrachtung wurde so wichtig befunden, daß man bald beschloß, die patriotische Idee in den kleinen Kreis, in welchem sie zuerst eröffnet war, einzuschließen, weil man besorgte, ihre Aeußerung möchte eine Abgeneigtheit hervorbringen, welche selbst dem Hauptzweck, um den es jetzt zu thun war, nachtheilig seyn könnte.

Diesen Hauptzweck zu erreichen, wandten die Geschäftsführer von Preußen, Holland und Hannover jetzt vereint Alles an, was die sie insgesammt beschränkenden Instruktionen nur immer erlaubten. Jedes Mittel wurde versucht, um die für Oesterreich gewonnenen Glieder wieder abwendig zu machen, die noch Wankenden zu befestigen, die gegen Oesterreich Entschiedenem zu kräftigem Widerstand und entscheidenden Schritten zu ermuntern. Noch bey keiner Bischofswahl waren so bedeutende Geldmittel angewandt, als jetzt bereit lagen, um die Vorstellungen zu unterstützen, und jeder andere Vortheil, der nur immer von den vereinten Höfen abhängen konnte, wurde

wurde angesehen. Aber es war zu spät! Die öfter 1780 reichste Partei war zu spät gekommen, als daß auch nur Einer ihr Hülfe entgegen werden konnte. Uebrigens sollte, nach dem Willen der Kiste, mit je äußerster Ehrscheu Österreichs verfahren, den sich ansehnlichen Mitgliedern des Reichsraths sollte Schutz und Unterstützung nur je unbestimmt versprochen werden, daß ein guter Erfolg wirklich unumgänglich wurde. Fürstberg hat seine Freude blicken fest, so lange noch einige Hoffnung übrig war. Der General von Wolfferdors suchte noch immer diese Hoffnung zu erhalten, indem er andeutete, daß der König schlechters dings die Wahl des Erzhertogs nicht zugeben, und im äußersten Falle sich ihr mit Gewalt widersetzen werde. Er veranlaßte die Meinung, daß er mit geheimen Befehlen für diesen Zweck versehen sey, und um den Glauben an diese Meinung zu unterstützen, ließ er mehrmalen seine Garnison bis an die Münstersche Gränze vorrücken, die Wege, die dahin führten, genau untersuchen und ausbessern. Der Prinz Joseph von Hohenlohe, von diesen Gerüchten unterrichtet, wurde dadurch zu Hoffnungen auch noch für die Edlische Wahl verleitet; er kam nach Hamm, und mit Wolfferdors nach Münster, um über den Grund solcher Hoffnung sich näher zu unterrichten. Es war unumgänglich, ihn in derselben zu bestärken, da den
preuss

1780 preussischen Geschäftsmännern in Münster die Gefinnung des Königs bekannt war. Aber Wolffersdorf nutzte diese Erscheinung, um anzudeuten, daß er die Stadt Münster bald militairisch besetzen, und alle Wahl, die nicht auf ein Glied des Domcapitels gerichtet sey, mit Gewalt verhindern werde, wie dieses auch im siebenjährigen Kriege vom englischen Hofe geschehen sey. Er umging die Stadt mit bedeutenden Blicken und Worten. Diese Drohungen dienten nur, eine widrige Stimmung hervorzubringen, welche die Gegner für ihren Zweck zu benutzen nicht unterließen. Um falsche Schritte der Art für die Zukunft zu hindern, und um über das, was die patriotische Parthey zu hoffen hätte, endlich gewiß zu werden, wurde beschlossen, dem Könige bestimmt anzuzeigen, daß ohne gewaltsame Mittel die Wahl eines österreichischen Prinzen nicht mehr zu hindern sey. Fürstenberg hielt dieses nöthig, sowohl, um seine Freunde und deren Familien nicht den nachtheiligen Folgen auszusetzen, welche der gereizte Unwille des kaiserlichen Hofes für sie besorgen ließ, als vornemlich auch, um vom Lande die noch größern Uebel abzuhalten, welche eine strittige Wahl hervorbringen mußte. So rechtsbesgründet auch immer der Widerspruch der Minorität gewesen wäre, so war doch sehr wahrscheinlich vorauszu sehen, daß eine durch die Mehrheit zu Stande
 ges

Coadjutor: Wahl des Erzbischofs Maximilian. 369

genommen vom Reichsoberhaupt begünstigte Wahl 1720 schwerlich wieder rückgängig würde gemacht werden. Sollte auch Preußen dieses durchführen wollen, so würde das Land einem Kriege ausgesetzt sein, und alle dessen Leiden würden der widerstrebenden Parthei des Domcapitels allein beigemessen werden. Kam es nicht zum Kriege, so wurden die patriotischen Capitularen und ihre Familien aufgeopfert; schwerlich wurde bey einem Vergleich zwischen den großen Mächten für sie gesorgt; und wenn dieses auch einigermaßen geschah, so blieb doch die Abneigung des Regenten, die Trennung zwischen der triumphirenden und der unterliegenden Parthei für immer. Solchen unglücklichen Folgen wollte Fürstenberg durchaus zuvor kommen; er wandte, vereint mit seinen Freunden, sich selbst an den König und fragte an, welche Unterstützung bey den Beschwerden gehobt werden könne, die jetzt gegen das Verfahren der Mehrheit des Domcapitels dem Kaiser und Reich vorgelegt werden sollten. Da, sagte Fürstenberg, der König diese Beschwerden gerecht befunden habe, so schmeichelte sich die Parthei, er werde nicht nur kräftige Unterstützung bey dem kaiserlichen Hofe zusichern, sondern auch dem Churfürsten und dem Domcapitel erklären lassen, daß er, bis die Entscheidung des Reichsoberhauptes erfolgt wäre, keine Wahl eines Coadjutors zulassen könne.

1780 Aber der König fand nicht für gut, einen solchen Schritt zu thun; nicht einmal in unmittelbare Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe wollte er sich einlassen, da er voraussah, daß dieselben fruchtlos seyn würden, und er, bey erfolgter ablehnenden Antwort, entweder die äußersten Mittel des Widerstandes anwenden, oder, zum Nachtheil seiner Würde, sich zurückziehen mußte. Friedrich wollte weder das Eine noch das Andere, und seine Antwort bestand also nur darin: wenn die patriotische Parthey ihre Beschwerden, die er wohl begründet finde, an den Reichstag bringen wollte, so werde der König sie unterstützen und auf Abhülfe durch einen Schluß des Reichs bringen. Diese Antwort konnte nicht befriedigen. Fürstenberg und seine Freunde sahen wohl ein, daß zu einem solchen Reichsschlusse gar keine Hofnung sey. Noch ehe die Beschwerden bey dem Reichstage angebracht werden, und auf dem dort üblichen Wege zur Kenntniß aller Reichsstände gelangen konnten, würde der Coadjutor gewählt seyn. Auch wenn alsdenn Preußen sich weigern sollte, ihn anzuerkennen, war nicht zu erwarten, daß mehrere Reichsstände ihm hierin beitreten würden; am Ende, war vorauszu sehen, werde auch der König, oder doch dessen Nachfolger nachgeben. Unter diesen Umständen beschloß Fürstenberg lieber jetzt, da es ihm und seinen Freunden

den

den noch als ein Verdienst angerechnet werden konnte, 1780 der Wahl beizutreten, als dieses erst dann zu thun, wenn er von einem fremden Hofe, von dem er sich abhängig gemacht, dazu genöthigt seyn würde. Vom Anfange dieses Geschäfts an hatten alle patriotischen Glieder ²¹⁾ des Domcapitels sich fest verbunden, unter allen eintretenden Umständen immer vereint zu bleiben, und nie andre als gemeinsame Schritte zu thun. Dieser Verbindung blieben sie bis zum letzten Augenblick treu; kein einziger zeigte je den mindesten Wankelmuth. Wie der Entschluß des Beitritts gefaßt war, zeigte es Fürstenberg, zwei Tage vor dem zur Wahl bestimmten Termin, dem zum kaiserlichen Commissarius ernannten Grafen Metternich an, denn nur mit diesem allgemein geachteten Manne, nicht

Na 2

mit

21) Die Namen dieser edlen Männer verdienen in dieser Geschichte aufbehalten zu werden; es waren die Domcapitularen: Franz Friedrich Wilh. Freiherr von Fürstenberg, zugleich Minister, Carl Graf von Schaeßberg, Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, zugleich Domprobst zu Hildesheim, Max Ferdinand Graf von Merveld, Friedrich Carl Freiherr von Fürstenberg, Carl Ludwig von Ascheberg, Ferdinand von Galen, Friedrich Graf von Plettenberg-Witten, Johann Friedrich Graf von Hoenßbroed, Carl Freiherr von Kerlering, Matthias von Ketteler, Caspar Max Freiherr von Korff genannt Schmiesing.

mit der Gegenparthey, auch nicht mit dem Minister von Belderbusch, der als Commissarius des Churfürsten nach Münster gekommen war, wollte er unterhandeln. Bey der Wahl selbst gab er in seinem und aller seiner Freunde Namen die Erklärung: „daß, obgleich noch immer völlig überzeugt von den guten Gründen ihres bisherigen Widerspruchs und von der Nichtigkeit der von der Mehrheit gegen die kanonischen Rechte, und gegen die Verfassung gethanen Schritte, dennoch die widersprechenden Capitularen, da alle ihre Vorstellungen nichts bewirken können, jetzt, allein in der Absicht, den unglücklichen Folgen einer strittigen Wahl zuvorzukommen, durch ihren Beistritt die von ihren Mitbrüdern begangenen Nichtigkeiten aufheben, und durch eine einhellige rechtliche Wahl ihrem Bischof den von ihm begehrten Coadjutor in der Person des Erzherzogs Maximilian geben wollten.“ So wurde also die Wahl dieses Prinzen, d. 7ten
Aug.
d. 16ten
Aug. wie es zu Eölln bereits einige Tage vorher geschehen, auch zu Münster, ohne einigen Widerspruch, zu Stande gebracht.

Unmittelbar nach der Wahl legte Fürstenberg sein Ministerium nieder, weil er jetzt nicht mehr das Vertrauen des Churfürsten zu besitzen sich schmeicheln dürfe. Man sagte, daß sein Gesuch um Entlassung
der

derjelben begegnet jey, da der Churfürst ſie ihm aus 1780
eigener Bewegung ertheilt habe. Er beſchäftigt von als
len Gefchäften nur die ihm ſehr angelegene Aufſicht
über die Schulen bey. Als Glied des Domcapitels
und der Ritterschaft blieb ihm überwiegender Einfluß
in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes. Er
brachte ſeine Freunde zu dem Verbande, durchaus
nicht im Geiſte einer gewöhnlichen Oppositions-Par-
they zu handeln, vielmehr, unter dem jeßigen und
künftigen Fürſten, die Regierung bey jedem guten
Unternehmen kräftigſt zu unterſtützen, und nur dann
zu widerſprechen, wenn das Wohl des Landes ſolches
zu erfordern ſchien. So erwarb Fürſtenberg ſich die
Verehrung Aller; auch ſeine bisherigen Gegner ver-
ſagten ſie ihm nicht, und der Erzherzog Maximilian
hat während ſeiner ganzen Regierung ihm hohe Ach-
tung und Vertrauen bewieſen. Maria Theresia em-
pfand großes Vergnügen über die würdige Verſor-
gung ihres jüngſten Sohns. Sie bezeugte mit Edels-
muth Allen, die dazu mitgewirkt hatten, ihre Er-
kenntlichkeit, aber Keinem derer, die entgegengeſetzt
waren, eine Abneigung. Sie empfahl vielmehr dem
Erzherzog Maximilian, welcher bald nachher ſeine
künftigen Lande beſuchte, durch völlig gleiche Behand-
lung Aller den Partheigciſt zu erſticken. Der Prinz
befolgte dieſen Rath; er unterſchied mit Auszeichnung

Nov-
ber.

1780 jeden Mann von Verdienst, und behandelte Belberbusch auf eine Art, daß dieser nicht hoffen durfte, unter der künftigen Regierung den bisherigen Einfluß zu behaupten, deren Anfang dieser Minister jedoch nicht erlebte²²⁾. Erzherzog Maximilian erwarb durch dieses Betragen Achtung, und gab den Unterthanen Hofnungen, die seine Regierung, welche er nach dem Absterben Maximilian Friedrichs ruhig antrat, erfüllt hat.

p. 15ten
April
1784

Obgleich der Versuch, Oesterreichs Entwurf in dieser Angelegenheit zu vereiteln, mißlungen war, wurde doch Preußens Ansehen dadurch nicht vermindert. Vielmehr wurde die Aufmerksamkeit, welche Friedrich auch hier bewiesen hatte, mit Wohlgefallen von Allen bemerkt, denen die Erhaltung deutscher Unabhängigkeit werth war. Aber zugleich mußte man es weise finden, daß der König nicht seinen Staat und Deutschland einem neuen Kriege hatte aussetzen wollen, um einer Sache willen, die hierzu nicht, so dringend wie die bayerische, auffoderte. Man konnte hier nicht, wie in jener, den Wiener Hof offener Verletzung des Rechts und der Verfassung beschuldigen. Wenn gleich die der Coadjutor-Wahl vorges

wors

22) Er starb im Januar 1784, drei Monat vor dem Churfürsten.

versenen Nichtigkeiten wohl gekündet waren, so konnte doch auch Manches zu ihrer Rechtfertigung gesagt werden. Sein Reichsgericht, sondern nur die Vorschriften des kanonischen Rechts, Capitular-Statuten und Absprachen waren verletzt, und man konnte sich immer auf frühere Wahlen beziehen, wo ein Gleiches geschehen sei. Der durch die Wahl erzwungene vergrößerte Einfluß des Wiener Hofes war zwar unangenehm, aber doch nicht so bedeutend, um den König bewegen zu können, ihm mit Gewalt sich zu widersetzen. Indes war man durch den Vorgang gewarnt, und hegte, daß, wenn Oesterreich im Erwerb geistlicher Lande noch weiter gehen wollte, es größerer Wachsamkeit gelingen werde, bei Zeiten zuzukommen. Wirklich war es allgemeine Meinung, daß vom Wiener Hofe bezielt werde, entweder für den Erzherzog Maximilian, oder einige der Söhne des Großherzogs von Toskana (nachherigen Kaisers Leopold II), noch mehrere Coadjutorien zu erlangen. Die nächsten Absichten glaubte man auf Lüttich, Passaborn und Hildesheim gerichtet. Wegen des erstern Hochstifts verließ man sich auf Holland, das hier entgegen zu arbeiten vorzügliches Interesse hatte; auch hoffte man, der französische Hof werde nicht zugeben, daß noch ein Erzherzog sich nahe an seinen Grenzen festsetze. Um aber in den beiden andern

Hochstiftern, welche Preußen noch näher angingen, zeitig und wirksam zuvorzukommen, erhielt Dohm den Auftrag, sogleich von Münster (welches er, so wie Emminghaus, Bink und Lansberg noch vor dem Wahltag verließ) sich nach Hannover zu begeben, um gemeinsame Gegenbestrebungen zu verabreden. Er fand hierzu bei dem hannoverschen Ministerium die vollkommenste Bereitwilligkeit und erhielt das Versprechen, daß jedes Mittel, und besonders der bedeutende Einfluß Hannovers in Hildesheim angewandt werden solle, um die Wahl eines österreichischen Prinzen zu verhindern. Dohm wurde nun an den Fürstbischöf von Hildesheim (Friedrich Wilhelm aus dem Hause der Freiherrn von Westphalen), der zugleich Coadjutor von Paderborn war, abgesandt, um ihn in guter Gesinnung zu erhalten, und wo möglich die Wahl eines Coadjutors aus dem Mittel beider Domcapitel zu Stande zu bringen. Diese Unterhandlung wurde vorzüglich mit dem Oberstallmeister *F r e i h e r r n v o n W e s t p h a l e n* ²³⁾, einem einsichtsvollen, thätigen Manne, Neffen des Fürstbischöfs, betrieben, und hatte glücklichen Erfolg. Man vermied

den

23) Er trat nachher in österreichische Dienste, erhielt wichtige Gesandtschafts-Posten, wurde in den Reichsgrafenstand erhoben und zuletzt Burggraf von Friedberg.

Coadjutor: Wahl des Erzherzogs Maximilian. 377

den in Eßln begangenen Fehler, interessirte sich für keine bestimmte Person, sondern überließ deren Auswahl dem Fürstbischof, versprach aber die kräftigste Mitwirkung Preußens und Hannovers, um die Mehrheit der Stimmen beider Domcapitel für den vom Fürstbischof gewünschten Nachfolger zu gewinnen. Für jetzt konnte deshalb nur vorläufige, jedoch feste, Verabredung getroffen, und die gewonnene Parthei gegen alle österreichische Einwirkungen gehörig gesichert werden. Die wirkliche Wahl eines Coadjutors konnte schließlich nicht beim Leben des Fürstbischofs von Paderborn vorgenommen werden, dessen Coadjutor jetzt der Hildesheimische noch war; aber als jener nach einigen Jahren starb, wurde Franz Egon Freiherr 1786 von Fürstenberg ²⁴⁾, Hildesheimischer Domprobst, ein Mann von großer Einsicht und vielem Verdienst, auch erprobter deutsch patriotischer Gesinnung, erwählt, eine Wahl, die um so befriedigender war, weil der König durch deren Beförderung zugleich dem Münsterschen Fürstenberg, Bruder des gewählten, einen Beweis seiner Achtung geben konnte. Der Prinz Joseph von Hohenlohe wurde für die vereitelte Aussicht in Eßln durch das Versprechen des

Na 5

Wiss

24) Er war geboren 1737, und gelangte 1789 zur Regierung in beiden Hochstiftern; im Jahr 1802 ist er säcularisirt.

Bisthums in Breslau entschädigt, ein Versprechen, das König Friedrich Wilhelm II erfüllt hat.

Der Verfasser dieser Geschichte hatte das Vergnügen, daß sein Benehmen bei dieser Unterhandlung, zu der mehr der Zufall als Wahl ihn geführt, des mißlungenen Hauptzwecks ungeachtet, die Zufriedenheit Friedrichs erwarb. Der Gesandte von Emminghaus sowohl als Dohm erhielten einen Beweis davon in einem vom Könige selbst aus eigener Bewegung bestimmten Geschenk, und wahrscheinlich war es eine Folge der gefaßten guten Meinung, daß letzterer immer mehr zu wichtigen Geschäften gebraucht, und einige Jahre später nach Emminghaus Tode zum Gesandten des Königs bei eben dem Churfürst von Cöln ernannt wurde, dessen Wahl entgegen zu arbeiten sein erstes diplomatisches Geschäft gewesen war.

1786
Junius

~~~~~

Achtes

## Achtes Kapitel.

**Lob der Kaiserin-Königin Maria Theresia;  
Blick auf ihren Charakter und ihre Regierung.**

---

Nicht lange überlebte die Kaiserin-Königin 1789 die Befriedigung ihrer Mutterliebe. Noch im November dieses Jahrs wurde sie von höchst schmerzhafter Krankheit befallen, und starb im 64sten <sup>den 29ten</sup> Jahre ihres Alters <sup>Nov.</sup> 1) und im 40sten ihrer Regie-  
rung. Nie vielleicht hat eine Frau von so viel Geist und so viel Tugenden einen Thron besessen 2).

Kaiser

---

1) Sie war geboren den 13ten May 1717, kam zur Regierung den 20ten October 1740.

2) Ein Gelehrter, der um die Bildung des bessern Geschmacks in Oesterreich großes Verdienst hat, Herr von Sonnenfels, hat eine Lobrede hinterlassen, welche mit edler Beredsamkeit, ohne Schwall und übertreibende Schmeicheley, die Tugenden von Maria Theresia darstellt. S. dieselbe in Frn. v. Sonnenfels  
ge.



Kaiser Karl VI, dessen einziger Sohn früh gestorben war, hinterließ dieser seiner ältesten  
mit

---

gesammelten Schriften Erst. Th. Wien 1765. S. 43. Wir haben auch mehrere Biographien dieser Monarchin. Die vorzüglichste mir bekannte ist unstreitig diejenige, welche Freihr. v. Hornapf im österreichischen Plutarch, Wien 1807, 12tes Bändchen, geliefert hat. Dieser Schriftsteller giebt mit Begeisterung eine Schilderung der seltenen Tugenden des Geistes und Herzens Maria Theresens, als Frau und als Monarchin; er macht besonders deutlich die großen Verbesserungen ihrer innern Regierung. Diese Begeisterung verdient Lob und Achtung, denn Maria Theresia flößt sie Jedem ein, der, auch nicht ihr Unterthan, die Begebenheiten ihres Lebens und ihre Thaten erwägt. Bey einem Unterthan kann auch einige partheilische Vorliebe für seine Heldin, einige partheilische Abneigung gegen ihren Gegner wohl entschuldigt werden. Aber, daß der Verfasser sich durch solche Parteilichkeit hureißen lassen, einige der wichtigsten Begebenheiten durchaus unrichtig zu erzählen, dieses ist gerechten Tadel's werth. Ich bin es der Wahrheit und meinen Lesern schuldig, zu bemerken, daß besonders der bayerische Erbfolgestreit und die Unterhandlung über die Theilung Polens sehr unrichtig in dieser Biographie dargestellt sind. Eine Vergleichung mit meiner, auf genauester Erforschung aller bis jetzt vorhandenen glaubwürdigen Nachrichten beruhenden Darstellung eben dieser Begebenheiten, und der innere Zusammenhang meiner Erzählung wird jedem aufmerksamen Leser dieses bewähren. Maria Theresia bedarf wahrlich keiner Entstellung  
der

## Lob und Charakter von Maria Theresia. 381

mit dem Großherzog Franz Stephan von Loth-  
lana <sup>3)</sup> vermählten Tochter, weitläufige Lande,  
aber nicht hinlängliche Mittel, dieselben zu be-  
herrschen

---

der Geschichte, um der Verehrung aller Folgezeit gewiß zu seyn. Sie bleibt edel und groß, wenn gleich eingestanden wird, daß bey der Theilung Polens, und bey dem Versuch, Bayern an sich zu reißen, ihr unbekannt, von ihrem Cabinet nach falscher und ungerechter Politik gehandelt wurde.

Auch die Darstellung der Regierung Maria Theresens in Gore's Geschichte des Hauses Oesterreich (nach der französischen Uebersetzung, Paris 1809, die ich vor mir habe, im 5ten Bande) verdient vieles Lob. Sie ist besonders interessant durch manche Nachrichten, welche der Verfasser aus den Depeschen der englischen Gesandten am Wiener Hofe geschöpft hat, z. B. über die wichtige Veränderung des politischen Systems von Oesterreich, welche im Jahr 1756 vorging, werden belehrende, sonst noch unbekannte, Nachrichten mitgetheilt.

- 3) Er war geboren 1708, hatte, nach dem Willen der großen Mächte, sein Erbland, das Herzogthum Lothringen, 1735 gegen das Großherzogthum Toskana vertauscht, wurde 1736 mit Maria Theresia vermählt, nach Antritt ihrer Regierung von derselben zum Mitsregenten erklärt, 1745 zum Kaiser erwählt; starb 1765. Franzens Bruder, Herzog Karl von Lothringen, war mit der jüngern Schwester der Kaiserin, Königin, Maria Anna, vermählt, nach deren Tode (1744) er Hoch- und Deutschmeister wurde. Er starb 1780.

hauften. Unglückliche Kriege hatten während seiner Regierung den Staat erschöpft, die Quellen der Einkünfte waren verstopft, die Kassen leer, das Heer nicht im Verhältniß der Größe des Staats <sup>4)</sup>. Nur in ihren Geisteskräften, in ihrem Muth und der durch sie belebten treuen Anhänglichkeit ihrer Unterthanen fand Maria Theresia die Mittel, sich auf dem Throne, den sie bestiegen, zu behaupten; so zahlreich und mächtig auch die Feinde waren, die vereint gegen sie aufstanden, nämlich Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Preussen, Bayern und Sachsen. Nur Georg II, König von Großbritannien, erfüllte treu das dem verstorbenen Kaiser gegebne Wort, seine Tochter bei der ihr garantirten Erbfolge zu schützen. Das englische Parlament und die ganze Nation <sup>5)</sup> unterstützten

---

4) Nach Core's kaum glaublicher Versicherung soll Maria Theresia bei ihrem Regierungs- Antritt nicht mehr als 100,000 Gulden im Schatz und nicht mehr als 30,000 Mann dienstfähiger Truppen gefunden haben, die in Italien und den Niederlanden befindlichen nicht mitgerechnet. G. Hist. de la maison d'Autriche T. V. pag. 2.

5) Die Wittve des großen Feldherrn Herzogs von Marlborough brachte in einer Gesellschaft edler Damen hundert

stüßten mit großem Enthusiasmus den Entschluß ihres Königs. Aber diese Hülfe war zu fern, um schnell- und zureichend wirken zu können. Mächtig drangen die Feinde von allen Seiten ein und nahmen bedeutende Provinzen in Besiz: König Friedrich II ließ in Schlesien, Churfürst Karl Albrecht von Bayern in Böhmen und in Oberösterreich sich huldigen; letzterer wurde unter dem Namen Karl VII zum deutschen Kaiser erwählt. Maria Theresia flohe vor diesem Feinde, der Wien bedrohte, nach Ungarn, hielt, ihren nur sechs Monate alten Sohn (nachher Kaiser Joseph II) auf dem Arm, eine Rede in lateinischer Sprache an die edlen Stände dieses Königreichs, welche deren Herzen mächtig bewegte. Bis auf den letzten Blutstropfen riefen sie einmüthig, wollen wir unsern König Maria Theresia vertheidigen: moriamur pro rege nostro Maria Theresia. Redlich erfüllten sie das Wort. Bald befreite sich die Königin durch Abtretung von Schlesien und einiger Landstriche in Italien von zweien ihrer Feinde, den Königen

bert tausend Pfund Sterling zusammen, die sie Maria Theresen anbot, welche aber edelmüthig ein solches Geschenk von Privatpersonen verbat, indem sie nur vom englischen Staat Subsidien verlange.

nigen von Preußen und Sardinien. Das Glück begünstigte sie; sie nahm Bayern ein, ihre Heere drangen bis über den Rhein auf französischen Boden, und, obgleich Friedrich II durch einen neuen Anfall ihren weitem Fortschritten Einhalt that, so behauptete Maria Theresia sich doch durch allgemeinen  
1748 Frieden zu Aachen im Besiz des größten Theils ihrer Erblande, und hatte noch bereits früher das  
1745 Vergnügen, ihren Gemahl zum Oberhaupt des deutschen Reichs erwählt zu sehen. In ihren Erblanden hatte sie diesen Gemahl zum Mitregenten angenommen; mit treuer Zärtlichkeit hing sie an ihm und war eine höchst glückliche Gattin und Mutter, die Regierung aber führte sie selbst. Der Gemahl, und nach dessen Tode der Sohn, waren wirklich nur, was sie hießen, Mitregenten. Sie nahm selbst von allen wichtigen Geschäften Kenntniß, und, nach gehörtem Rath, faßte sie ihre Entschlüsse nach eigener Einsicht. Ihre obersten Staatsdiener wählte sie für jedes Fach mit großer Sorgfalt und ehrte sie nach Verdienst. Sie setzte die Thätigkeit ihrer Regierung bis auf den letzten Augenblick fort. Noch bis in ihre letzten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um fünf, im Winter um sechs Uhr auf, und nachdem sie den Pflichten der Andacht Genüge gethan, ging sie sogleich

## Tod und Charakter von Maria Theresia. 383


gleich an ihre Geschäfte, denen sie den größten Theil des Tages mit nie nachlassendem Eifer widmete. Gleich Friedrich hat sie noch am Tage vor ihrem Tode unterzeichnet. Sie dankte an demselben durch eigene Handschreiben den obersten Staatsbehörden, und besonders dem Fürsten Kaunitz, für die ihr bewiesene Treue und Dienstesifer. Eben so befahl sie, daß der Armee, und auch noch besonders der ungarischen Nation in ihrem Namen für die treue Ergebenheit und nützlichen Dienste, welche sie von ihnen erfahren, gedankt werden solle. Wenn, sagte sie noch in einem der letzten Augenblicke, während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt. Sie ward die Stammutter eines erneuerten Hauses Oesterreich, dem sie mehr Glanz erwarb, als das ausgestorbene während der letzten Periode gehabt hatte. Mit Würde und Nachdruck behauptete sie im politischen System von Europa die Stelle, welche Oesterreich nach seinem Länderumfange gebührte. Zu ihren ersten Kriegen war sie durch Selbstvertheidigung gezwungen; daß sie zu dem siebenjährigen, der ein Angriffskrieg war und Friedrichs Untergang bezielte, sich hinreißen ließ, verdient Entschuldigung. Der Verlust von Schlesien und zwar durch eine so

Kleine, sich erst erhebende Macht, war und blieb ihr immer empfindlich. Sie fühlte die Ehre ihres Hauses durch diesen Verlust gekränkt. Man versichert, der Anblick eines Schlesiens habe ihr fast jedesmal die Thränen in die Augen gebracht. Noch mehr verdient mit Nachsicht beurtheilt zu werden Maria Theresens Betragen bey dem Unternehmen, das wir beschreiben haben, dem Werke ihres Sohns und Kaunizens. In der innern Regierung waren Milde und Güte bey Maria Theresia mit edler Hoheit gemischt. Es war ein Anliegen ihres Herzens, glückliche und frohe Menschen um sich zu sehen. Sie machte viele gute Einrichtungen, die den Wohlstand ihrer Staaten erhöhten. Obgleich der römischen Kirche eifrig ergeben und streng in der Erfüllung aller Pflichten derselben trieb sie doch diese Anhänglichkeit nicht so weit, um ihre Regentenrechte verletzen zu lassen; weise beschränkte sie die Vermögenszunahme und den Einfluß der Geistlichkeit. In den Gang der Geschäfte, und besonders der Rechtspflege, suchte sie mehr Einfachheit und Schnelligkeit zu bringen. In der Kriminal-Justiz wurde nach menschlichen Grundsätzen, als zuvor, verfahren; die Tortur ward abgeschafft. Die Last der Abgaben wurde, so weit es thunlich, gemildert, und in die Verwaltung der Finanzen Ordnung gebracht. Durch  
Ver,

Bereinzelung der zu großen Staats-Domänen in kleine Bauergründer gab sie ein wichtiges Beispiel einer weisen Staatswirthschaft. Vor Allem strebte sie, die Lage des Landmanns zu verbessern und jede Gattung von Industrie neu zu beleben. Sie milderte die Strenge der Leibeigenschaft und machte feste Bestimmungen über das, was der Bauer dem Grundherrschaft zu leisten schuldig war. Die Milde, mit der sie Hülfbedürftige aller Art unterstützte, ging weit. Die Summen, welche sie jährlich auf diese Unterstützung wandte, waren sehr bedeutend. In den höhern Klassen, deren für die niedern drückende Vorrechte sie weise beschränkte, regte sie edle Gesinnungen und die bisher wenig bekannte Begierde auf, sich durch höhere Bildung und Wissenschaft auszuzeichnen. Alle Klassen der Unterthanen aber belebte sie mit feuriger Liebe des Staats und mit Anhänglichkeit an die Person der Monarchin. Diese Anhänglichkeit war unter ihrer Regierung so lebendig wirkend, als es wohl selten in einem monarchischen Staat der Fall gewesen seyn mag. Jeder österreichische Unterthan war mit wirklich kindlicher Liebe, jeder Fremde, der ihr näher gekommen, war mit Bewunderung und Ehrfurcht Maria Theresia zugehan. Ohneachtet der vielen Kriege, welche unter ihrer Regierung geführt worden, ohneachtet der



Lasten, welche dieselben zur Folge gehabt, ohngeachtet der ansehnlich gemehrten Schulden des Staats und ohngeachtet der im letzten Theil ihrer Regierung sehr drückend gewordenen Abgaben, lebten die Völker glücklich unter ihrem milden Scepter, und noch die spätesten Nachkommen werden das Andenken von Maria Theresia segnen.



## Neuntes Kapitel.

**Anfang der Regierung Kaiser Joseph II. Ber- 1780  
ändertes politisches System. Rußlands Ent-  
fernung von Preußen und Annäherung  
zu Oesterreich.**

---

Marie Therèse n'est plus, voilà un nouvel ordre des choses qui commence, schrieb Friedrich an sein Cabinets-Ministerium in dem Augenblick, in welchem er die Nachricht von dem Tode der Monarchin erhielt, die zu gleicher Zeit mit ihm den Schauplaß der Welt betreten hatte, die einst von ihm hart bedrängt war, mit der er nachher um sein eignes politisches Daseyn kämpfen mußte, deren längeres Leben ihm aber jetzt sehr lieb gewesen wäre, um die Ruhe seines Alters zu sichern. Er fügte jenen Worten noch Betrachtungen hinzu, über die Entwürfe des Ehrgeizes, die von dem neuen jetzt durch nichts mehr zurückgehaltenen österreichischen Monarchen erwartet werden mußten, und über die höchst wachsame Aufmerksamkeit, die sie erforderten.

Joseph II befand sich in der Reife des männlichen Alters <sup>1)</sup>. Seine natürlichen sehr vorzüglichen Anlagen waren bereits durch Erfahrungen aller Art, durch aufmerksame Bereisung seiner eigenen und auch mehrerer fremden Lande ausgebildet <sup>2)</sup>. Er fing seine Alleinregierung mit einer Thätigkeit an, die große Erwartungen erregte. Im Innern der Verwaltung schien größere Aufmerksamkeit allen Triebfedern, die unter einer weiblichen milden Regierung etwas erschlaft seyn mochten, neue Kraft zu geben. Große Ordnung und mehr Thätigkeit, als bisher, wurden von den Beamten in allen Fächern gefordert. Die Einkünfte des Staats wurden mit größerer

---

Strens

1) Er war geboren den 18ten März 1741.

2) Die Art, wie Joseph II reiste, war ganz darauf eingerichtet, nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er sah mit Aufmerksamkeit alle merkwürdigen Anstalten, unterhielt sich mit Menschen aus allen Klassen, belehrte sich über jedes Gewerbe, vorzüglich auch über den Zustand und die Art zu leben des gemeinen Mannes. Deshalb reiste er oft im wahren Incognito und immer ohne Pracht und lästiges Gefolge, wohl aber begleitet von kenntnißreichen Männern, die seine Nachforschungen leiten konnten. Peter der Große von Rußland hat das erste Beispiel einer so würdigen Selbstbildung eines Regenten gegeben. Man hat es oft gelobt, aber erst fast ein Jahrhundert später war Joseph II der erste große Monarch, der dieses Beispiel nachahmte.

Strenge beigetrieben, aber auch durch eine bisher ungewohnte Sparsamkeit in den Ausgaben besser zu Rathe gehalten. Die bisherigen Schranken der Freiheit, seine Gedanken in jeder Art mitzutheilen, wurden weggeräumt, dagegen die Handlungen schärfer beachtet und enger beschränkt. Das Kriegsheer beschäftigte vorzüglich seine Aufmerksamkeit; es war voll Eifers und wohlgerüstet, jedes Unternehmen auszuführen, das der Ehrgeiz und die Begierde, seine Staaten zu vergrößern, dem Monarchen eingeben möchten. Joseph II schien über solche Begierde nicht erhaben zu seyn. So weit ausgedehnt seine Staaten auch bereits waren, so gewiß durch Entwicklung der in ihnen schlummernden Kräfte die wahre Macht der Monarchie am bedeutendsten und sichersten erhöht werden konnte, und so glänzenden, dauernden Ruhm auch Joseph durch Anwendung seiner Talente eines in der innern Regierung großen Regenten zu erwerben vermogte; so schienen doch der schimmernde Ruhm des Kriegers und die Erweiterung der Gränzen des Staats durch neue mit Blut erkaufte Provinzen für ihn sehr großen Reiz zu haben. Wie viel glücklicher für Joseph selbst und für seine Lande wäre ohne diese Neigung seine zehnjährige Regierung geworden! Die Unruhe, mit welcher während derselben er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite bewegte und mannichfache

Unternehmungen versuchte, hat Europa mehr in Bewegung gesetzt, als dasselbe wirklich verändert. Die nach ihm folgenden Begebenheiten haben die Spuren von Josephs Daseyn fast erlöscht; doch wäre nicht das, was er gethan, vorausgegangen, und hätte er es nicht gerade so gethan, wie es geschehen ist; wahrscheinlich hätte Manches nach ihm sich anders ereignet und gestaltet.

Unter allen Gegenständen der äußern Politik zog natürlich keiner die Aufmerksamkeit des Wiener Kabinetts mehr an, als das gewaltige mit rascher Kühnheit begonnene Emporstreben Rußlands, und nichts war den Entwürfen Josephs mehr entgegen, als die enge Verbindung dieser Macht mit Preußen. Durch die Theilung Polens war zwar einem Bruch zuvor gekommen, aber die Eifersucht keinesweges beruhiget. Oesterreich hatte durch dieselbe eine wichtige, fruchtbare, noch großer Ausbildung empfängliche Provinz und mehr als drei Millionen neuer Unterthanen erworben, die durch Sitten und Charakter zu den alten wohl paßten. Aber Preußen hatte auch durch ein neues Land, obgleich von mindern Umfange, sich noch besser ausgerundet und durch den Besiz des Weichselstroms neue Quellen des Wohlstandes und ein vermehrtes Gewicht im europäischen Staatensystem

b. Regier. Joseph II. Veränd. polit. Syst. 393

em erworben. Noch ansehnlicher war dem Um-  
nach der Zuwachs, den Rußland erhalten hat,  
überdem war Katharinens Geschöpf auf dem pol-  
nischen Thron behauptet, und die neue Verfassung,  
die sie der sogenannten Republik aufgedrungen,  
dieser Monarchin das Recht, Polen als eine eigne  
Provinz zu beherrschen. Sie übte dieses Recht und  
es durch ihre Bevollmächtigten üben mit despotischer  
Willkühr. Vor dem russischen Bothschafter in  
Warschau kroch niedrig der stolze polnische Adels-  
fürst, er verdunkelte sogar alles Ansehen des Königs.  
Die russischen Truppen verließen seit dem sieben-  
jährigen Kriege Polen nicht mehr und mußten von  
dem gedrückten Lande ernährt werden. Auch  
Katharina II hatte einen zwar untergeordneten, aber  
immer bedeutenden Einfluß in die polnischen  
Angelegenheiten, und lenkte sie zu dem Vortheil  
des russischen Staats. Der Wiener Hof war dagegen  
dem Einfluß abgeschnitten. Die von ihm wäh-  
rend der Unruhen unterstützte Parthei der Conföderir-  
ten war ganz niedergedrückt. Eben so war auch,  
Oesterreichs Vermittlung, der Friede Rußlands  
mit der Pforte zu Stande gekommen; Katharinens  
Politik hatte ihn abgedrungen. So glorreich dessen  
Erfolge auch immer waren, so war doch der  
Ehrgeiz der Monarchin noch nicht befriedigt; fruchts-

bare Keime noch weiter gehender Unternehmungen lagen in dem Vertrage. Dies entging Kaunitzens Blicke nicht. Wo sollten diese Unternehmungen enden? Das Vordringen der russischen Macht gegen Oesterreichs Gränzen war noch immer zu fürchten. Die Pforte hatte in dem letztern Kriege solche Beweise innerer Schwäche gegeben, daß es nur noch eines Kampfes zu bedürfen schien, um sie ganz aus Europa zu verdrängen. Die von den Osmanen schon ges brachten Opfer gaben Katharinen den Muth, ihnen noch mehrere und noch größere abzufordern. Konnte Oesterreich hoffen, dies zu hindern, die so sehr wankende Macht noch zu halten? Sollte es allein dazu seine Kräfte aufbieten, da es, bei Frankreichs Schwäche und Abgeneigtheit, und bey Preußens Verbindung mit Rußland, theilnehmende Mitwirkung von keiner Seite her hoffen durfte?

Natürlich drang sich hier der Gedanke auf, daß es wohl leichter, zugleich auch vortheilhafter seyn dürfte, zu Vernichtung des alten Erbfeindes der Christenheit, der auch Oesterreich so oft bedrängt hatte, lieber selbst die Hände zu bieten und mit Rußland die ihm abzunehmende Beute zu theilen. In Maria Theresens edle Seele fand dieser Gedanke schwerlich Eingang. War diese Monarchin auch den Türken,  
als

als Ungläubigen, abgeneigt, so konnte sie doch nicht vergessen, daß dieselben, während ihrer ganzen Regierung, den kurz vor deren Anfang geschlossenen Frieden immer treu beobachtet und durch keine Aufregungen ihrer Gegner sich je hatten bewegen lassen, nach europäischer Staatsklugheit gegen sie zu handeln, und, während sie von andern Seiten hart bedrängt wurde, sie anzugreifen, welches ihrem Reiche höchst verderblich hätte werden können. Maria Theresens Herz fühlte den Werth eines solchen Betrugens, und ihre Politik sah ein, daß sie an derselben Gränze ihrer Staaten, wo das Feuer innerer Unruhen leicht anzufachen war, keinen bessern Nachbar haben könne, als die Osmanen. Auch nochte die Erinnerung an den letzten unglücklichen Krieg, den ihr Vater Kaiser Karl VI gemeinschaftlich mit Rußland geführt hatte, noch nicht in ihr erloschen seyn. Hierzu kam die entschiedene Abneigung Maria Theresens gegen Katharinen's moralischen Charakter, welche jede nähere Verbindung mit derselben ihr zuwider machte. Wirklich vermogte sie bey keiner Gelegenheit diese Abneigung zu unterdrücken und sie politischer Rücksicht unterzuordnen <sup>3)</sup>. Doch Betracht

---

3) Keine Begebenheit konnte dieser Monarchin politisch erwünschter seyn, als die Entthronung Kaiser Peter III, der  
ihren



trachtungen dieser Art konnten nur auf Maria Theresia wirken. Nach ihrem Tode vermochten sie Josephs Ehrgeiz und Kaunizens Politik nicht aufzuhalten. Dieser Minister bot bald nach dem Teschner Frieden England seine Vermittlung in dem Kriege mit Frankreich an, wohl vorzüglich in der Absicht, um durch den englischen Hof sich Katharina zu nähern, deren Vorliebe für England man kannte. Doch diese Absicht wurde nicht erreicht, sowohl, weil das britische Kabinet nicht geneigt war, seinen Zwist durch fremde Einwirkung berichtigt zu sehn, als auch, weil zwischen ihm und dem russischen kein so enges Band sich bildete, wie man in Wien vermuthet haben mochte, wovon der Grund in der Folge unserer Geschichte noch wird entwickelt werden.

Keine Staaten unstreitig hatten ein größeres Interesse, die Annäherung Oesterreichs und Rußlands  
zu

---

ihren Bund verlassen, die Parthey des Gegners ergriffen und alle ihre Entwürfe, gerade in dem Augenblick, da sie deren Ziel erreicht zu haben hoffen durfte, vereitelt hatte. Alles mußte ihr daran liegen, die Freundschaft der neuen russischen Kaiserin zu gewinnen, aber bey der ersten Audienz, in der Katharinen's Botschafter sein Creditiv überreichte, konnte sie den Abscheu nicht zurückhalten, den die Art, wie diese den Thron bestiegen, in ihr erregte; gewiß ein Zug, der dem sittlichen Gefühl Maria Theresens große Ehre macht!

zu hindern, als Frankreich und Preußen. Aber sonderbar beging jeder von beiden gerade einen Fehler, der solche Annäherung vielmehr befördern mußte. Bereits im Jahr 1777 theilte das Wiener Kabinet dem von Versailles vertraulich die Besorgnisse mit, welche der den Türken abgedrungene Friede zu Rutschuck, Rainardgi und die immer weitem Unternehmungen Katharinen's erregten. Man trug an, die mit Frankreich bestehende Allianz zu erneuern und ihr vorzüglich die Richtung zu geben, daß den Fortschritten Rußlands Schranken gesetzt, und der Pforte für die Zukunft wenigstens der Bestand von Macht gesichert würde, in welchem der letzte Friede sie gelassen hatte. Ein geschickter Unterhändler, Baron Thugut, wurde nach Paris gesandt, um diesen Antrag zu thun und eine neue Verbindung in diesem Sinn zu Stande zu bringen. Jede politische Betrachtung mußte den französischen Hof bewegen, diesem Antrage beistimmend entgegen zu gehen, den er selbst schon längst, als die einzige Bedingung der mit Oesterreich beizubehaltenden Allianz hätte machen sollen. Aber Vergennes wies den Antrag ab und erwiederte: „Rußland sey durch den letzten Krieg an Geld und Menschen zu sehr erschöpft, als daß es sobald daran denken könne, die Osmanen wieder anzugreifen; es würde daher für jetzt hinlänglich seyn, die Schritte dieser Macht  
„genau

„genau zu beobachten, und, sollte dieselbe in der Folge sich wirklich zum neuen Kriege gegen die Pforte rüsten, so würden dann Frankreich und Oesterreich noch immer zeitig genug zu ihrem Schutze eine Verbindung treffen können.“ — Diese Abweisung bewährte dem Kaiser Joseph, daß er von Frankreich nichts zu erwarten habe; aber sie schien ihm auch zu beweisen, daß er diese Macht in seinen eigenen Unternehmungen nicht fürchten dürfe. Das nachfolgende Benehmen des französischen Hofes in der bayerischen Sache entfernte ihn noch mehr von demselben und unterhielt den Gedanken, sich Rußland zu nähern, dessen Verbindung nützlicher schien.

Der von Friedrich II begangene Fehler war von der Art, daß er Katharina zu der Annäherung zu Oesterreich eben so geneigt machen, als sie von Preußen entfernen mußte. Der Hauptzweck des Königs in der jetzigen Periode seines Lebens war, den Ruhestand von Europa möglichst dauerhaft zu gründen und jede Störung desselben zu entfernen. Die im bayerischen Kriege gemachte Erfahrung hatte diesen Wunsch noch mehr bey ihm bestärkt. Gern überließ er sich der Hoffnung, daß die Erfüllung seiner Wünsche durch die damaligen politischen Verhältnisse auch wahrscheinlich gemacht werde. Mit  
groß

großem Vergnügen hatte er alle zwischen Rußland und der Pforte neu entstandenen Irrungen durch die letztere den Frieden bestätigende Convention beigelegt gesehen. Friedrich hatte wirklich Ursach zu glauben, daß es auf eine dauerhafte Art geschehen sey. Katharina hatte von den Türken Alles zugestanden erhalten, was der Ehrgeiz verlangte. Auch über Polen war ihre Herrschaft festgegründet. Nachdem diese Monarchin glänzenden Kriegeeruhm erworben und ihre Heere furchtbar gemacht, konnte sie jetzt, als Schöpferin eines neuen Wohlstandes ihres weiten Reichs, als Gesetzgeberin, als Bildnerin und Beglückerin der mannichfachen ihrer Herrschaft unterworfenen Völker die höchste Stufe des Regenten-Ruhms ersteigen, und durch glänzende Thaten der innern Regierung ihren hohen Ehrgeiz befriedigen. Auch noch andere Gründe machten es wahrscheinlich, daß die Kaiserin diese Wahl treffen werde. Die Volksmenge ihres Reichs war durch den Krieg sehr vermindert, ihre Finanzen waren äußerst erschöpft; sie bedurfte wirklich des Friedens. Zugleich schien dessen Erhaltung nur von ihr abzuhängen. Von der Pforte war keine Unterbrechung desselben zu besorgen, eben so wenig in Polen irgend ein bedeutender Versuch, sich Katharinens erlungener Oberherrschaft zu entziehen. Diese Umstände leiteten

Friedr

Friedrich auf den Gedanken, daß eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes zwischen Rußland, ihm selbst, der Pforte und Polen das zweckmäßigste Mittel seyn dürfte, dem jetzt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe gegen jede Unterbrechung auf lange Zeit zu sichern. Frankreich, hofte Friedrich, werde solche Verbindung sehr gern sehen, und sie auf alle Weise befördern, Oesterreich aber werde durch dieselbe genöthiget werden, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen.

Aber wie Friedrich seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen von Görz, auftrug, die Gesinnungen des russischen Kabinetts über einen solchen Auftrag, ehe er ihn förmlich machen ließ; vorläufig zu erforschen, stellte dieser Minister, der die wirklichen Verhältnisse in der Nähe sahe, und Katharinen's wahre Gesinnungen kannte, dem Könige vor: „wie die Kaiserin den letzten Frieden mit der „Pforte keinesweges deshalb geschlossen habe, daß „ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werden solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, „um Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie Kräfte „zum neuen Angriff sammeln, und sich rüsten könne,

„zu



Anf. d. Regier. Joseph II. Veränd. polit. Syst. 401

„zu Ausführung der großen Entwürfe, die bey dem  
„bisher gehaltenen Glück aller Unternehmungen im-  
„mer vollständiger in ihrer Seele sich ausgebildet  
„hätten. Der Gedanke einer Verbindung mit den  
„Türken werde von Katharina, als ihren liebsten  
„Entwürfen und allen ihren Neigungen widerspres-  
„chend, mit höchstem Widerwillen aufgenommen  
„werden.“ — Der Erfolg rechtfertigte die Wahr-  
heit der Bemerkung des hellsehenden Staatsmanns.  
Wie er dem russischen Staatskanzler Grafen Panin  
die Eröffnung mit größter Vorsicht machte, keines-  
weges als förmlichen Antrag, sondern nur als eine  
Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen  
Europa befestiget zu sehen, etwa leiten könne, und über  
welche der König die Meinung seiner Auliken zu  
wissen wünschte; so bezeugte Panin die höchste Ver-  
wunderung, und äußerte ohne allen Rückhalt, die  
Pforte sey eine Macht, mit der jeder Friede nur  
Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung  
des Kriegszustandes sey. Eine Allianz mit dersel-  
ben sey dem ganzen politischen System Rußlands  
und allen persönlichen Gesinnungen seiner Monarchin  
höchst zuwider. Sie werde, setzte Panin hinzu,  
wirklich gar nicht begreifen, wie der König eine  
solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbs-  
feinde ihres Reichs nur als möglich habe denken

Friedrich auf den Gedanken, daß eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes zwischen Rußland, ihm selbst, der Pforte und Polen das zweckmäßigste Mittel seyn dürfte, dem jetzt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe gegen jede Unterbrechung auf lange Zeit zu sichern. Frankreich, hofte Friedrich, werde solche Verbindung sehr gern sehen, und sie auf alle Weise befördern, Oesterreich aber werde durch dieselbe genöthiget werden, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen.

Aber wie Friedrich seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen von Görz, auftrag, die Gesinnungen des russischen Kabinetts über einen solchen Auftrag, ehe er ihn förmlich machen ließ; vorläufig zu erforschen, stellte dieser Minister, der die wirklichen Verhältnisse in der Nähe sahe, und Katharinens wahre Gesinnungen kannte, dem Könige vor: „wie die Kaiserin den letztern Frieden mit der „Pforte keinesweges deshalb geschlossen habe, daß „ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werden solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, „um Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie Kräfte „zum neuen Angriff sammeln, und sich rüsten könne,

„zu

„zu Ausführung der großen Entwürfe, die bey dem  
„bisher gehabt Glück aller Unternehmungen im-  
„mer vollständiger in ihrer Seele sich ausgebildet  
„hätten. Der Gedanke einer Verbindung mit den  
„Türken werde von Katharina, als ihren liebsten  
„Entwürfen und allen ihren Neigungen widerspres-  
„chend, mit höchstem Widerwillen aufgenommen  
„werden.“ — Der Erfolg rechtfertigte die Wahr-  
heit der Bemerkung des hellsehenden Staatsmanns.  
Wie er dem russischen Staatskanzler Grafen Panin  
die Eröffnung mit größter Vorsicht machte, keines-  
weges als förmlichen Antrag, sondern nur als eine  
Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen  
Europa befestiget zu sehen, etwa leiten könne, und über  
welche der König die Meinung seiner Alirten zu  
wissen wünschte; so bezeugte Panin die höchste Ver-  
wunderung, und äußerte ohne allen Rückhalt, die  
Pforte sey eine Macht, mit der jeder Friede nur  
Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung  
des Kriegszustandes sey. Eine Allianz mit dersel-  
ben sey dem ganzen politischen System Rußlands  
und allen persönlichen Gesinnungen seiner Monarchin  
höchst zuwider. Sie werde, setzte Panin hinzu,  
wirklich gar nicht begreifen, wie der König eine  
solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbs-  
feinde ihres Reichs nur als möglich habe denken



Friedrich auf den Gedanken, daß eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des jetzigen Besitzstandes zwischen Rußland, ihm selbst, der Pforte und Polen das zweckmäßigste Mittel seyn dürfte, dem jetzt im östlichen Europa bestehenden Zustande Dauer zu geben, und die Ruhe gegen jede Unterbrechung auf lange Zeit zu sichern. Frankreich, hofte Friedrich, werde solche Verbindung sehr gern sehen, und sie auf alle Weise befördern, Oesterreich aber werde durch dieselbe genöthiget werden, jeder Unternehmung, welche die Ruhe stören könnte, zu entsagen.

Aber wie Friedrich seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen von Görz, auftrug, die Gesinnungen des russischen Kabinetts über einen solchen Auftrag, ehe er ihn förmlich machen ließ; vorläufig zu erforschen, stellte dieser Minister, der die wirklichen Verhältnisse in der Nähe sahe, und Katharinen's wahre Gesinnungen kannte, dem Könige vor: „wie die Kaiserin den letztern Frieden mit der „Pforte keinesweges deshalb geschlossen habe, daß „ein bleibender Zustand auf denselben gegründet werden solle, sondern vielmehr allein in der Absicht, „um Zeit zu gewinnen, binnen welcher sie Kräfte „zum neuen Angriff sammeln, und sich rüsten könne,

„zu Ausführung der großen Entwürfe, die bey dem  
 „bisher gehabt Glück aller Unternehmungen im-  
 „mer vollständiger in ihrer Seele sich ausgebildet  
 „hätten. Der Gedanke einer Verbindung mit den  
 „Türken werde von Katharina, als ihren liebsten  
 „Entwürfen und allen ihren Neigungen widerspres-  
 „chend, mit höchstem Widerwillen aufgenommen  
 „werden.“ — Der Erfolg rechtfertigte die Wahr-  
 heit der Bemerkung des hellsehenden Staatsmanns.  
 Wie er dem russischen Staatskanzler Grafen Panin  
 die Eröffnung mit größter Vorsicht machte, keines-  
 weges als förmlichen Antrag, sondern nur als eine  
 Idee, auf welche der Wunsch, die Ruhe im östlichen  
 Europa befestiget zu sehen, etwa leiten könne, und über  
 welche der König die Meinung seiner Aulicrten zu  
 wissen wünschte; so bezeugte Panin die höchste Ver-  
 wunderung, und äußerte ohne allen Rückhalt, die  
 Pforte sey eine Macht, mit der jeder Friede nur  
 Waffenstillstand, nur momentane Unterbrechung  
 des Kriegszustandes sey. Eine Allianz mit dersel-  
 ben sey dem ganzen politischen System Rußlands  
 und allen persönlichen Gesinnungen seiner Monarchin  
 höchst zuwider. Sie werde, setzte Panin hinzu,  
 wirklich gar nicht begreifen, wie der König eine  
 solche Verbindung zwischen ihr und dem alten Erbs-  
 feinde ihres Reichs nur als möglich habe denken

können <sup>4)</sup>. Friedrich ließ, sobald er die Gesinnungen der Kaiserin erfuhr, die Idee fallen, und befahl

- 
- 4) Dieser wichtige Umstand, dessen genaue Richtigkeit, so wie er hier erzählt worden, ich versichern kann, ist bisher wenig und nach der Wahrheit noch nie bekannt geworden. Nur in zwey gedruckten Werken finde ich desselben erwähnt, in der *Histoire de Pierre III, à Paris l'an VI. Tom. III. p. 172*, und in den Aufsätzen über Potemkin den *Laurier in v. Archenholz Minerva* Jahrg. 1797. 3ter Bd. p. 230. Wenn, wie Archenholz behauptet, der anonyme Geschichtschreiber Peter III (Lavaux) nur die letztern Aufsätze über Potemkin größtentheils ausgeschrieben hat, so beruht die Nachricht nur auf diesem Zeugniß. In jedem Fall aber kann ich versichern, daß die Nachricht in beiden Schriften durch Zusätze entstellte sey, welche durchaus falsch und der Politik Friedrichs völlig zuwider sind. Beide Schriftsteller behaupten nämlich: „Der König habe „sowohl dem russischen als dem türkischen Hofe eine „Defensiv-Allianz förmlich antragen lassen, und zugleich vorgeschlagen, das schwedische Finnland an „Rußland und das schwedische Pommern an Preußen „zu geben, dagegen Norwegen mit Schweden zu vereinigen, und für diesen Verlust den dänischen Hof „durch die Reichsstädte Hamburg und Lübeck, auch das „Hochstift Lübeck zu entschädigen. Die Pforte, heißt es weiter, habe sich über diesen Antrag nicht eher erklären wollen, bis sie zuvörderst deshalb Frankreich „zu Rathe gezogen; Rußland aber habe ihn ganz abgelehnt, weil Potemkin der Kaiserin bemerklich gemacht, „es sey unter ihrer Würde, einen fremden Plan anzunehmen.“

fahl seinem Gesandten, dieses dem russischen Hofe auf das Bestimmteste zu erklären. Aber der Eins  
Ec 2. bruch,

„nehmen, statt einen viel größern auszuführen, dessen „Schöpferin sie selbst sey.“ — Nie, ich glaube es zuversichtlich behaupten zu können, nie hat Friedrich einen so abentheuerlichen Gedanken gehabt. Derselbe wäre seiner Handlungsweise, seinem ganzen politischen System völlig zuwider gewesen. Dieser Monarch kannte die Menschen zu gut, um einen die bisherigen Verhältnisse zerstörenden Entwurf in Vorschlag zu bringen, der durch keine vorhergegangenen Umstände vorbereitet war, und in dessen Ausführung mehrere Mächte vereint mitwirken sollten. Nicht Umwerfung des jetzigen Besitzstandes, sondern dessen dauerhafte Sicherung war der Zweck seiner Politik in damaliger Zeit. Die Erwerbung von Schwedisch-Pommern, der einzige Vortheil, den Friedrich selbst von dem Entwürfe haben sollte, war gewiß nicht wichtig genug, um sie durch so gewaltsame Mittel zu wünschen. Die Zernichtung der Selbstständigkeit zwey deutscher für seinen Staat bedeutender Handelsstädte konnte nicht in dem Plane dessen seyn, der für die Aufrechthaltung deutscher Verfassung in allen ihren Theilen noch neuerlich so Vieles gewagt hatte. Und was hätte es, zu allen diesen Veränderungen unter den nordischen Mächten, der Einstimmung der dabey gar nicht interessirten Pforte bedurft? Die Wahrheit ist, daß von der Defensiv-Allianz, die Friedrich in ganz anderm, gar keine Veränderungen bezielenden, Sinne wünschte, in Constantinopel durchaus keine Eröffnung geschehen ist, in Petersburg aber nur eine vorläufige, die ohne Folgen blieb, sobald der König die Abneigung der Kaiserin erfuhr.

druck, den ihre Eröffnung hervorgebracht, war gemacht; Katharina wußte jetzt, daß sie von dem preussischen Monarchen durchaus keine Mitwirkung zu der Ausführung des Lieblings-Entwurfs ihres Ehrgeizes je erwarten dürfe, daß er derselben vielmehr, so viel er könne, entgegenstreben werde. Auch konnte ihrem Scharfsinn nicht entgehen, daß dieses nicht etwa nur auf einer Friedrich eigenthümlichen Ansicht beruhe, sondern, daß sein ihr mißfälliger Vorschlag sehr weise berechnet, daß er dem wahren und bleibenden Interesse des preussischen Staats vollkommen gemäß sey. Sie sah in diesem Vorschlage, bey reiferm Erwägen, nicht sowohl den Wunsch, den Ruhestand zu befestigen, als vielmehr einen Versuch, ihrer fortgehenden Vergrößerung Schranken zu setzen, und das Bestehen zweier Mächte zu begründen, deren eine völlig zu unterjochen, die andere aber vielleicht ganz aus unserm Erdtheil zu vertreiben, sie immer ernstlicher den Vorsatz faßte.

In keiner für Oesterreich günstigeren Stimmung Katharinens hätte also die Annäherung jener Macht versucht werden können. Wenn von Preußen nie eine Mitwirkung zu der Ausführung ihrer liebsten Entwürfe zu hoffen war, so stellte sich dagegen die

Bes

Betrachtung dar, daß das türkische Reich eben so gut von Oesterreich, wie von Rußland, der alte Erbfeind sey; daß zwar Oesterreich, wie es im letztern Kriege gethan, so auch ferner immer in den Weg treten müsse, so oft Rußland allein neue Opfer von den Osmanen fordern wolle, daß aber die Hoffnung, die Beute zu theilen, höchst wahrscheinlich den Wiener Hof bewegen könne, gemeine Sache mit Katharina zu machen. Geschahe dieses, so schien es erlaubt, Alles zu hoffen. Die Kräfte, welche beide Mächte anbieten konnten, waren so groß, daß man sich schmeicheln durfte, das hinfällige Gebäude des osmanischen Staats umzustürzen, noch ehe fremde Hülfe, es zu hindern, herbeizueilen vermögte.

Dieses waren Betrachtungen, welche Kaunitz mehr der guten Einsicht der Kaiserin selbst zu machen überließ, als daß er sie selbst ihr hätte vorhalten sollen. Er wollte die Allianz seines Hofes nicht anbieten, aber er hoffte, die Vortheile, welche Rußland von derselben sich versprechen konnte, sollten sich einleuchtend genug darstellen, um Katharina zu bewegen, von ihrer Seite solchen Antrag zu thun, und, gegen den Bund mit Oesterreich, dem mit Preußen zu entsagen. Diese Entsagung war dem Wiener

Hofe vorzüglich wichtig und unerläßliche Bedingung seiner Annäherung zu Rußland. Jedes Mittel wurde angewandt, um bey Katharina den Wunsch solcher Annäherung lebhaft zu machen. Die sittliche Verderbtheit des russischen Hofes machte die Wahl solcher Mittel eben nicht schwer. Seit Katharina II ihren Gemahl des Throns beraubt hatte, ergab sie sich mit ungezügelter Leidenschaft einem öffentlich erklärten Lieblinge nach dem andern, welche diese Monarchin mehr oder weniger unumschränkt beherrschten. In der langen Folge dieser mit Gregor Orlov (dessen kühnem Verbrechen Katharina vorzüglich den Thron verdankte) anfangenden erklärten Lieblinge <sup>5)</sup> hat keiner eine solche Beherrschung vollständiger und länger geübt, als derjenige, welcher in der Periode, von der wir hier reden, den Platz behauptete — Potemkin. Dieser, als Wachtmeister in der kaiserlichen Garde zu Pferde dienend, hatte schon bey der Revolution von 1762, obgleich nur als untergeordnetes Werkzeug, durch seine einnehmende Figur und durch die Kühnheit seines Betragens die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich gezogen, und seitdem

---

5) Man findet diese Lieblinge und die Art ihrer Beherrschung geschildert in dem Buche: *Russische Günstlinge*. Tübingen 1810.

Rußl. Entfernen v. Preußen u. Annäher. zu Oest. 407

dem Alles gethan, um dieselbe immer mehr zu fesseln. Als es ihm gelungen war, zu dem engeren Kreise der Gesellschaft Katharinens zugelassen zu werden, wandte er bald alle Künste des verschlagenen Hofmanns an, um andere Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlov, zu verdrängen. Vom Jahr 1776 an war er erklärter Liebling, aber er befestigte seine Herrschaft über Katharina gerade dadurch, daß er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, und eben dadurch, wenn er nach eigenen Launen wiederkehrte, immer neu blieb. So errang er eine um so größere Gewalt über die Kaiserin und die Verwaltung des Staats, und behauptete sich in derselben weniger durch die Neigung, welche er eingefloßt, als durch die Meinung, welche er von seiner Unentbehrlichkeit für ihre eigne Sicherheit Katharinen gegeben hatte. Diese Monarchin wußte nämlich sehr wohl, daß ihre übel errungene Herrschaft von einem sehr großen Theil ihrer Unterthanen höchst ungern ertragen wurde, und daß selbst wichtige Männer zu den Misvergnügten gehörten; sie fühlte, daß sie eines kräftigen Mannes neben sich bedurfte, der durch das Schrecken, womit er erfüllte, jeden Gedanken des Widerstandes niederschläge. Diesen Mann fand sie an Potemkin. Aber, um durch ihn ihre Sicherheit völlig zu gründen, mußte sie unumschränkte Gewalt in seine Hände legen. Der



Gebrauch, den er von dieser Gewalt machte, konnte, sowie alle, auch wohl die Selbstherrscherin selbst, zittern machen. Die Vereinigung seltner Eigenschaften und Umstände war allerdings nöthig, um eine solche Rolle sechszehn Jahre hindurch zu spielen, und, wie Potemkin es gethan hat, sich bis an seinen Tod in der unumschränkten Beherrschung der Monarchin gegen alle Gegner zu behaupten. Zwar darf man sich nicht ausnehmende Vorzüge des Geistes und Herzens denken, welche Katharina so anhaltend fesselten; nein, der höchste Grad von frecher Unverschämtheit an einer Seite, und eine große weibliche Schwäche an der andern erklären Alles. Ohne daß Potemkin die Talente und Kenntnisse des Feldherrn besaß, stand das ganze Kriegsheer, standen selbst die erfahrensten Feldherren, welche im letztern Kriege den russischen Waffen Ruhm und Sieg erworben hatten, unter seinem unumschränkten Befehl. Ohne gründliche Kenntniß zu haben, weder von den äußern Verhältnissen des Reichs, noch von dem, was die innere Verwaltung erforderte, entschied er allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin sowohl innerhalb ihres unermesslichen Reichs unternehmen, als was sie gegen fremde Mächte anstreben sollte. Jeder edlere Ehrgeiz, jedes Verlangen nach höherer Befriedigung des Geistes durch Leitung der Schicksale  
eines

eines großen Theils der Menschen, der von ihm abhing, war ihm fremd. Potemkin kannte nichts Höheres, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem auf jede Weise, und selbst durch den Schein der Verachtung desselben, sich zu bedecken, er unermüdet beschäftigt war. Jeden andern Vorzug, den persönliches Verdienst, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltsam niederzubrechen, vorzüglich die Großen des Reichs als Sklaven zu mishandeln, und bey jedem Anlaß des gewöhnlichen Lebens auf möglichst grobe Art fühlen zu lassen, daß er der allein Mächtige sey — dies war ihm der köstlichste Genuß der errungenen Uebermacht. Auch gegen die angesehensten Fremden, auch gegen die Gesandten unabhängiger Mächte erlaubte er sich geffentliche Verletzungen des äußern Wohlstandes; ihre Anträge und Vorstellungen hörte er an, wie Bitten seiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers. Die Eingebornen sicherte kein Rang, keine Würde gegen gröbste Mishandlungen mit Worten, und sogar mit Schlägen. Man hat behauptet: der Unverschämte sey so weit gegangen, selbst seine Gebieterin zu schlagen. Wenn gleich, wie wir glauben, dieses Letztere übertrieben ist, so beweist doch die Sage, wie viel er sich öffentlich mit Worten erlaubt haben müsse, da man das

Nergste im Geheim wenigstens möglich halten konnte. Gewiß ist, daß er den ihm von der Welt ertheilten Befehlen der Kaiserin, oder vielmehr nur ihren gedünsterten Wünschen, oft mit frecher Stirn sich laut widersetzte, und geffentlich gerade das Gegentheil von dem that, was Katharina gewünscht hatte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust setzte er seine Größe darin, sich keine versagen zu dürfen, und, mit gränzenloser Vergeudung der Gelder, die er den Staatskassen entzog, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens und der Kräfte der Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Obgleich die Monarchin jedem seiner Wünsche, den sie nur ahnden konnte, zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben und fast die Berechnung übersteigen, war er doch niedrig genug, daß ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Kassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren, und Katharina, wenn sie es erfuhr, wagte nicht, es ihm zu verweisen. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin sich erkaufen, um die Beförderung ihrer Absichten zu versprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen seine Einsicht zu beschränkt war. Im Besiß unermesslicher Schätze, und die größten

größten Summen mit Verachtung im Spiele, oder wie es sonst eine vorübergehende Laune gebot, wegs werfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und kniend sah man sie flehen, sie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben, und mit ihren Familien sie nicht der bittersten Dürftigkeit zu überliefern. Kein menschliches Gefühl regte sich in Potemkins Brust. Es scheint ihm oft eine Lust gewesen zu seyn, Menschen zu mißhandeln, ohne andern Beweggrund, als um zu zeigen, daß er dieses ungeahndet zu thun vermöge.

Dies ist das treue nach zuverlässigen Berichten gezeichnete Bild <sup>6)</sup> des Mannes, dem Katharina II die von ihr beherrschten Millionen und sich selbst untergeordnet hatte, und eben dadurch bewies, daß sie auf den ihr von schmeichelnden Zeitgenossen beigelegten Namen der Großen bey der Nachwelt nicht Anspruch machen dürfe. Potemkin, der die höchste sittliche Unwürdigkeit durch nichts Edles gut machte,

---

6) Siehe Beilage F.

machte, entschied jetzt willkürlich jede Bewegung des russischen Reichs. Ein fremder Hof, der mit demselben in Berührung kam, mußte noch mehr sich bestreben, die Gunst dieses Lieblings, als die der Monarchin selbst zu gewinnen. Auch Friedrich mußte sich hierzu herablassen; aber, seine eigne Würde nie vergessend, und vertrauend auf die Achtung, welche er und sein Bruder Heinrich der Kaiserin eingeflößt hatten, zeigte er sich doch minder eifrig in diesem Geschäft, als Andere. Es blieb Potemkin nicht unbenutzt, und dieser war dem großen Könige keineswegs hold, wovon er bei jeder Gelegenheit unzweifelnde Beweise gab. Als er den sehnlichst gewünschten schwarzen Adlerorden etwas später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, hatte er die Unerschämtheit, mit wegwerfender Miene zu sagen: „er sey zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er, in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle.“ Auch wie Friedrich erfuhr, daß Potemkin die Absicht habe, das Herzogthum Kurland zu erwerben, und ihm seine Mitwirkung dazu anbieten ließ<sup>7)</sup>, gab Potemkin unterholen zu erkennen

---

7) Friedrich wollte nämlich nicht nur den König und die Republik Polen, von denen Kurland als Lehn abhing, bewe-

erkennen, daß theils diese Befizung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Potemkin, der überhaupt die schändeste Beurtheilung fremder Souverains sich erlaubte, machte die Einfachheit der Lebensart und die strenge Oekonomie Friedrichs zum Ziel seines Spottes, und bemühte sich auf alle Weise, die Verehrung, welche die Kaiserin für den König fühlte, zu schwächen, und sie dagegen dem Wiener Hofe geneigter zu machen. Dieser letztere hatte unstreitig den Vortheil, so wie den ehrgeizigen Entwürfen der Monarchin, so auch der Eitelkeit ihres Günstlings weit reizendere Anerbietungen, als Preußen, thun zu können, und es wurde nichts unterlassen, um diesen Vortheil zu benutzen. Potemkin war nicht das erste Beispiel, daß deutsche Kaiser die erhabene deutsche Fürstenwürde herabsezen, und deren Titel den Günstlingen der russischen Kaiserinnen beilegten. Potemkin erhielt diesen Titel im J. 1776 <sup>8)</sup>.

Der

---

bewegen, dasselbe Potemkin zu geben, sondern auch den Herzog Biron, der in diesem Fall Anland verlieren mußte, zu entschädigen beitragen, indem er ihm bedeutende Vortheile für seine schlesischen Herrschaften zuzugestehen sich bereit erklärte.

8) Ein anderer russischer Staatsmann, *Weschorodko*, der

im  
May  
und  
Jun.  
1780

Der bedeutendste Schritt, welchen der Wiener Hof that, um sich dem russischen zu nähern, war der Besuch, den Kaiser Joseph selbst bey Katharina II ablegte. Die große Wißbegierde dieses Monarchen, und die ihm eigene Neigung, sich durch Reisen zu unterrichten, wurden als die Beweggründe gebraucht, um ein allerdings auffallendes Unternehmen zu erklären, und die Genehmigung der damals noch lebenden Kaiserin-Königin für dasselbe zu erhalten. Unstreitig hatten diese Beweggründe und der Wunsch, von den Kräften und innern Verhältnissen des für Oesterreich so wichtigen Staats sich selbst zu unterrichten, bey Joseph vielen Einfluß; aber sicher hatte man auch vorzüglich die Absicht, durch diesen Besuch günstige Eindrücke in Petersburg zu machen, und die Annäherung, welche man wünschte, zu befördern. Ungemein mußte es Katharina schmeicheln, daß der erste Monarch von Europa, der Abkömmling eines Hauses, das von jeher durch Stolz und hohe Ansprüche sich auszeichnete, ihr in Person seine Huldigungen darbrachte. Mohilow, eine Stadt am Dnepr, in dem  
Ruß,

---

der besonders nach Panin's Tode großen Einfluß im Petersburger Kabinet erhielt, wurde von Joseph II zum deutschen Reichsgrafen ernannt.

Rußland zugefallenen Theil von Polen, war zu der Zusammenkunft beider Souverains bestimmt. Kaiser Joseph reiste von dort über Moskau nach Petersburg, wo er Katharina wiederfand. Diese Monarchin bot alles auf, was die mit europäischer Verfeinerung verbundene asiatische Pracht ihres Hofes vermogte, um den kaiserlichen Gast zu versüßen und ihm die höchste Idee von den Kräften ihres Reichs zu geben. Wohl geübt in der Kunst zu gefallen suchte sie durch alle Vorzüge ihres mannichfach gebildeten Geistes ihn für sich einzunehmen. Joseph hatte von seiner Seite gleichen Zweck. Dennoch wurde auch hier bestätigt, was die Geschichte bey den meisten Zusammenkünften der Großen der Erde bemerkt hat, nämlich, daß persönliche Bekanntschaft ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dem Blicke Josephs, der alle merkwürdige Anstalten aufmerksam beobachtete, und sich über jede innere Einrichtung genau zu unterrichten suchte, konnte der Schleier des äußern Glanzes die wirkliche innere Schwäche des russischen Reichs nicht verbergen. Die furchtbaren nachtheiligen Folgen des letztern Krieges waren noch überall sichtbar; die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht ersetzt, der Zustand der Armee konnte einen Kenner, wie Joseph, nicht befriedigen;

Pos



im  
May  
und  
Jun.  
1780

Der bedeutendste Schritt, welchen der Wiener Hof that, um sich dem russischen zu nähern, war der Besuch, den Kaiser Joseph selbst bey Katharina II ablegte. Die große Wißbegierde dieses Monarchen, und die ihm eigene Neigung, sich durch Reisen zu unterrichten, wurden als die Beweggründe gebraucht, um ein allerdings auffallendes Unternehmen zu erklären, und die Genehmigung der damals noch lebenden Kaiserin: Königin für dasselbe zu erhalten. Unstreitig hatten diese Beweggründe und der Wunsch, von den Kräften und innern Verhältnissen des für Oesterreich so wichtigen Staats sich selbst zu unterrichten, bey Joseph vielen Einfluß; aber sicher hatte man auch vorzüglich die Absicht, durch diesen Besuch günstige Eindrücke in Petersburg zu machen, und die Annäherung, welche man wünschte, zu befördern. Ungemein mußte es Katharina schmeicheln, daß der erste Monarch von Europa, der Abkömmling eines Hauses, das von jeher durch Stolz und hohe Ansprüche sich auszeichnete, ihr in Person seine Huldigungen darbrachte. Mohilow, eine Stadt am Dnepr, in dem  
Ruß

---

der besonders nach Paulus Tode großen Einfluß im Petersburger Kabinet erhielt, wurde von Joseph II zum deutschen Reichsgrafen ernannt.

Rußland zugefallenen Theil von Polen, war zu der Zusammenkunft beider Souverains bestimmt. Kaiser Joseph reiste von dort über Moskau nach Petersburg, wo er Katharina wiederfand. Diese Monarchin bot alles auf, was die mit europäischer Verfeinerung verbundene asiatische Pracht ihres Hofes vermogte, um den kaiserlichen Gast zu versüßen und ihm die höchste Idee von den Kräften ihres Reichs zu geben. Wohl geübt in der Kunst zu gefallen suchte sie durch alle Vorzüge ihres mannichfach gebildeten Geistes ihn für sich einzunehmen. Joseph hatte von seiner Seite gleichen Zweck. Dennoch wurde auch hier bestätigt, was die Geschichte bey den meisten Zusammenkünften der Großen der Erde bemerkt hat, nämlich, daß persönliche Bekanntschaft ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dem Blicke Josephs, der alle merkwürdige Anstalten aufmerksam beobachtete, und sich über jede innere Einrichtung genau zu unterrichten suchte, konnte der Schleier des äußern Glanzes die wirkliche innere Schwäche des russischen Reichs nicht verbergen. Die furchtbaren nachtheiligen Folgen des letzten Krieges waren noch überall sichtbar; die Lücken der Bevölkerung waren noch nicht ersetzt, der Zustand der Armee konnte einen Kenner, wie Joseph, nicht befriedigen;

Pos

Potemkin war nicht der Mann, um Geschicklichkeit und Disciplin bey den Truppen zu bewirken, auch diese mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen, und sie fähig zu machen, die großen Entwürfe der Monarchin auszuführen. Die gränzenlose Verschwendung des Hofes machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich; bey schimmernder Pracht fehlte in den Kassen oft das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen, die Eitelkeit der Monarchin wollte durch Dinge, die in die Augen fielen und in der Ferne glänzten, befriedigt werden. Die ungeheure moralische Verderbtheit derer, welchen die meiste Gewalt vertraut war, ließ keine wahre Fürsorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und Gewissenhaftigkeit bei Verwaltung der Geschäfte, an gute Rechtspflege, an Förderung von Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken; jeder suchte nur durch Unterdrückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um die sich geneigt zu machen, die über ihm standen. Die Unzufriedenheit war deshalb auch allgemein, und die Kaiserin, so sehr sie es zu verbergen suchte, zitterte vor deren Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächsten Umgebungen, sie fürchtete sogar ihren eignen Sohn, wohl wissend, daß, nach der Meinung Vierter, und sogar Einiger, die bey der Revolution mit,

gewirkt hatten, auch selbst nach ihrer eignen Erwartung, sie dem Großfürst, bei seiner schon erreichten Volljährigkeit, den Thron zu überlassen versichert sey; noch mehr, sie fürchtete selbst den, welchem allein sie Schutz gegen aller Andern Unternehmungen hoffte. Nur diese Furcht kann ihre impfliche Abhängigkeit von Potemkin erklären.

Alles dieses entging Joseph II Beobachtung nicht. Auch bemerkte dieser Monarch sehr wohl, wie tief die von früher Jugend an genährte Verehrung Friedrichs II in Katharinens Seele gewurzelt, wie die Weisheit seines ganzen Benehmens gesiegt, wie der nützliche Beistand, den er ihr geleistet, diese Verehrung befestiget habe, und wie hiezu auch Panins Rathschläge beitrugen, der der preussischen Verbindung ganz ergeben war, der auch gleichzeitige Gesinnungen der Monarchin und ihres ersten Ministers schienen die Einreichung der österreichischen Ansprüche sehr zu erschweren. Aller Gegenwirkung Potemkins ohnerachtet, behauptete Panin sich vorzüglich dadurch, daß ihm die Erziehung des Großfürsten anvertrauet war, und dieser Prinz eben so sehr an ihm hing, als der bessere Theil der Nation mit großer Achtung zugethan war. Dieser Minister

nister würde in der That viel geleistet, den Entschlüssen seiner Monarchin in den innern Verhältnissen eine wohlthätigere Richtung, und in den äußern noch weit mehr Ansehn und Bedeutung gegeben haben, wenn nicht der Werth seines richtigen Verstandes, seiner großen Kenntnisse und ausgebreiteten Geschäfts-Erfahrung, auch seiner wirklichen Liebe des Staats durch eine ungemein weit gehende Indolenz wäre geschwächt worden.

So wie aber dem Kaiser Joseph nicht Alles gefiel, was er am russischen Hofe bemerkte, so machte auch er nicht ganz den günstigen Eindruck, den er bezielte. Das wirklich Große in seinem Charakter, die edle Einfalt seiner Sitten, das Herablassende seines Betragens gegen Menschen aus allen, vorzüglich aus den niedern Ständen, die Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, welche er besaß, die rege Wißbegierde, mit der er sie noch zu vermehren, von Allem sich zu unterrichten, von Jedem zu lernen suchte, — dies alles waren nicht Eigenschaften, welche Potemkins Beifall erwerben konnten, sie machten diesem vielmehr einen Monarchen wirklich verhaßt, durch dessen Anblick sein eigener Mangel an allen den Tugenden, welche jener besaß, nur desto auffallender wurde. Seine Urtheile wirkten

natürlich auch auf die Monarchin; wenn gleich sie des deutschen Kaisers wahren Werth richtiger schätzte, so entgingen ihrer durch den Günstling geschärften Beobachtung doch auch die Schwächen nicht, welche mit jenem Werth verbunden waren. Bey einer unruhigen Begierde, sich durch große und glänzende Unternehmungen der innern und äußern Regierung auszuzeichnen, fehlte es Joseph an festem und standhaftem Willen, große Entwürfe auch bey großen Hindernissen durchzusetzen. Sein Ehrgeiz strebte zu Vielem an, um sich für irgend etwas fest zu bestimmen. Er fing mit Lebhaftigkeit an, aber führte nicht mit Beharrlichkeit aus; wenn er Widerstand fand, gab er nach. Gerade hierin unterschied sich sein Charakter vorzüglich von dem der Kaiserin. Diese wagte bey ihren Unternehmungen das Aeußerste; um ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, nahm sie auf nichts Anderes Rücksicht. Ihr war Leben und Glück ihrer Unterthanen nichts; wenn es darauf ankam, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Nicht so Joseph. Dieser liebte wirklich sein Volk und war nicht geneigt, dessen Wohl aufzuopfern, wenn gleich seine Leidenschaft ihn verleiten konnte, dasselbe in Gefahr zu setzen. Seinen Ideen fehlte zuweilen Originalität, er ahmte nach, was er anderswo mit Nutzen ausgeübt sahe, aber er prüfte

nicht immer, ob auch für seinen Staat und seine Lage passe, was anderswo gepaßt hatte. Alles dieses mußte bey Katharina die Achtung für ihn etwas mindern.

Bei diesen gegenseitig über einander gemachten Beobachtungen ist es höchst wahrscheinlich, daß die Zusammenkunft der beiden Souverains keine ganz bestimmte und große Resultate hervorgebracht habe. Gewiß ist, daß ein Traktat damals zwischen ihnen nicht abgeschlossen worden. Es blieb bey mündlichen Zusicherungen, daß Einer des Andern Absichten befördern, und daß man, nach Maaßgabe eintretender Umstände, deshalb festere Verabredungen treffen wolle. Wie weit man sich über diese Absichten gegen einander vertraulich eröffnet habe, ist natürlich nicht bekannt geworden, da diese Eröffnungen wohl meistens zwischen den Souverains selbst, vielleicht nur zuweilen mit Zuziehung Potemkins, stattfanden. So viel hat man erfahren, daß Katharina ihrem Gaste die Aussicht gab, wenn ihr erlaubt würde, Constantinopel für sich zu nehmen, so könne Kaiser Joseph dagegen sich der alten Hauptstadt der Welt, Roms, bemächtigen<sup>9)</sup>. Die Wiederherstellung  
des

---

9) Kaiser Joseph selbst hat dem Großfürst Paul gesagt,  
daß

des alten Zustandes der Welt, eines östlichen und eines westlichen Kaiserreichs, war die Lieblings-Idee, welche Katharina's Einbildungskraft damals beschäftigte; indeß blieb es bey allgemeinen Verabredungen, wenn es zu einem neuen Kriege mit der Pforte kommen sollte, sich gegenseitig auf Kosten dieser Macht zu vergrößern. Dem Kaiser Joseph konnte die Betrachtung nicht entgehen, daß jeder Zuwachs, den sein Staat auf diese Weise erhalten könne, doch durch die Uebermacht Rußlands in seiner Nähe bey weitem würde überwogen werden. Auch beschäftigten ihn für jetzt noch Gegenstände anderer Art. Der Entwurf, Bayern zu erwerben, lag ihm noch immer an, und es war ohne Zweifel Hauptzweck seiner Reise, die russische Kaiserin zu dem Versprechen zu bringen, sich der Ausführung dieses Entwurfs, der im Teschner Frieden übernommenen Verbindlichkeit ohnerachtet, nicht widersetzen, vielmehr Preußens Widerstand abhalten zu wollen. Joseph erhielt auch wirklich diese Zusage, obgleich auch nur mündlich und im Allgemeinen,

D d 3

denn

---

daß die Kaiserin ihm Rom und Italien, in gewisser Maasse, die Oberherrschaft über den ganzen Westen von Europa angetragen habe. Der Großfürst vertraute dieses nachher dem preussischen Kronprinzen und dem Grafen Görz.



denn über die Zeit und Art der Ausführung konnte noch nichts Bestimmtes verabrebet werden, da in Wien selbst deshalb noch kein Plan gemacht war, und derselbe höchst wahrscheinlich erst nach Maria Theresia's Tode zur Reife gekommen ist. Auch von andern Unternehmungen im deutschen Reiche war die Rede, besonders von Befestigung der Kaiserwürde im österreichischen Hause durch die Wahl des Erzherzogs Franz zum römischen König. Denn Kaiser Joseph wünschte sich diesen unter seinen Augen gebildeten Neffen zum dereinstigen Nachfolger, sowohl im deutschen Reich, als in seinen Erbstaaten, mit Uebergehung dessen Waters, des Großherzogs Leopold von Toskana. Zu Allem diesen versprach Katharina um so williger ihre Mitwirkung, da sie eben dadurch ihren gewünschten Einfluß im deutschen Reiche beweisen und verstärken konnte, auch hoffen durfte, den Wiener Hof durch diese Gefälligkeit desto thätiger für ihre eigenen Entwürfe zu machen.

Mit solchen allgemeinen Verabredungen schieden beide Souverains von einander. Jeder von ihnen schmeichelte sich, einen festern Glauben an seine Freundschaft gegründet zu haben, als er selbst empfand; Jeder hoffte zu Erreichung seiner Absichten  
eines

eines kräftigern Beistandes sich versichert zu haben, als er selbst für die Absichten des Andern zu leisten gedachte. Dem Fürst Kaunitz war es ganz recht, daß die Annäherung seines Hofes zu dem russischen nur so weit, wie es geschehen, und nicht noch weiter, durch Josephs Reise gebracht war. Bey einem ohne seine unmittelbare Einwirkung abgeschlossenen Traktat würde er gefürchtet haben, daß der lebhafteste, offene und seine Gesinnungen nicht zurückhaltende Monarch mehr Verbindlichkeiten übernommen und von den eigenen Absichten mehr offenbart haben möchte, als es dem staatsklugen Minister für das Interesse Oesterreichs rathlich schien. Ihm genügte es, daß Katharina II zu einer nähern Verbindung geneigt gemacht und ihre Anhänglichkeit an Friedrich doch wenigstens etwas erschüttert war. Wie sehr dieses letztere in der That bewirkt worden, zeigte sich bald auf eine unverkennbare Weise. Die Allianz zwischen Rußland und Preußen war zuerst im J. 1764 auf acht Jahre abgeschlossen und im J. 1772 auf gleichen Zeitraum erneuert. Jetzt war dieser 1780 Zeitraum abermals abgelaufen, aber Katharina verzögerte, unter verschiedenen Vorwänden, die Erneuerung des Bundes, welche Preußen antrug, und zuletzt lehnte sie dieselbe ganz ab.

Um wo möglich eine Verbindung zu erhalten, die für das preussische Staats-Interesse so wichtig war, fand Friedrich II gut, bald nach der Abreise des Kaisers von Petersburg, seinen Neffen und Thronfolger, den Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, dahin abgehen und der Kaiserin einen Besuch machen zu lassen. Dieser Prinz, in der Blüthe des männlichen Alters, hatte im letztern Kriege den Ruhm eines Feldherrn von richtigem Urtheil erworben; er besaß einen durch mannichfache Kenntnisse gebildeten Geist und sehr viel Angenehmes im gesellschaftlichen Leben. Es war zu hoffen, daß er einen vortheilhaften Eindruck machen werde. Dieses war wirklich der Fall. Vielleicht gefiel Friedrich Wilhelm als Mann der Kaiserin mehr, als Joseph. Zwischen jenem und dem Großfürsten Paul, der die entschiedene Vorliebe seines Vaters für Preußen geerbt hatte, wurde eine sehr warme persönliche Freundschaft geknüpft. Auch bey den Großen des Hofes fand der Prinz vielen Beifall. Panin bewies ihm die größte Ergebenheit und selbst Potemkin benahm sich artig gegen ihn. Man machte die Bemerkung, daß der preussische Thronerbe, welcher unter diesem Namen reiste, ohne seiner Würde zu vergeben, sich gefälliger und zuvorkommender bewiese, als Kaiser Joseph, bey welchem man

Rußl. Entfernen v. Preußen u. Annäher. zu Oest. 425

man oft mehr Stolz und Zurückgezogenheit hatte bemerken wollen, als dem von ihm angenommenen Range angemessen schien. Der Kronprinz z. B. machte den Ersten des Hofes Besuche in ihren Wohnungen, wozu der Graf von Falkenstein sich nie herabgelassen hatte. Friedrich Wilhelm wurde nicht nur durch mannichfache Feste unterhalten, eingerichtet mit der ausgesuchtesten Pracht, sondern die Kaiserin bezeugte ihm auch ein großes persönliches Vertrauen und hatte mehrere Unterhaltungen mit ihm ohne Zeugen. Sie gab die stärksten Versicherungen ihrer hohen Achtung und ungeminderten Freundschaft für den großen König. Dieser war mit dem Erfolge der Reise seines Neffen sehr zufrieden, und die preussischen Patrioten freueten sich, daß der künftige Regent eine solche Gelegenheit gehabt hatte, dem Staate einen wichtigen Dienst zu leisten, und eben so sehr die Billigung seines Oheims durch denselben zu verdienen, als er sie bereits durch sein Benehmen im Kriege erworben hatte <sup>10)</sup>. Man

Ob 5

ging

---

10) Als Friedrich einige Zeit nach der Rückkunft des Prinzen sehr krank war, sagte er: „vielleicht sterbe ich diesmal, aber die Feinde des Staats dürfen sich nicht darüber freuen, denn ich hinterlasse einen Neffen, der „mich völlig ersetzen wird“ (qui me recommencera).

ging sogar so weit, sich zu schmeicheln, daß Friedrich Wilhelm den von Joseph gemachten Eindruck am russischen Hofe gänzlich verlöscht habe, und man wagte es spottend zu sagen: „Graf Falkenstein sey „der schlechteste Gesandte Kaiser Joseph II,“ darauf anspielend, daß dieser Monarch am russischen Hofe eben so wenig, als einige Jahre zuvor am französischen, sehr gefallen habe. Aber dieses Frohlocken war zu voreilig und sehr ungegründet. Kaiser Josephs II viele und weite Reisen, die damals, als bey Monarchen ungewöhnlich, wohl gar als unschicklich von Manchen getabelt wurden, waren für ihn und seinen Staat von sehr bedeutendem Nutzen. Nicht nur erweiterte er auf diesen Reisen den Kreis seiner anschaulichen Ideen, sondern auch die politischen Zwecke seines Hofes wurden durch dieselben kräftig befördert. Auch wenn dieser Monarch nicht immer günstige Eindrücke auf fremde Souverains und Große machte, noch bestimmte Absichten erreichte, so war es doch ein sehr wichtiger Vortheil, daß er die innern Verhältnisse fremder Höfe und die Menschen, auf die es vorzüglich bey denselben ankam, näher und persönlich kennen lernte und in der Folge besser beurtheilen konnte, wie und durch welche Werkzeuge an jedem Hofe zur Erreichung seiner Absichten zu wirken sey. Wie nützlich besonders  
die

die russische Reise für Oesterreichs Absichten gewesen sey, hat die Folge hinlänglich bewährt. Wenn gleich Friedrich Wilhelm persönlich gefiel, so war Katharina II doch zu sehr staatskluge Herrscherin, und ihre politischen Entwürfe lagen ihr zu sehr an, daß sie nicht demjenigen Monarchen hätte den Vorschlag geben sollen, der, zu Ausführung dieser Entwürfe am besten mitzuwirken, sowohl den Willen als die Kräfte hatte.

Ohnerachtet aller Freundschafts-Versicherungen, die der preußische Thronerbe mitbrachte, erhielt Friedrich doch immer mehr Beweise der zunehmenden Entfernung und Kälte seiner bisherigen Bundesgenossin, die allmählig in wirkliche Abneigung übergingen. Zwar fand Katharina durchaus nicht gut, völlig und öffentlich mit ihm zu brechen. Dies erfolgte nicht, auch nachdem das preußische System seine Hauptstütze, den Grafen Panin, verloren hatte <sup>11)</sup>, vielmehr ließ die Kaiserin in der Privat-Correspondenz mit dem König es an den freundlichsten und schönsten Worten nicht fehlen, die Friedrich eben so lebhaft erwiderte. Aber die Allianz

---

11) Dieser Minister, geboren 1718, starb den 31sten März 1783. Sein Einfluß auf Katharina war schon vorher bedeutend vermindert.

lianzen wurde nicht erneuert, weil Katharina wußte, daß deren Erneuerung dem Wiener Hofe mißfallen werde. Einen sehr auffallenden Beweis dieser Gesinnungen gab die Kaiserin noch dadurch, daß der Großfürst Paul, welcher mit seiner Gemahlin im J. 1782 eine Reise durch Europa machte, nach ausdrücklicher Vorschrift eine geraume Zeit sich in Wien aufhalten, Berlin aber geflissentlich, und ganz seinem Wunsche zuwider, vorbeigehen mußte. Friedrich fühlte das Beleidigende dieser Vernachlässigung, doch ohne sich deshalb je zu äußern. Auch wurde die Absicht Katharinens verfehlt, denn Paul hing nur um so fester an dem, von welchem er abgelenkt werden sollte. Noch knüpfte Katharina ein neues Band mit dem österreichischen Hofe, indem sie die Vermählung der württembergischen Prinzessin Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria, mit dem Erzherzog Franz, Neffen des Kaisers, einleitete. Diese Verbindung fand bei diesen Prinzen Eltern, dem Großherzog Leopold von Toskana und dessen Gemahlin, vorzüglich aber bey dem mütterlichen Großvater, König Karl III von Spanien, sehr große Schwierigkeiten. Es war nämlich diesen, und besonders dem Letztern, ungemein anstößig, daß die württembergische Prinzessin nicht in der katholischen Religion geboren sey, auch über-

dem

181. Entfernt. v. Preußen u. Annäher. zu Oest. 429

n von einer nicht altfürstlichen Großmutter ab-  
stamme <sup>12)</sup>. Kaiser Joseph II überwand endlich  
t nicht geringer Mühe diese Schwierigkeiten, aber  
r dadurch, daß Katharina II die württembergische  
Prinzessin in die russisch-kaiserliche Familie auf-  
nahm und sie für ihre Tochter erklärte. Kaiser Jos-  
ph II erhielt sie deshalb nicht von ihren Eltern,  
sondern von der Kaiserin, als Braut seines Neffen,  
des Großherzog Leopold ihm, obgleich ungern,  
erließ, um unter des Kaisers Augen seine fernere  
Erziehung zu erhalten. Auch die junge Prinzessin  
kam zu gleicher Zeit, zu Ende des Jahrs 1782,  
nach dem Willen der Kaiserin, an den Wiener Hof  
und wurde dort in der katholischen Religion erzogen.  
Die

---

12) Karl Alexanders, Herzogs von Württemberg Gemahlin,  
Maria Augusta, war diese Großmutter, eine Prinzessin  
aus dem Hause Thurn und Taxis, welches erst in neuerer  
Zeit, aus dem Privatstande, zur Reichsfürsten-Würde  
erhoben worden. Obgleich diese Erhebung die Folge eines  
sehr wichtigen Verdienstes (der Einführung des Postwesens  
in Deutschland) war, welches desto mehr Glanz hätte  
geben sollen; so stand doch in den Augen des spanischen  
Monarchen das Haus Taxis eben deshalb, weil der  
rühmliche Ursprung seiner Erhebung bekannt war, tief  
unter jenen Geschlechtern, deren Ahnen sich so sehr in  
das Dunkel der Zeiten verlieren, daß Niemand mehr  
mit Sicherheit behaupten kann, es sey ein Mann von  
Verdienst unter diesen Ahnen gewesen.



Die Vermählung wurde erst einige Jahre später vollzogen <sup>13)</sup>. Sonderbar, daß eben diese württembergische Prinzessin, welche bestimmt war, ein verwandtschaftliches Band zwischen den beiden Kaiserhöfen durch künstliche Voransetzung zu knüpfen, wirklich eine nahe Verwandte König Friedrich II war <sup>14)</sup>!

13) Am 6ten Januar 1788. Die Verbindung war von kurzer Dauer, denn Elisabeth starb bereits am 18ten Februar 1790, zwei Tage vor Kaiser Joseph II.

14) Ihre Mutter, eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, war des Königs Schwester-Kochet; vermählt an Herzog Friedrich von Württemberg. Diese Verwandtschaft gab Anlaß, daß Prinz Heinrich, welcher gerade in Petersburg war, wie die erste Gemahlin des Großfürsten Paul, eine Prinzess von Darmstadt, starb, dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria von Württemberg im Jahre 1776 bewirkte.

~~~~~

Bei-

Beilagen

zu der

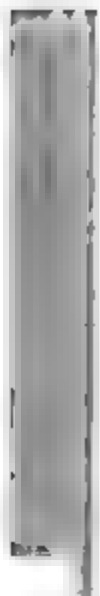
Geschichte der letzten Periode

Friedrich II.

A bis F

bis zum

neunten Kapitel.



Beilage A:

zu Seite 17.

Ueber die erste Theilung Polens und Friedrichs Antheil an derselben.

Die Theilung Polens ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts. Drey bis dahin gegen einander eifersüchtige, oft sich besfeindende Mächte verbanden sich, einem vierten Staat, mit dem sie in Frieden lebten, und der sie nicht beleidigt hatte, einen Theil seines seit Jahrhunderten besessenen Gebiets wegzunehmen, und mit Gewalt ihm die Einwilligung dazu abzudringen. Dieser Vorgang, ohne Beispiel in der Vorzeit unter den gesitteten Völkern unsers Erdtheils, hat auf die Ereignisse der folgenden Zeit großen Einfluß bewiesen, und ähnlichen Gewaltthaten wo nicht zum Anlaß, doch zum Vorwande und zu vermeinter Rechtfertigung

gung gebient ¹⁾. Das eifrigste Bestreben der erleuchtetsten Staatsmänner von Europa war bis auf diese Zeit immer gewesen, den lange bestandenen Besiß der verschiedenen Staaten als heilig und unverleßbar gegenseitig anzuerkennen, und jedem Versuch, ihn gewaltsam zu stören, bey Zeiten vereinten Widerstand entgegen zu setzen. Diesen Grundsätzen gemäß mißbilligten alle anderen Mächte das an Polen verübte Unrecht, die allgemeine Meinung aller Völker erklärte sich gegen dasselbe mit Unwillen, und wünschte laut, daß es nicht geduldet würde; doch Niemand wagte thätigen Widerstand. Die Folge davon war, daß die drey Mächte in ihrer wohlgeplungenen Gewaltthat immer weiter gingen, dem beraubten Staate später auch das nahmen, was sie ihm zuerst noch gelassen und feierlichst garantirt hatten, endlich, vier und zwanzig Jahre nach der ersten Beraubung, ihn ganz vernichteten und alle Lande desselben nach eigenem Gefallen unter sich theilten.

Die

-
- 1) Wenn man bey dem Friedens-Congreß zu Rastadt den französischen Gesandten bemerklich machte, wie sehr es allen bisher angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts zuwider sey, daß das damalige Direktorium die eroberten, aber noch durch keinen Frieden abgetretenen deutschen Lande mit Frankreich durch feierliche Dekrete eigenmächtig vereint habe, so wiesen sie immer auf das hin, was an Polen verübt worden.

Die erste Theilung Polens hat bereits einige Jahre vor dem Zeitpunkte sich ereignet, mit welchem unsre Geschichte anhebt. Die genauere Darstellung des Hergangs derselben gehört also nicht zu unserm Zwecke. Nur eines Umstands nähere Entwicklung hängt mit demselben zusammen und wird den Lesern interessant seyn. Nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung wird die erste Idee der Theilung Polens dem König Friedrich II beigemessen; er soll dieselbe den beiden andern Mächten mitgetheilt und diese zur gemeinsamen Ausführung vermocht haben. Da ich diese Meinung für falsch halte, so benutze ich gern diesen Anlaß, einen Widerspruch einzulegen. Einer partheiischen Vorliebe, die Friedrichs moralischen Charakter von einem ihn entstellenden Flecken zu reinigen strebe, fürchte ich hierbey nicht verdächtig zu werden. Die Treue und Wahrheitsliebe, mit denen ich in meinem Werke über den König geredet und, bey aller Verehrung, die ich für ihn hege, seine Schwächen und Fehler nicht verhehlt habe, müssen über solchen Verdacht mich erheben. Auch sind es nicht moralische und psychologische Gründe, die mich etwa glauben machen, daß Friedrich die erste Idee der Theilung Polens nicht hätte haben können; nein, aus rein historischen Gründen halte ich mich überzeugt, daß er sie

nicht gehabt hat, und daß vielmehr von einer andern Seite her dieser Gedanke bey ihm zuerst veranlaßt sey. Der Leser prüfe meine Gründe.

So viel bey fleißigem Nachforschen mir bekannt geworden, hat kein Schriftsteller, von welchem man annehmen kann, daß er Zugang zu guten Nachrichten gehabt habe, die Meinung, welche ich hier bestreite, je behauptet; vielmehr findet sich bey solchen das Gegentheil. Dennoch ist jene Sage aus einem allgemeinen Buch über neuere Geschichte (deren Verfasser nicht jede einzelne Thatsache, welche sie aufnehmen, vorher genau prüfen können) in das andere übergetragen und, vielleicht noch mehr durch mündliche Ueberlieferung, fast allgemeine Meinung des großen Publikums geworden. In der That hat dieselbe bey oberflächlicher Betrachtung viel Schein. Unstreitig war es ein wichtiger Vortheil für Friedrich, durch Abreißung eines ansehnlichen Theils von Polen seinen Staat zu vergrößern, und man hielt dafür, es sey seinen Grundsätzen, die man zu kennen glaubte, angemessen, solche Vergrößerung zu bezielen, wie ungerecht und gewaltsam die Mittel auch immer seyn mochten. — An der Wichtigkeit dieser Vergrößerung für den preussischen Staat ist nicht zu zweifeln; sie rundete ihn gerade an der

Seite,

Seite, wo er es am meisten bedurfte, indem sie das Königreich mit den deutschen Landen vereinte; sie machte den König zum Herrn des Weichsel-Stroms, und den Handel Polens von ihm abhängig. Aber so unläugbar dieses ist, folgt aus diesem Umstande doch keinesweges, was man aus ihm ableiten will. Denn, waren etwa die Vergrößerungen Rußlands und Oesterreichs minder bedeutend? Die Distrikte, welche diese beiden Mächte an sich rissen, waren ungleich größer, auch, vorzüglich der österreichische, ausnehmend fruchtbar, und die Gleichheit derselben mit dem Antheil, welchen Preußen erhielt, konnte nur durch die diesem letztern Staate so besonders günstige Lage seines Zuwachses bewirkt werden. Und was die Begierde nach Vergrößerung betrifft, und die Gleichgültigkeit bey der Wahl der Mittel, um zu derselben zu gelangen, waren diese etwa minder bey Katharina II, bey Joseph II und bey Kaiserin? Haben jene Souverains, hat dieser Staats-Minister, bey irgend einem Anlaß, mehr Achtung des Rechts, mehr Schonung der mindermächtigen Nachbarn bewiesen? Gewiß kein Unpartheischer wird dies behaupten wollen. Mit Maria Theresia war es allerdings etwas anders. Aber wenn diese Monarchin, wie wir nicht bezweifeln, einige Schwierigkeiten fand, die Gewaltthat mit ihren religiösen

und moralischen Grundsätzen zu vereinigen; so wurde sie durch den rastlosen Ehrgeiz des Sohnes und das Ansehen des Ministers, für dessen Staatsweisheit sie hohe Achtung hatte, hingerissen. Staatsgründe rechtfertigten bey Monarchen oft schon, was sie nach ihren eigenen Grundsätzen nicht billigen konnten. Haben doch sogar Philosophen einen Unterschied zwischen der Moral der Staaten und der Privatverhältnisse erkünsteln wollen. So, ohne Zweifel, ging es auch Maria Theresia. Man machte sie besorgt, daß Rußland und Preußen einen Theil von Polen an sich reißen, und was sie von diesem Staat noch dem Namen nach bestehen lassen möchten, doch ganz abhängig von sich machen würden. Man bemerkte, daß, wenn die Kaiserin-Königin dieses hindern wolle, sie sich nothwendig einem Kriege aussetzen müsse, dessen drückende Folgen sie so gern ihren Völkern zu ersparen wünschte, und dessen Erfolg immer sehr ungewiß wäre. Wahrscheinlich wirkte auch die Betrachtung, daß, wenn sie den beiden andern Mächten erlaube, die Republik Polen ganz nach Willkühr zu beherrschen, vielleicht gänzliche Unterdrückung der katholischen Religion in Polen davon die Folge seyn werde, deren bisherige Vorrechte durch die gewaltsamen Unternehmungen Rußlands und seine Begünstigung der Dissidenten bereits wirklich sehr herab-

herabgesetzt waren. Dieses große Uebel zu hindern schien Maria Theresia Gewissenssache, und es wurde ihr vorgestellt, wie sie dieses nur durch Einverständnis mit den beiden andern Mächten vermögte. Sie konnte dann wenigstens in dem von ihr in Besitz genommenen Theile Polens den Anmaaßungen der Dissidenten Einhalt thun, und auch in den übrigen Theilen zu deren Beschränkung mitwirken. Auch war es nicht schwer, der Monarchin deutlich zu machen, daß die ihr zufallenden neuen Unterthanen unter ihrem milden Zepter sich ungleich besser befinden würden, als wenn sie unter polnischer Herrschaft blieben. — Alle diese Betrachtungen wirkten auf Maria Theresia so stark, daß sie der Theilung Polens nicht allein beitrug, sondern daß, wie wir bald sehen werden, sogar der erste Anlaß dazu, doch dieses wahrscheinlich ohne ihr Wissen, aus ihrem Cabinet ausgegangen ist. *

Eine zusammenhängende, authentische Geschichte der Theilung Polens fehlt uns noch. Man findet sogar in Schriften, welche eigentlich den neuern Begebenheiten dieses Landes gewidmet sind, über dieses wichtigste Ereigniß gar keine, oder nur unbefriedigende, oberflächliche Belehrung²⁾. Um so sorgfältiger

Ge 4

tiger

2) Dies ist z. B. der Fall in der Hist. des Révolutions de
de

tiger muß man alle diejenige auffuchen und vereinigen, die in Schriften enthalten, deren Verfasser man als wohl unterrichtet betrachten kann.

An der Spitze von Nachrichten, welche wir über diese Begebenheit haben, steht billig derjenige Bericht, den uns Friedrich II selbst hinterlassen hat. Er befindet sich in dem fünften Bande seiner Oeuvres posthumes, der Berliner Ausgabe von 1788. Nach Friedrichs Darstellung hat er selbst nicht die erste Idee zu der Theilung Polens gegeben. Wollte man dieses eigne Zeugniß nicht als unparthelisch gelten lassen, und Friedrich fähig halten, daß er lieber die Wahrheit verfälschen, als sich selbst einer Handlung habe anklagen wollen, deren Ungerechtigkeit er fühlen mußte; so bemerke ich dagegen, daß alles, was wir von der Denkungsart des Königs wissen, ein solches Verfahren von ihm durchaus nicht wahrscheinlich mache. Er bestimmte seine Geschichte für die Nachwelt; erst nach seinem

Tode

de Pologne depuis la mort d'Auguste III. à Paris 1776. Eben so in dem sonst mit vielem Fleiß und Kenntniß gearbeiteten Tableau de la Pologne ancienne et moderne par Malte Brun. Paris 1807. Dieser Verf. sagt p. 469, es sey wahrscheinlich, daß Friedrich die erste Idee der Theilung gegeben habe.

Lobe sollte sie erscheinen. Diese würdige Bestimmung schwebte ihm immer vor. Er versichert an mehreren Stellen seiner Werke und ganz besonders nachdrücklich grade in der Vorrede zu dem Theil, welcher von diesen Begebenheiten redet ³⁾, daß er mit Wahrheit geschrieben habe, ohne diese auch nur in den kleinsten Umständen zu übertreiben oder zu verfälschen. Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie, encore moins tromperai-je la posterité. Dies sind seine eigenen Worte, und ich gestehe, es ist mir unmöglich zu glauben, daß dieses Heuchelei gewesen, und der König wissentlich solcher Versicherung entgegen gehandelt habe. Auch hat er in seiner Geschichte andre Fehler von sich eingestanden, die gewiß in seinen Augen bedeutender waren. Er läugnet nicht, die Theilung Polens thätigst befördert, die Langsamkeit und Unentschlossenheit der beiden andern Höfe bey der Ausführung eifrigst bekämpft zu haben; warum sollte er es verschweigen wollen, daß die erste Idee von ihm ausgegangen sey, wäre dies wirklich der Fall gewesen?

Eine nicht minder achtungswerthe Quelle ist die Geschichte der polnischen Unruhen in der neuern Zeit

§ c 5

von

3) S. Tom. V. Avant propos p. 12.

von Rulhière⁴⁾. Dieser Schriftsteller hat mit vielem Fleiß alle Nachrichten über die Begebenheiten gesammelt, welche die Theilung herbeigeführt haben. In der Lage, worin er sich befand, hatte er die beste Gelegenheit, sich sehr gut zu unterrichten. Keine Notizen, die zur Kenntniß des bey der Sache sehr interessirten französischen Hofes gekommen, sind ihm unbekannt geblieben. Seine Schilderung Friedrichs ist auch von der Art, daß wir durchaus keine Absicht, diesen Monarchen in irgend einem Betracht mit Schonung behandeln zu wollen, bey ihm voraussetzen können. Vielmehr hat er die sehr unrichtige Vorstellung, Friedrich sey mit dem Vorhaben, seine Staaten durch den Erwerb von Polnisch-Preußen innere Rundung zu geben, schon früh und während seiner ganzen Regierung beschäftigt gewesen, die Ausführung desselben habe den Hauptgegenstand seines Ehrgeizes ausgemacht. Ich halte dieses für durchaus ungegründet. Schon König Friedrich Wilhelm I hatte den Gedanken einer Theilung Polens, und deshalb eine Unterhandlung mit Kaiser Peter dem Großen angefangen, welche durch den Tod dieses Monarchen unterbrochen wurde. Auch Friedrich fühlte ohne Zweifel, was

Jedem

4) Hist. de l'Anarchie de la Pologne et du Démembrement de cette République par Rulhière. à Paris 1807. 4 Voll.

Jedem in die Augen fiel, daß der innere Zusammenhang seiner Staaten durch den zwischen inne liegenden Theil von Polen unterbrochen sey; er wünschte ohne Zweifel, daß sich eine Gelegenheit darbieten möge, diesen Zusammenhang herzustellen, und, da solche Gelegenheit sich wirklich fand, benutzte er sie mit kraftvoller Thätigkeit. Aber hieraus folgt nicht, daß dieser Entwurf, dem er alles andre untergeordnet, ihn während seiner ganzen Regierung beschäftigt, daß, wie Rulhière glaubt, er diesen Entwurf, auch wider den Willen Rußlands und Oesterreichs, habe ausführen wollen. Dieses anzunehmen fehlen durchaus alle historischen Beweise, und wer darf, ohne diese, es sich erlauben, dem Könige Absichten bezumessen, über die er gegen Niemand sich geäußert, und die keine seiner Handlungen verrathen hat? Weit aussehende, in die ferne Zukunft reichende und für verwickelte mögliche Umstände berechnete Plane im Voraus zu machen, und sich viel mit ihnen zu beschäftigen, scheint nach Allem, was wir von Friedrich wissen, nicht in seinem Charakter gewesen zu seyn. Er kannte viel zu gut die stete Wandelbarkeit menschlicher Gesinnungen und den ewigen Wechsel zufälliger, nicht voraussehender Ereignisse, um nicht solche im Voraus gemachte Plane für sehr unnütz zu halten. Mit unnützen Dingen aber sich zu beschäftigen war nicht in seiner Art.

Art. Er suchte das Interesse seines Staats, nach Maaßgabe der Umstände, die sich darboten, zu befördern und diese Umstände möglichst zu benutzen; er hatte auch für alle Fälle, die wahrscheinlich nahe bevorstanden, seine Parthie genommen, und war nie in Verlegenheit wegen dessen, was für ihn zu thun nützlich und schicklich seyn konnte. Gewiß ein großes Talent eines Regenten! Friedrich besaß es im hohen Grade; dies beweiset die Geschichte seiner ganzen Regierung; aber nichts in derselben führt auf Vorstellung, welche Rulhière sich von seiner Handlungsweise macht. Doch auch diese unrichtige Vorstellung hält diesen Schriftsteller nicht ab, bestimmt zu erklären, daß unverwerfliche Zeugnisse gar keinen Zweifel darüber lassen, Friedrich sey zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, einzig beschäftigt gewesen, einen neuen Krieg, ohne Nachtheil seiner Ehre, zu vermeiden, und er habe damals durchaus keine Absicht gehabt, einige Theile von Polen an sich zu reißen, bis er dazu von einer andern Seite veranlaßt worden. Dieses Zeugniß ist um so wichtiger, da Rulhière sehr leicht durch seine vorgefaßte falsche Meinung hätte verleitet werden können, den Irrthum, welchen ich bestreite, zu theilen.

Ein andrer französischer Schriftsteller, dem wir über die neuere Geschichte viel Belehrung verdanken,

Flas-

Flaſſan (in der Hist. de la Diplomatie française &c.), geht über die Theilung Polens schnell und oberflächlich weg. In der ersten Ausgabe seines Werks ⁵⁾ sagt er, Katharina II habe den Entwurf dazu gemacht, und Prinz Heinrich von Preußen sey nach Petersburg gereist, um deshalb ein Einverständniß zu treffen. In der zweiten Ausgabe ⁶⁾ legt er den Entwurf diesem Prinzen selbst bey, welcher für denselben die Genehmigung der russischen Kaiserin nur nach lebhaftem Widerstande erhalten habe. Sie fand, sagt dieser Schriftsteller, bey der Theilung gar keinen politischen Vortheil, gab zu derselben aber doch zuletzt ihre Einwilligung. Diese Behauptung scheint anzudeuten, daß der Entwurf von Friedrich herkomme, der seinen Bruder mit demselben nach Petersburg gesandt habe. Dieses ist durchaus durch nichts bewiesen, und wir haben keinen Grund, es auf den Glauben eines Schriftstellers als wahr anzunehmen, der über diesen Umstand gar keine Untersuchung angestellt und keine nähere und genauere Nachrichten vor Augen gehabt hat. Wahr ist, daß der Plan zwischen der russischen Monarchin und dem Prinzen Heinrich bestimmter verabredet worden, aber Hr. Flaſſan unterläßt zu bemerken, was Katharina

5) G. T. VI. p. 83. 84.

6) G. T. VII. p. 84.

rina II auf die Idee gebracht habe. An einer andern Stelle seines Werks hält dieser Schriftsteller wahrscheinlich, daß bey der Zusammenkunft Friedrichs II mit Kaiser Joseph II zu Neustadt von der Theilung Polens Rede gewesen sey, ohne zu bestimmen, welcher von beiden Monarchen die Idee angegeben habe. Auch dieses anzunehmen sind keine Gründe vorhanden.

Kein Schriftsteller hat vielleicht mit größerer Zuversicht die erste Idee der Theilung Polens den Könige beigemessen, als der Engländer Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oesterreich ⁷⁾. Derselbe versichert, als eine ganz ausgemachte Wahrheit: „Friedrich habe bey den Zusammenkünften mit Kaiser Joseph II diesem Monarchen die Theilung Polens vor-
ge-

7) Diese Geschichte des Hauses Oesterreich ist ein schätzbares Werk, mit Fleiß, gutem Urtheil und guter Auswahl des Wichtigern geschrieben, besonders enthält es in der neuern Zeit gute Aufklärungen, die der Verfasser aus der Ministerialcorrespondenz der englischen Gesandten zu Wien geschöpft, zum Theil auf seinen Reisen gesammelt hat. Unter den Nachrichten aus letzterer Quelle sind freilich auch manche weniger zuverlässige, so wie besonders in den Zeitbestimmungen sich viele Unrichtigkeiten finden. Ich habe das Werk in der französischen Uebersetzung vor mir: Histoire de la Maison d'Autriche par Coxe. à Paris 1809. Das hier Angeführte findet sich T. V. p. 356.

geschlagen, und darauf bestanden, man müsse Rußland zur Theilnahme überreden, oder auch — mit Gewalt zwingen.“ Herr Cope behauptet, dieses gehe aus dem eigenen Berichte des Königs hervor, obgleich er gesteht, daß da, wo der König von seinen Zusammenkünften mit dem Kaiser redet, der Theilung Polens mit keinem Worte erwähnt werde. Als Beweis führt der englische Geschichtschreiber an, er wisse von Jemand, der im Gefolge des Kaisers zu Neustadt gewesen, daß bey einer Unterredung beider Monarchen die Charte von Polen auf dem Tische aufgeschlagen gewesen. Der Umstand kann wahr seyn; aber aus demselben folgt noch nicht, daß von einer Theilung dieses Landes die Rede gewesen. Wichtiger ist, daß Hr. Cope sich auf Herzberg beruft, der selbst ihm gesagt habe: zu Weisse und Neustadt sey die Theilung verabredet, mit dem Zusatze, der König habe nachher diesen Minister deshalb um Rath gefragt, und wie derselbe sich gegen die Zulassung Oesterreichs erklärt, habe Friedrich ihn mit den Worten abgewiesen: ils partageront aussi le blâme. Ich gestehe, daß ich hier einen Mißverstand irgend einer Art vermuthete, indem ich nicht gern Hrn. Cope einer absichtlichen Entstellung der Wahrheit beschuldigen möchte. Ich selbst habe mehrmalen den gedachten Minister über die Theilung Polens vertraulich sich äußern hören,

ren, und bestimmt erinnere ich mich, daß derselbe der Verabredung zu Meisse oder Neustadt nie erwähnt, wohl aber ausdrücklich bemerkt habe: es sey über das Vorhaben der Theilung Polens Niemand um Rath gefragt, sondern der König habe nur, wie er seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, von ihm, Herzberg, ein Gutachten über die verschiedenen Ansprüche, die an einige Theile von Polen gemacht werden könnten, verlangt. Nach allen Umständen ist es gewiß im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Friedrich über einen Gegenstand von dieser Wichtigkeit sich früher gegen eine Macht, der er nur mit äußerster Behutsamkeit sich zu nähern so eben anfing, geäußert haben sollte, als gegen seine Bundesgenossin, mit der er gerade damals im engsten Verständniß war, daß er aber gar vorgeschlagen haben sollte, Rußlands Einwilligung allenfalls mit Gewalt zu erzwingen; — dies muß in der That Jedem, der Friedrichs Politik nur einigermaßen kennt, ganz ungereimt vorkommen.

Eben so unzusammenhängend und in sich selbst widersprechend ist die Erzählung eines andern englischen Schriftstellers, Herrn Braxall ⁸⁾, der in der

Schil-

8) Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna in the years 1777, 1778 and

Schilderung der Menschen und Sitten der Höfe, welche er selbst beobachten können, sehr interessant und unterhaltend ist, aber weniger Vertrauen verdient in den Berichten von ältern Begebenheiten, die er nach dem, was er in Gesellschaften über dieselben gehört, zusammensetzt. Nach ihm ist die erste Idee der Theilung Polens ohne allen Zweifel vom preussischen Hofe ausgegangen, doch giebt er die Ehre der Erfindung nicht dem König, noch dessen Ministerio, sondern dem Prinzen Heinrich, der durch tiefes Nachdenken auf dieselbe geleitet sey. Er habe, versichert Wraxall, Mühe gehabt, seinen Bruder von der Ausführbarkeit der Sache zu überzeugen. Als aber die Bedenkllichkeiten überwunden worden, hätten Friedrich und Heinrich die Ausführung mit gemeinsamem Eifer unternommen. Die Sache sey sehr von weitem her angelegt, und der Anfang damit gemacht, daß man Katharina II bewogen, nach August III Tode Polen einen von ihr abhängigen König zu geben, und dieses Land ganz zu unterjochen. Das Misvergnügen, welches hierüber bey einem Theile des polnischen Adels

ent-

and 1779. by N. William Wraxall. London 1800.
II Voll. Diese Erzählung steht im 2ten Bande
p. 19 u. f.

v. Dohms Denkw. 1 Th.

8 f

entstanden, die Unzufriedenheit der Pforte, wären allein Friedrichs Werk gewesen; der endlich deshalb zwischen dieser Macht und Rußland ausgebrochene Krieg sey von ihm angefaßt worden. Nachdem er dieses erreicht, habe Friedrich die Eifersucht von Oesterreich gegen Rußland aufgeregt, und bey den Zusammenkünften in Reize und Neustadt nun die Idee der Theilung Polens vorgelegt, wovon die auf dem Tische angeblich aufgeschlagene Karte als alleiniger Beweis angeführt wird. Friedrich erhielt, nach dem Verfasser, nicht nur die Beistimmung des Kaiser Josephs, sondern auch des Fürsten Kauniß, obgleich dieser staatskluge Minister wohl eingesehen, wie überwiegend der Vortheil Preußens bey diesem Entwurfe sey, und derselbe sich deshalb lange gesträubt habe, ihn anzunehmen. Aber es sey Friedrich gelungen, diesen Minister zu gewinnen, weil er auch nicht das kleinste Mittel versäumt habe, dessen Eitelkeit zu schmeicheln. Herr Braxall erzählt dieses so zuversichtlich, als hätte er selbst der geheimen Unterhaltung beigewohnt. Eins der kleinen Mittel, die Friedrich gebraucht, soll darin bestanden haben, daß er sehr oft Taback aus Kaunißens Dose genommen. Das folgende Jahr, erzählt Braxall weiter, hätten nun Oesterreich und Preußen der russischen Kaiserin angedeutet, daß sie entschlossen wären, Stücke von Polen an sich zu reißen,

ßen, aber auch ihr einen Antheil bestimmt hätten, den sie ihr anriethen in Besiß zu nehmen. Wenn sie aber hiebey Bedenken fände, hätten beide Höfe zugleich erklärt, würden sie dennoch nicht minder ihren Plan verfolgen, und schon Mittel finden, die russische Kaiserin zu zwingen, ihrem Beispiel zu folgen. Katharina hierdurch erschreckt habe alle Mühe angewandt, Maria Theresia und deren Minister zu überzeugen, daß sie beide von Friedrich übel gelehrt würden. Aber da alle Vorstellungen vergebens gewesen, hätte die russische Kaiserin endlich sich bequemt, an dem Raube Theil zu nehmen. — Ein Leser, der nur einigen Begriff von den damaligen Verhältnissen der drey Höfe, und überhaupt von Geschäfts-Verhandlungen hat, muß es fühlen, daß der Theilungsentwurf auf diese Weise nicht zu Stande gebracht seyn kann. Es wäre sehr überflüssig, dieses weiter auseinander setzen zu wollen, und die ganze abentheuerliche Erzählung hätte nicht einmal Erwähnung verdient, wäre nicht mit Grunde zu besorgen, daß aus solchen in der Gesellschaft aufgegriffenen Sagen, wenn sie in Büchern aufbehalten und fortgepflanzt werden, die Verfälschung ächter Geschichte entstehe, die, falls sie ohne Widerspruch bleibt, endlich für Wahrheit gilt.

Mehr Aufmerksamkeit verdient der Bericht des ungenannten, aber wohl unterrichteten Biographen des Prinzen Heinrich ⁹⁾, welcher die Art, wie die Idee zuerst bey Katharina II entstanden, vom Prinzen aber lebhaft entwickelt und bis zu dem bestimmten Entschluß der Ausführung befördert sey, umständlich und mit so vielem Detail erzählt, daß man kaum zweifeln kann, er habe seine Nachricht vom Prinzen selbst erhalten. Eine Bestätigung derselben liefert der Bericht, welcher unter dem Titel: *Souvenirs du Comte de *** sur le premier demembrement de la Pologne* sich in den *Lettres du B. de Viosmenil sur les affaires de Pologne, à Paris 1808*, befindet, und welcher sich auf dasjenige gründet, was der Verfasser vom Prinzen Heinrich selbst während seines Aufenthalts zu Paris im Jahr 1788 erfahren hat.

Die wichtigste und zuverlässigste Aufklärung haben wir jedoch erst durch eine Sammlung von Aktenstücken

9) *Vie privée, publique et militaire du Prince Henri de Prusse, à Paris 1809*, ein schätzbares Buch, dessen mir unbekannter Verfasser gewiß ein Mann ist, der den Prinzen genau kannte und sein Vertrauen genoß.

stücken erhalten, welche der Graf von Görz¹⁰⁾, der nicht lange nach der ersten Theilung Polens preussischer Gesandter in Petersburg war, mitgetheilt hat¹¹⁾. Sie besteht aus den zwischen den theilenden

§ f 3

Sous

10) Derselbe, dessen Talente und Verdienst bereits in der bayerischen Sache rühmlichst erwähnt sind. Im J. 1779 wurde er Gesandter am russischen Hofe und blieb es bis 1785, im J. 1787 ging er als kurbrandenburgischer Comitialgesandter nach Regensburg und bekleidete diesen Posten mit Würde und allgemeiner Achtung bis zur Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806.

11) Diese Sammlung ist unter dem Titel: *Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations, qui ont précédées le partage de la Pologne tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du 18ème Siècle* 1810. ohne Druckort zu Weimar erschienen. Zu bebauern ist, nicht nur, daß viele Druckfehler oft den Sinn entstellen, sondern auch, daß die Aktenstücke nicht in besserer Ordnung abgedruckt sind. Manche Aufsätze sind ohne ein Datum, manche spätere den früheren vorgesetzt, manche zusammengehörende von einander gerissen. Der kundige Leser wird wohl thun, diese Fehler des Sammlers zu verbessern und diese Aufsätze in chronologischer Folge zu lesen, da sie nur in dieser ganz verständlich werden können und den wahren Gang der Unterhandlung deutlich machen. Ein solcher Leser wird bald finden, daß die frühesten Aktenstücke p. 100 anfangen, und daß erst nach p. 145 diejenigen folgen, mit denen die Sammlung p. 1 anhebt.

Souverains selbst gewechselten Briefen und Mémoires, und aus den officiellen Berichten der bey diesen Unterhandlungen gebrauchten Minister. Vorzüglich nach dieser letztern authentischen Quelle, doch mit Benützung aller übrigen glaubwürdigen Nachrichten, erzählen wir nun den Hergang der Sache.

In dem 1768 ausgebrochenen Kriege erregten die siegreichen Fortschritte der Russen die Aufmerksamkeit aller Mächte, denen an Erhaltung der Pforte gelegen war, und denen die über alles Verhältniß zunehmende Vergrößerung des schon so mächtigen Rußlands gefährlich werden konnte. Vor allen betrachtete Oesterreich diese Fortschritte mit lebhafter Eifersucht. Im Jahr 1769 machte Kaiser Joseph II dem Könige Friedrich II zu Reize in Schlesien einen Besuch. Der österreichische Monarch hatte schon einige Jahre vorher gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des von ihm sehr verehrten Königs zu machen; aber die Abneigung seiner Mutter gegen alle Näherung zu dem Erbfeinde ihres Hauses hatte nicht erlaubt, diesen Wunsch zu befriedigen. Jetzt fand sie, ohne Zweifel nach dem Rathe Kaunigens, solche Annäherung dem Staatsinteresse gemäß. Beide Monarchen unterhielten sich mit offener Herzlichkeit und gaben sich, auch nachdem sie wieder

ber

ber getrennt waren, mannichfache Beweise der hohen Achtung, die sie einander eingeflößt hatten. Im folgenden Jahre 1770 erwiederte Friedrich den ihm gemachten Besuch zu Neustadt in Mähren. Bey dieser Zusammenkunft war auch Fürst Kauniß gegenwärtig. Er hatte lange Unterredungen mit dem Könige über die damaligen politischen Verhältnisse. Nach Friedrichs eigenem Bericht schilderte er sehr lebhaft die Gefahren, welche von der Uebermacht Rußlands für das Gleichgewicht von Europa zu besorgen seyen, und wandte alles an, um den König zu überzeugen, daß nur eine enge Verbindung Oesterreichs und Preußens solche Gefahren abwenden könne, und daß diese Verbindung dringend nöthig sey. Kauniß erklärte bestimmt, „sein Hof werde nie zu-
 „geben, daß die russischen Heere die Donau übers-
 „schritten und Rußland unmittelbarer Nachbar von
 „Ungarn durch Erwerb der Moldau und Wallachen
 „werde.“ Friedrich gestand die Richtigkeit dieses Raisonnements völlig ein, fand indeß gut, mit Of-
 fenheit hinzuzusetzen, wie er in nichts eingehen könne, was seinen mit der russischen Kaiserin bestehenden Verbindungen entgegen sey, welche er in jedem Fall
 treu erfüllen werde, so sehr er übrigens wünsche, ei-
 ner weitem Ausdehnung des Krieges zuvorzukommen.
 Er versicherte zugleich, daß er gern alles, was von
 ihm

ihm nur abhängen könne, beitragen wolle, um den Ausbruch eines Mißverständnisses zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten. Dies war keinesweges bloß Aeußerung der Klugheit, sondern, wie aus der ganzen Erzählung hervorgeht, die wahre Gesinnung des großen Königs. Gewiß entging es ihm nicht, daß ein zu großes Uebergewicht seines Allirten für das Staatensystem von Europa gerechte Besorgniß erwecken müsse, daß besonders auch seinem Staat solches Uebergewicht dereinst sehr nachtheilig werden könne. Er fühlte ganz das Unbequeme seiner Lage, und bereits beim Anfange des Türkenkriegs dachte er auf Mittel, einer zu bedeutenden Vergrößerung Rußlands, der Ausführung seiner weitgehenden Plane gegen die Pforte und seiner despotischen Beherrschung Polens Gränzen zu setzen. Aber die Lage, worin er sich jetzt befand, war schwierig. Ohne engere Verbindung mit irgend einer andern Macht, bey den Schwierigkeiten, welche er fand, sich derjenigen zu nähern, welche der natürliche Allirte Preußens war, und bey dem durch eigne Schuld so sehr gesunkenen Einfluß eben dieser Macht mußte Friedrich alles daran gelegen seyn, die einzige Allianz, die er zu knüpfen das Glück gehabt hatte, fest zu erhalten. Er mußte es eben so sehr seiner Ehre, als seinem

poli-

politischen Interesse gemäß finden, die Verbindlichkeiten seines Bundes mit Rußland treu zu erfüllen. Friedrichs Politik war einfach und grade, eben deshalb eine wahre, seinen Verhältnissen angemessene Politik. Nichtschwankende Unentschlossenheit, nicht zweideutiges Schweben zwischen zwey zu nehmenden entgegengesetzten Parthieen zeigte sich in seinen Handlungen. Aller politischen Bedenken ohnerachtet war Erfüllung der Allianz mit Rußland im jetzigen Augenblick das Rechte und Nützliche. Also zahlte er die traktatenmäßigen Subsidien, gab weise Rathschläge zu Führung des Krieges, erlaubte seinen Officieren, im russischen Heere als Freiwillige zu dienen, und versprach, wenn Oesterreich zum Vortheil der Türken sich einmischen sollte, dagegen seinen kräftigsten Beistand; er versprach dieses nicht nur seiner Allirten, sondern er verhehlte es auch dem Wiener Hofe selbst nicht. Friedrich sahe ein, daß in diesem Falle neutral bleiben zu wollen, ihn um Achtung und Vertrauen bringen werde, und zuletzt das Gefährlichste von allem für ihn seyn könne. War ein neuer Krieg unvermeidlich, so wollte er ihn lieber führen, indem er die Pflichten seiner Allianz erfüllte und dadurch deren Dauer sicherte, als, dieser Allianz zuwider, neue Verbindungen mit Oesterreich eingehen, die, wie leicht vorauszusehen war, zu keinem festen

politischen System führen und höchst nachtheilige Folgen haben konnten. Bey allem dem war ihm die sich darbietende freundliche Annäherung Oesterreichs lieb, und wahrscheinlich bemerkte er nicht ohne Vergnügen die so lebhafteste Eifersucht dieser Macht gegen Rußland. Katharina II. mußte bey den ihr erregten Besorgnissen um so mehr das Bedürfniß seiner Allianz fühlen. Auch konnte er hoffen, daß, wenn er die Pflichten eines Bundesgenossen treu erfüllte, aber zugleich ein freundschaftliches Vernehmen mit Oesterreich unterhielt, er am leichtesten Mittel finden werde, den zu weit gehenden Unternehmungen Rußlands Gränzen zu setzen, und zugleich einem Kriege zwischen den beiden Mächten zuvorzukommen, in dem er verwickelt werden mußte. Dieses letztere zu vermeiden war damals sein höchster Zweck. Noch in Neustadt zeigte sich hierzu die Hoffnung. Die dort vereinigten Souverains erhielten die wichtige Nachricht, daß sowohl die großen Siege der Russen zu Lande, als die Verbrennung der Osmanischen Flotte bey Eschisme die Pforte in die äußerste Verlegenheit gebracht, und sie bewogen habe, die Vermittlung der Höfe von Wien und Berlin nachzusuchen, um einen billigen Frieden mit Rußland zu erhalten. Am Tage nach einer wichtigen und langen Conferenz des Königs mit Kaunitz kam dieser Antrag zu Neustadt

Die Herstellung des Friedens schien jetzt von beiden Höfen abzuhängen, und ihre Vermittlung so sehr gewünschte Mittel darzubieten, um den orgten, zu weit gehenden Unternehmungen deriffen Schranken zu setzen und die Existenz derorte für die Zukunft zu sichern. Immer konnte selbe noch eine bedeutende Macht bleiben, wenn ich sie wichtige Opfer bringen mußte. Daß dieses hwenbig sey, und man der russischen Kaiserin eis e dem Glück ihrer Waffen angemessenen Vortheile rde zugestehen müssen, machte Friedrich dem Kais¹²⁾ und dem Fürsten Kauniz bemerklich. Dieser inister schien auch hiervon überzeugt zu seyn; nur Härte er, wie bey allem, was man Rußland eins amen könne, doch das Interesse seines Hofes unsgänglich erfordere, daß die Wallachey und Mols u unter türkischer Herrschaft blieben. Auch von n polnischen Angelegenheiten war in Neustadt die Rebe.

12) Friedrich bemerkt, dieser Monarch, einzig mit seinen militairischen Einrichtungen beschäftigt, habe sich auf Politik nicht eingelassen, sondern scherzend gesagt: „diese überlasse ich meiner Mutter.“ Auch wohnte er den Conferenzen Kaunizens mit dem Könige nicht bey, doch fand dieser gut, von deren Resultat jedesmal dem Kaiser vollständige Kenntniß zu geben; eine Aufmerksamkeit, welche auf denselben einen sehr guten Eindruck zu machen schien.

Kabe. . . Bereits bey der ersten Zusammenkunft in
 Meisse, im J. 1769, war dieses der Fall gewesen.
 Der König hatte von dort, unmittelbar nach einer
 Unterredung mit dem Kaiser, die einige Stunden ge-
 dauert, einen Courier an seinen Residenten in War-
 schau abgesandt. Dieser Umstand war nicht unbe-
 merkt geblieben und hatte zu mancherley Vermuthun-
 gen Anlaß gegeben, und in der Folge wollte man es
 wahrscheinlich finden, daß bereits in Meisse die Thei-
 lung Polens verabredet sey, welche einige Jahre spä-
 ter ausgeführt wurde. Es läßt sich aber nicht wohl
 denken, daß eine solche Verabredung zwischen beiden
 Monarchen, die hier zum erstenmale sich sahen und
 ohne Rauniß waren, geschehen sey. Wäre es aber
 der Fall gewesen, so war wenigstens in Warschau
 deshalb gewiß noch mit Niemand etwas zu verhan-
 deln. Aus der Abfertigung des preussischen Couriers
 folgt nichts weiter, als daß der Kaiser Aeufferungen
 fallen lassen, welche den König bewogen, seinem Res-
 identen in Warschau Instruktionen zu ertheilen, oder
 auch nähere Auskunft über irgend einen Gegenstand
 von ihm zu begehren. Bey der Neustädter Zusam-
 menkunft im Jahr 1770 erklärte Rauniß sich sehr
 nachdrücklich gegen den König über den harten Druck,
 welchen die Republik Polen erdulden müsse, über
 den von Rußland aufgedrungenen König Stanislaus

Po.

boniatowsky und die gewaltthätig durchgesetzten Veränderungen in der alten Verfassung. Aber weiter als zu allgemeinen Aeußerungen über diese Gegenstände scheint es zu Neustadt durchaus nicht gekommen zu seyn. Wäre die Idee, sich gemeinsam auf Kosten Polens zu vergrößern, auch schon damals in der Seele des österreichischen Ministers entstanden, wurde derselben doch gegen den König von Preußen nicht erwähnt. Dies erlaubte der von diesem Monarchen so deutlich erklärte Vorsatz, sich von der russischen Kaiserin nicht trennen zu wollen, und die damals bestehende Spannung zwischen Oesterreich und England nicht, und ohne Beziehung der letztern Macht auf eine Theilung Polens gar nicht denkbar. Der General Dumouriez, welcher damals vom französischen Hofe bey der polnischen Conföderation accreditirt war, versichert zwar ¹³⁾, daß bey der Zusammenkunft in Neustadt von der Theilung Polens wirklich keine Rede gewesen sey. Er habe, sagt er, dieses aus einem von ihm aufgefangenen an den König von Posen gerichteten Brief in Chiffren, den er entziffert, gesehen, und nach den hieraus bey ihm entstandenen Vermuthungen habe er dem Herzoge von Choiseul eine Karte von Polen übersandt, auf welcher er die

abs

13) G. La vie du Général Dumouriez T. I. p. 223.

abzureißenden Theile ungefähr so bezeichnet, wie sie nachher wirklich von den drey Mächten in Besitz genommen worden. Diese Behauptung scheint zu unbestimmt, ist auch zu wenig begründet, um uns zu bewegen, etwas anzunehmen, was, nach dem ganzen Zusammenhange dieser Begebenheiten, und bey dem Stillschweigen des Königs, gar nicht wahrscheinlich ist. Dumouriez sagt nicht, wußte auch vielleicht nicht, von wem der von ihm erst im folgenden Jahre aufgefangene Brief geschrieben gewesen. Auch sagt er nicht, ob in dem Briefe bestimmt gesagt worden, daß die Idee einer Theilung Polens schon bey den Conferenzen zu Neustadt verabredet sey, oder ob dieses nur eine Vermuthung des ungenannten Verfassers des Briefes, oder gar nur die seinige gewesen?

Der von der Pforte geschehene Antrag der Vermittlung wurde von beiden Höfen der russischen Monarchin vorgelegt. Der König gab derselben zu erkennen, wie er selbst dieser Mediation gern überhoben wäre, und nur um Gelegenheit zu haben, ihr nützlich zu seyn, sie annähme. Er bemerkte aber zugleich, daß, wenn die Kaiserin diese Mediation ablehnen wollte, dieses den Wiener Hof sehr beleidigen werde, und leicht ihn bewegen könne, die Parthey

der.

der Türken zu ergreifen; ein Entschluß, welchen bey ihm zu bewirken der französische Hof bereits auf alle Weise sich bemühe. Auch eröffnete Friedrich seiner Allirten, daß, wenn gleich Maria Theresia und Fürst Ranniß nicht in der freundschaftlichsten Stimmung für Katharina wären, er doch bey dem jungen Kaiser eine lebhaftere Neigung, sich auf Kosten der Osmanen zu vergrößern, bemerkt und nicht vergessen habe, diesen Monarchen aufmerksam zu machen, wie es zum Gelingen solcher Plane seines Ehrgeizes nöthig sey, sich Rußland zu nähern, wozu die jetzt angetragene Vermittlung einen erwünschten Anlaß darbiete.

Katharina erkannte die Klugheit dieser Rathschläge. War sie gleich anfangs mit den sich bildenden freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Oesterreich und Preußen nicht zufrieden gewesen; so wurde sie doch jetzt überzeugt, daß Friedrich sich als treuer Allirter bewiesen und bey der Zusammenkunft in Menstadt ihr nützliche Dienste zu leisten bemüht gewesen sey. Sie bezeugte deshalb dem Könige ihre Dankbarkeit, und bey jeder Gelegenheit äußerte sie die höchste Achtung für ihn.

Allerdings war, wie Friedrich richtig vermuthet hatte, die Mediation der beiden Höfe Katharinen

teils

keinesweges angenehm. Sie besorgte durch dieselbe behindert zu werden, den Frieden auf so harte Bedingungen für die Pforte abzuschließen, als sie es willens war. Doch wagte sie nicht, die Mediation völlig abzulehnen. Sie bezeugte nur den Wunsch, daß der Name und die Form einer eigentlichen Mediation vermieden werden möchte. Sie sey dieses, sagte sie, England schuldig, welchem sie für die vielen ihr während des Krieges geleisteten Dienste die größte Verbindlichkeit habe, und welches, einem gegebenen Versprechen gemäß, sie nicht vorbeigehen dürfe, sobald von förmlicher Mediation die Rede sey. Dieses, behauptete die Kaiserin, setze sie in Verlegenheit, da vorauszusehen sey, daß, sobald England zur Vermittlung zugelassen werde, auch Frankreich daran werde Theil nehmen wollen, sie aber irgend eine Einmischung dieser Macht schlechterdings nicht zugeben könne, da sie derselben ihr so abgeneigte Gesinnungen kenne. Sie bat also, daß Oesterreich und Preußen, mit Vermeidung des Worts *Mediation*, nur ihre freundschaftliche Einwirkung (*bons offices*) zur Herstellung des Friedens eintreten lassen möchten. Sie versicherte, daß sie dessen ungeachtet das Interesse ihres Reichs mit dem vollständigsten Vertrauen in die Hände der beiden Höfe legen werde, auch deren Meinung über die vorkommenden Angelegenheiten

alles

alles Gewicht bey ihr haben solle, wie es nur immer bey der förmlichsten Vermittlung der Fall seyn könnte.

Wirklich eröffnete Katharina nunmehr, doch zuerst an Friedrich allein, die Bedingungen, auf welche sie Frieden zu schließen geneigt sey. So sehr sie auch selbst ihre durch diese Bedingungen bewährte Mäßigung rühmte, so fand Friedrich dieselben doch höchst unmäßig und überspannt. Er verhehlte dieses seiner Bundsgenossin nicht, sondern erklärte ihr freimüthig, daß solche Forderungen nicht nur zu Constantinopel, sondern auch zu Wien nicht vorgelegt werden dürften; Oesterreich werde durch dieselben in seinen Besorgnissen über die weitgehenden Absichten des Kaiserin so sehr bestärkt werden, daß nicht Herstellung des Friedens, sondern weitere Ausbreitung des Krieges die Folge solcher Mittheilung seyn dürfte. Des Königs Vorstellungen waren so eindringend und ohne Zweifel so sehr in der Wahrheit begründet, daß Katharina ihre Bedingungen wenigstens etwas mäßigte, ehe sie dieselben in Wien vorgelegen ließ. Aber auch jetzt fanden sie hier noch ganz die Aufnahme, welche Friedrich voraus gesehen hatte. Kauniß erklärte, die Pforte könne unmöglich den Frieden auf Bedingungen annehmen, in denen sie

früher oder später ihren Untergang sehen müsse, aber auch dem Staatsinteresse Oesterreichs, setzte er hinzu, seyen dieselben so sehr zuwider, daß er unmöglich sie vorschlagen und unterstützen könne.

Es wurde über diese Bedingungen noch vieles hin und her geschrieben und verhandelt. Auch erklärte die Kaiserin, daß sie durchaus nicht eher auf irgend eine Unterhandlung sich einlassen werde, bis ihr zu Anfang des Krieges, nach Sitte der Pforte, gefangen genommener Gesandter Obreskow wieder in Freiheit gesetzt sey. Dieses müsse allem andern vorgehen, ohne daß sie ihrer Seite sich dagegen zu irgend etwas verbindlich mache. Unterdeß schritten die Russen immer siegreich weiter. Die 1771 Krimm und die Insel Taman wurden erobert. Die Tataren verbanden sich durch einen förmlichen Traktat, nie wieder unter die osmanische Herrschaft zurückkehren zu wollen. Die Kaiserin erkannte ihre Unabhängigkeit an, und versprach sie bey derselben kräftigst zu schützen.

1772
d. 30ten März. Endlich, nachdem fast zwey Jahre seit der angetragenen Vermittlung verfloßen waren, Obreskow aber, nach dem dringenden Verlangen des Wiener Hofes, die Freiheit erhalten hatte, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und einige Zeit nachher
in

in Foksfany, einem kleinen Orte in der Moldau, ¹⁷⁷²_{d. 15ten}
 ein Congreß eröffnet. Auch österreichische und preußische Bevollmächtigte fanden sich zu demselben ein. Aber sogleich bey Eröffnung der Unterhandlungen erklärten die russischen Friedensgesandten, Graf Gregory Orlow und Obreskow, den türkischen, Osman und Fasintoschi Bade Esendi, daß ihre Monarchin mit der Pforte allein unterhandeln und durchaus keine Vermittlung irgend eines fremden Hofes zulassen wolle. Die türkischen Gesandten unterstanden sich nicht dagegen einzureden. Wirklich wurden also der österreichische und preußische Bevollmächtigte zu keiner Conferenz zugelassen, auch von nichts officiell unterrichtet, was zwischen den Russen und Türken vorging. Nur ausbeheim theilte es ihnen der türkische Gesandte Osman Esendi, so weit er es gut fand, mit. So wurde die von der Pforte nachgesuchte und von Rußland angenommene Vermittlung nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That gänzlich vernichtet ¹⁴). Beide Höfe ertrugen, weil sie muß-

§ 2

ten,

14) Dieser Umstand ist wenig bekannt geworden, doch erwähnt desselben Rulhière (T. IV. p. 25). Ganz bestimmt aber versichert ihn ein gewiß sehr wohl unterrichteter türkischer Staatsmann, dessen Geschichte des Krieges, von dem hier die Rede ist, Hr. v. Diez, ches

früher oder später ihren Untergang sehen müsse, aber auch dem Staatsinteresse Oesterreichs, setzte er hinzu, seyen dieselben so sehr zuwider, daß er unmöglich sie vorschlagen und unterstützen könne.

Es wurde über diese Bedingungen noch vieles hin und her geschrieben und verhandelt. Auch erklärte die Kaiserin, daß sie durchaus nicht eher auf irgend eine Unterhandlung sich einlassen werde, bis ihr zu Anfang des Krieges, nach Sitte der Pforte, gefangen genommener Gesandter Obreskow wieder in Freiheit gesetzt sey. Dieses müsse allem andern vorgehen, ohne daß sie ihrer Seite sich dagegen zu irgend etwas verbindlich mache. Unterdeß schritten die Russen immer siegreich weiter. Die 1771 Krimm und die Insel Taman wurden erobert. Die Tataren verbanden sich durch einen förmlichen Traktat, nie wieder unter die osmanische Herrschaft zurückkehren zu wollen. Die Kaiserin erkannte ihre Unabhängigkeit an, und versprach sie bey derselben kräftigst zu schützen.

1772

d. 30ten

Marz. getragenen Vermittlung verfloßen waren, Obreskow aber, nach dem bringenden Verlangen des Wiener Hofes, die Freiheit erhalten hatte, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und einige Zeit nachher
in

in Foksfany, einem kleinen Orte in der Moldau, ¹⁷⁷²_{d. 15ten} ein Congress eröffnet. Auch österreichische und preussische Bevollmächtigte fanden sich zu demselben ein. Aber sogleich bey Eröffnung der Unterhandlungen erklärten die russischen Friedensgesandten, Graf Gregory Orlov und Obreskow, den türkischen, Osman und Fasintoschi Bade Esfenbi, daß ihre Monarchin mit der Pforte allein unterhandeln und durchaus keine Vermittlung irgend eines fremden Hofes zulassen wolle. Die türkischen Gesandten unterstanden sich nicht dagegen einzureden. Wirklich wurden also der österreichische und preussische Bevollmächtigte zu keiner Conferenz zugelassen, auch von nichts officiell unterrichtet, was zwischen den Russen und Türken vorging. Nur insgeheim theilte es ihnen der türkische Gesandte Osman Esfenbi, so weit er es gut fand, mit. So wurde die von der Pforte nachgesuchte und von Rußland angenommene Vermittlung nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That gänzlich vernichtet ¹⁴). Beide Höfe ertrugen, weil sie muß-

§ 2

ten,

14) Dieser Umstand ist wenig bekannt geworden, doch erwähnt desselben Rulhière (T. IV. p. 25). Ganz bestimmt aber versichert ihn ein gewiß sehr wohl unterrichteter türkischer Staatsmann, dessen Geschichte des Krieges, von dem hier die Rede ist, Hr. v. Dies, ches

1772
21ten
Sept.
29ten
Okt.
ten, diese beleidigende Zurücksetzung, und wie der erste Congress zerrissen, und bald nachher ein zweiter zu Bucharest eröffnet wurde, fanden sich auf diesem die vermittelnden Bevollmächtigten gar nicht wieder ein. Sie wurden ausdrücklich vom russischen und türkischen Gesandten ersucht, sich entfernt zu halten, doch erhielten sie das Versprechen, daß sie vom

ehemals königlich. preuss. Gesandter bey der Pforte, unter dem Titel: „Wesentliche Betrachtungen, oder Geschichte des Kriegs zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 bis 1774 von Resmi Ahmed Efendi, aus dem Türkischen übersezt und mit Anmerkungen erläutert. Halle und Berlin 1813“ herausgegeben und damit dem Publikum ein achtungswerthes Geschenk gemacht hat. Resmi Ahmed Efendi ist eben der türkische Gesandte, welcher im Jahr 1764 in Berlin war und nachher den Frieden von Kutschuk-Kainardgi abschloß. Diese Geschichte zeigt ihn, zwar von den Verhältnissen der europäischen Staaten schlecht unterrichtet, aber doch als einen Mann von guter Beurtheilungskraft, und einer Freymüthigkeit, welche besonders die von seinen eigenen Landsleuten begangenen Fehler eingesteht, vielleicht wohl gar sie übertreibt. Die Stelle von Ausschließung der vermittelnden Gesandten steht S. 179. Der kundige Uebersetzer bemerkt noch hiebey, daß die Vermittlung, auch wenn sie angenommen wäre, doch zu nichts hätte führen können, weil die Höfe von Wien und Berlin gar keinen Plan eines Friedens unter sich verabredet, und ihre Gesandten gar nicht instrukt hatten, worauf sie hinarbeiten sollten.

vom Resultat der Conferenzen unterrichtet werden sollten ¹⁵⁾).

Friedrich wünschte aufrichtig die Herstellung des Friedens, und er bemühte sich eifrig, die Russen zur Mäßigung, die Türken zur Annahme gemäßigter Bedingungen zu bewegen. Auch behielt er, aller Verzögerungen ungeachtet, noch lange die Hoffnung, daß der Friede werde hergestellt werden, wie viele Aeußerungen in seinen vertrauten Briefen

§ 3

wäh-

- 15) Friedrich sagt, die vermittelnden Bevollmächtigten seyen darum nicht zugelassen, weil Rußland mit dem österreichischen, Thugut, während des ersten Congresses sehr unzufrieden gewesen sey. Letzteres ist wahr, und die Unzufriedenheit gründete sich darin, daß man diesen Minister beschuldigte, er bestärke durch die insgeheim verheißene Hülfe die Türken in ihrem hartnäckigen Widerspruche der Forderungen Rußlands. Aber Thugut hatte, wie wir bemerkt, auch den Conferenzen des ersten Congresses nicht beigewohnt, wenn gleich er an dessen Orte sich aufhielt. Uebrigens konnte er in Constantinopel gewiß eben so gut, oder noch besser, Rußlands entgegenarbeiten, wie am Congressorte. Die so eifrig betriebene und wirklich durchgeführte Entfernung der vermittelnden Minister scheint in der That noch mehr eine Folge der Eitelkeit Katharinen's, als von wirklich politischem Nutzen gewesen zu seyn. Sie wollte bey ihren Unterhandlungen von aller Beschränkung durch fremde Mächte nicht nur frey seyn, sondern auch — schei-
nen.

während dieser Zeit bewiesen¹⁶⁾. Aber Fürst Rans-
 niß wollte den Frieden noch nicht. Ihn beschäftig-
 ten damals noch andre Entwürfe. Er wollte die
 Bedrängnisse der Pforte benutzen, um dieselbe zu
 Aufopferungen für seinen Hof zu bewegen. Noch
 ehe die Friedensunterhandlungen eröffnet waren,
 wurde vom österreichischen Gesandten von Thugut
 zu Constantinopel eine geheime Convention¹⁷⁾ abge-
 schlossen, durch welche der Wiener Hof sich verbind-
 lich

16) So schrieb er an d'Alembert am 17ten Sept. 1772:

En qualité de prophète j'annonce la paix, quoi-
 qu'elle ne soit point encore conclue. Am 16ten
 Octbr. 1772: quoiqu'on machine, quoiqu'on intri-
 gue, cette paix se fera pourtant et, s'il plait au fa-
 tum, bientôt. Am 27ten desselben Monats: cette
 paix s'achemine à grands pas, le congrès vient à
 renouer les négociations et avant la fin de l'hiver
 les troubles de l'orient seront pacifiés. Je ne suis
 qu'un faible instrument dont la providence se sert
 pour cooperer à cette oeuvre salutaire. Les dispo-
 sitions pacifiques de l'Imperatrice de Russie font
 tout dans cette affaire; le seul honneur qui peut
 m'en revenir est d'avoir soutenu les intérêts de l'Im-
 peratrice par des négociations à Constantinople et
 dans d'autres Cours.

17) S. dieselbe in v. Martens Recueil T. VI. p. 184.

machte, alle von Rußland eroberten Provinzen
eder zu verschaffen, entweder durch Unterhand-
ig, oder durch den Weg der Waffen, auch einen
ieben auf dem Fuß des (für die Pforte so güns-
zen) Belgrader von 1739, oder doch in jedem
ill auf solche Bedingungen zu bewirken, welche
: Würde der Pforte angemessen und ihrem In-
esse nicht zu nachtheilig seyn sollten. Auch die
abhängigkeit und Freiheit der Republik Polen
lten durch den künftigen Frieden gesichert werden.
igen diese übernommenen Verbindlichkeiten ver-
ach die Pforte:

1) für die Zurüstungen zum Kriege, welche Oester-
reich machen würde, eine bedeutende Summe
Geldes, nämlich 20,000 Beutel, jeden zu
500 Piaſter (also zusammen 10 Millionen Pia-
ſter), 4000 Beutel sollten sofort nach Unters-
zeichnung dieser Convention, und die übrigen
16,000 Beutel binnen 8 Monaten gezahlt wer-
den. Auch wenn der Wiener Hof noch überdem
2 oder 3000 Beutel zu geheimen Zwecken anzu-
wenden nöthig fände, wollte die Pforte sofort,
auf erhaltene Nachricht, sie ersetzen. Ferner
versprach die Pforte

2) einen ausföhllichen in der Convention näher bes-

stimmten Strich der Wallachen an Oesterreich abzutreten;

3) eine neue Gränzbestimmung der Moldau und Wallachen gegen Siebenbürgen zu völliger Befriedigung des Wiener Hofes einzugehen;

4) im ganzen Umfange der osmanischen Herrschaft dem österreichischen Handel Befreiung von gewissen Abgaben und andere Begünstigungen zu bewilligen, auch der österreichischen Schifffahrt Sicherheit gegen alle Feindseligkeiten von Algier, Tunis und Tripolis zu gewähren.

Es wurde von Kaunitz angedeutet, daß diese Convention vorerst noch geheim gehalten werden sollte, und dieses war auch allerdings sehr nöthig, da der Wiener Hof zu eben der Zeit, als er diese so offenbar feindseligen Verbindungen gegen den russischen Hof einging, doch demselben die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft gab, und, wenn gleich er Herabstimmung der zuerst gemachten Bedingungen verlangte, doch, insofern diese erfolge, seine kräftige Mitwirkung zu einem Rußland vortheilhaften Frieden versprach.

Fürst Kaunitz scheint vorzüglich deshalb so zweideutig gehandelt zu haben, weil er zwar den festen

festen Entschluß gefaßt hatte, die möglichsten Vortheile für seinen Hof aus der jetzigen Verwickelung der Angelegenheiten zu ziehen, aber noch nicht ganz eins mit sich selbst darüber war, auf welcher Seite die größten Vortheile am leichtesten zu erhalten seyn möchten. Die Verschiedenheit des Charakters und der Wünsche der Kaiserin, Königin und ihres Sohns mußte die Unbestimmtheit noch vermehren, in welcher dieser Minister wegen der zu fassenden Entschlüsse einige Zeit sich befand. Aus persönlicher Abneigung war Maria Theresia jeder Verbindung mit Katharinen entgegen; sie wünschte aufrichtig, daß den Eroberungen derselben Gränzen gesetzt würden, und sie hielt die Aufrechthaltung der Pforte, welche während ihrer ganzen Regierung sich als ein guter und friedlicher Nachbar bewiesen hatte, dem Interesse ihrer Monarchie gemäß. Daben wünschte sie aber vor allem den Ausbruch eines neuen Krieges vermieden. Konnte also der Zweck durch Unterhandlungen und Demonstrationen erreicht werden, so war dieses ganz in dem Sinn der Kaiserin, Königin; und war es möglich, durch deren Anwenbung noch einige Erweiterung der Gränzen des Staats ohne Krieg zu erhalten, so war dieses der Monarchin um so angenehmer. Joseph II wünschte dagegen Krieg, um den Ruhm eines großen Feld-

herrn, der ihm der höchste war, zu erwerben. Das neben war Vergrößerung des Staats, wenn sie ohne Krieg erhalten werden konnte, auch ihm sehr angenehm. Seine Wünsche gingen unbestimmt auf Größe, sowohl persönliche, als des Staats, und auf des letztern innere und äußere Zunahme ohne bestimmtes Ziel und festen Plan. Jede Verbindung, sey es mit Preußen oder Rußland, welche zu diesem Zwecke führen könnte, war ihm recht. Einen Krieg mit diesen beiden Mächten wünschte er nicht, und gewiß schenete er einen Kampf mit Friedrich. Dagegen fehlte die Pforte diejenige Macht, deren Befiegung, zumal in Verbindung mit Rußland, am sichersten zu hoffen, deren Besitzungen für Oesterreich die gelegtesten waren. Könnten indeß einige derselben vorerst im gütlichen Wege erhalten werden, so war auch dieses dem Kaiser sehr erwünscht.

Diesen verschiedenen Neigungen seiner beiden Souverains hoffte der Minister durch die mit der Pforte abgeschlossene geheime Convention Genüge zu thun. Durch die zugesicherte Hülfe ermunterte er die Pforte, sich nicht nachgiebig gegen Rußlands Forderungen zu beweisen, hoffte aber zugleich durch die Kunst seiner Unterhandlungen den Fall abzuwenden, daß diese Hülfe wirklich geleistet werden mußte.

Zu,

Zugleich blieb die Aussicht, durch welche er besonders Josephs Neigungen schmeichelte, daß sich in der Zukunft noch Ereignisse finden dürften, welche eine Verbindung mit Rußland gegen die Türken zu noch größerm Vortheile Oesterreichs erlauben würden, als jetzt bey dem schon errungenen Uebergewicht Rußlands gehoft werden konnte. Vorerst erwarb Kaunitz dem Staat einen Zuwachs an Land und eine bedeutende Summe Geldes, welche bey den erschöpften Finanzen sehr willkommen seyn mußte, und welche besonders den Kaiser noch mehr in Stand setzte, seine Armee zu vermehren und mit allen Bedürfnissen im reichsten Ueberflusse zu versehen, eine Sache, die ihn vor allem angelegen war.

Die abgeschlossene Convention blieb wirklich bis ins folgende Jahr geheim. Sie blieb es sogar gegen Frankreich, obgleich einer der Gründe, welche Kaunitz zum Abschluß bewogen, der war, die Allianz mit dem französischen Hofe fest zu halten, indem er diesem, sobald er es nöthig fand, durch Mittheilung dieser Convention sein an Erhaltung der Pforte genommenes Interesse beweisen konnte. Der englische Hof erhielt zuerst Nachricht von Oesterreichs mit der Pforte eingegangenen Verbindung, und theilte sie dem russischen Hofe mit, der, äußerst verwundert über

über die weitgehende Zweideutigkeit, doch für gut fand, die Empfindlichkeit über dieselbe zu unterdrücken, da Oesterreich eben damals schon auf einem andern Wege zu gemeinsamer Gewaltthat zu weit fortgerückt war, als daß Rußland die Ausführung der gehabten feindlichen Absichten nun noch weiter hätte besorgen dürfen.

Wirklich hatte Kaunitz schon früher den Grund gelegt, auch auf diesem andern Wege seinen Zweck, nämlich Einhalt der Fortschritte Rußlands und eigene Vergrößerung, zu erreichen. Bereits in der Mitte des Jahrs 1770 rückten österreichische Truppen in Polen ein zur Begleitung einiger Civilbeamten und Feldmesser, welche einen ansehnlichen Strich unstreitigen polnischen Gebiets durch gesetzte Pfähle zu Ungarn eingränzten. Dieser eigenmächtige Schritt geschah, ohne der polnischen Regierung einige Kenntniß von demselben und den Gründen, die ihn berechtigen konnten, zu geben. Als im Monat Oktober der König von Polen deshalb bey der Kaiserin-Königin Beschwerde führte, antwortete diese erst geraume Zeit nachher, nämlich im Januar 1771: „sie sey nach „Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen „und Türken, und nach gänzlicher Beruhigung Polens gern bereit, sich über die schon lange ungewissen „Grän-

„Gränzen zwischen Ungarn und der Republik zu vers-
 „gleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden,
 „sich in den Besiß einiger Distrikte zu setzen, auf
 „welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde
 „auch sich nicht abhalten lassen, mit den zur Behaup-
 „tung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen
 „fortzufahren.“ Wirklich rückten die österreichischen
 Truppen immer tiefer in Polen ein. Die öffentlichen
 Einkünfte der besetzten Distrikte wurden für Rechnung
 der Kaiserin • Königin erhoben, auch die reichen Salz-
 werke von Bochnia und Wielizka in Besiß genommen,
 aus denen der König seine wichtigsten Einkünfte bezog.
 Die Befehlshaber der Truppen erklärten, daß ihre
 Monarchin die Einwohner, welche sie als ihre Unters-
 thanen betrachte, gegen die Gräuel des in Polen aus-
 gebrochenen bürgerlichen Krieges schützen wolle. In
 der That war das Elend, welches Polen damals
 erduldet, so unglaublich groß, daß dessen Einwohner
 jede Art von Schuß, auch einer gewaltsam sich auf-
 bringenden fremden Regierung als Wohlthat erkennen
 mußten. Wenn man die Ursache dieses Elends
 einen bürgerlichen Krieg nennen konnte, und
 wenn die eigenen Staatsbürger keinesweges schuldlos
 an demselben waren; so ist doch nicht zu verkennen,
 daß allein die Einmischung der russischen Kaiserin in
 die Angelegenheiten dieses Landes die Fackel des
 Bürs

Bürgerkrieges entzündet hatte, und daß die uners-
 hörte Barbarey, welche die Russen zuerst sich erlaub-
 ten und dann die andern Nachbarn nachahmten, es
 vorzüglich war, welche das Land so unglücklich mach-
 te. Die Güter des Adels, welcher der Constabera-
 tion anhing, wurden verheert, und jeder Strich Land
 des, worin die russischen Heere sich auch nur kurze
 Zeit befanden, ward zur völligen Wüste gemacht.
 Männer vom ersten Range, deren Gesinnungen und
 Eifer für die alte Verfassung des Vaterlandes den
 russischen Machthabern mißfielen, wurden nach Sibi-
 rien weggeführt, Tausende von Familien geringern
 Standes gewaltsam in das Innere des russischen
 Reichs verpflanzt. Die Erbitterung, mit welcher
 die Unterdrückten, wo sie konnten, gegen die Russen
 und deren Anhänger verfahren, war sehr natürliche
 Erwiderung. Der äußerste Mangel und eine wirk-
 liche Hungersnoth war Folge der Verheerung, und
 dieser Mangel nebst den schlechten Lebensmitteln ga-
 ben der Pest, welche aus den türkischen Provinzen
 sich verbreitet hatte, Nahrung. Diese fürchterliche
 Krankheit diente dem Könige von Preußen zum Vor-
 wande, um sie nämlich von seinen Gränzen abzuhal-
 ten, Truppen in die ihm zunächst gelegenen polnischen
 Provinzen einrücken zu lassen. Auch diese mißhan-
 delten grausam die unterdrückten Einwohner; sie nah-
 men

men ihnen Lebensmittel aller Art, Rindvieh und Pferde, zuletzt auch die Jugend beiderley Geschlechts gewaltsam weg. Die jungen Burschen wurden zum Kriegsdienst gezwungen, die Mädchen mußten von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth, nach Vorschrift, ausgesteuert werden und wurden dann in preussischen Landen an Männer, welche sie verlangten, verheirathet ¹⁸⁾. So empörend diese Gewaltthat auch ist, so mögen doch die wider ihren Willen dem heimischen Boden Entrissenen noch immer milder elend gewesen seyn, als die auf demselben jeder Mißhandlung barbarischer Soldaten, denen kein Einhalt ges

18) So ungern man sich überzeugen mag, daß solche Barbaren von Friedrich wirklich verübt sey, so sind die Klagen über dieselbe doch zu laut und zu allgemein geworden, als daß man ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Man hat behaupten wollen, diese Gräueltaten seyen ohne Wissen des Königs verübt worden. Aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dieses glaublich finden? Doch ist nicht zu zweifeln, daß seine Befehle in der Ausführung noch übertrieben worden und schändliche Dinge begangen sind, die zu seiner Kenntniß nicht kamen. Gewiß plünderten manche die armen Polen nicht für den Staat, sondern für sich selbst. Befehle nur ein Machthaber eine Ungerechtigkeit, an Nichtswürdigen, die sie doppelt und dreifach verüben, wird es nie fehlen!

stimmten Strich der Wallachen an Oesterreich abzutreten;

3) eine neue Gränzbestimmung der Moldau und Wallachen gegen Siebenbürgen zu völliger Befriedigung des Wiener Hofes einzugehen;

4) im ganzen Umfange der osmanischen Herrschaft dem österreichischen Handel Befreiung von gewissen Abgaben und andere Begünstigungen zu bewilligen, auch der österreichischen Schifffahrt Sicherheit gegen alle Feindseligkeiten von Algier, Tunis und Tripolis zu gewähren.

Es wurde von Kaunitz ausbedungen, daß diese Convention vorerst noch geheim gehalten werden sollte, und dieses war auch allerdings sehr nöthig, da der Wiener Hof zu eben der Zeit, als er diese so offenbar feindseligen Verbindungen gegen den russischen Hof einging, doch demselben die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft gab, und, wenn gleich er Herabstimmung der zuerst gemachten Bedingungen verlangte, doch, insofern diese erfolge, seine kräftige Mitwirkung zu einem Rußland vortheilhaften Frieden versprach.

Fürst Kaunitz scheint vorzüglich deshalb so zweideutig gehandelt zu haben, weil er zwar den festen

festen Entschluß gefaßt hatte, die möglichsten Vortheile für seinen Hof aus der jetzigen Verwickelung der Angelegenheiten zu ziehen, aber noch nicht ganz eins mit sich selbst darüber war, auf welcher Seite die größten Vortheile am leichtesten zu erhalten seyn möchten. Die Verschiedenheit des Charakters und der Wünsche der Kaiserin, Königin und ihres Sohns mußte die Unbestimmtheit noch vermehren, in welcher dieser Minister wegen der zu fassenden Entschlüsse einige Zeit sich befand. Aus persönlicher Abneigung war Maria Theresia jeder Verbindung mit Katharinen entgegen; sie wünschte aufrichtig, daß den Eroberungen derselben Gränzen gesetzt würden, und sie hielt die Aufrechthaltung der Pforte, welche während ihrer ganzen Regierung sich als ein guter und friedlicher Nachbar bewiesen hatte, dem Interesse ihrer Monarchie gemäß. Dabey wünschte sie aber vor allem den Ausbruch eines neuen Krieges vermieden. Konnte also der Zweck durch Unterhandlungen und Demonstrationen erreicht werden, so war dieses ganz in dem Sinn der Kaiserin, Königin; und war es möglich, durch deren Anwendung noch einige Erweiterung der Gränzen des Staats ohne Krieg zu erhalten, so war dieses der Monarchin um so angenehmer. Joseph II wünschte dagegen Krieg, um den Ruhm eines großen Feldherrn,

herrn, der ihm der höchste war, zu erwerben. Das neben war Vergrößerung des Staats, wenn sie ohne Krieg erhalten werden konnte, auch ihm sehr angenehm. Seine Wünsche gingen unbestimmt auf Größe, sowohl persönliche, als des Staats, und auf des letztern innere und äußere Zunahme ohne bestimmtes Ziel und festen Plan. Jede Verbindung, sey es mit Preussen oder Rußland, welche zu diesem Zwecke führen könnte, war ihm recht. Einen Krieg mit diesen beiden Mächten wünschte er nicht, und gewiß scheute er einen Kampf mit Friedrich. Dagegen schien die Pforte diejenige Macht, deren Befiegung, zumal in Verbindung mit Rußland, am sichersten zu hoffen, deren Besitzungen für Oesterreich die gelegtesten waren. Könnten indeß einige derselben vorerst im gütlichen Wege erhalten werden, so war auch dieses dem Kaiser sehr erwünscht.

Diesen verschiedenen Neigungen seiner beiden Souverains hoffte der Minister durch die mit der Pforte abgeschlossene geheime Convention Genüge zu thun. Durch die zugesicherte Hülfe ermunterte er die Pforte, sich nicht nachgiebig gegen Rußlands Forderungen zu beweisen, hoffte aber zugleich durch die Kunst seiner Unterhandlungen den Fall abzuwenden, daß diese Hülfe wirklich geleistet werden müßte.

Zu,

Zugleich blieb die Aussicht, durch welche er besonders Josephs Neigungen schmichelte, daß sich in der Zukunft noch Ereignisse finden dürften, welche eine Verbindung mit Rußland gegen die Türken zu noch größerm Vortheile Oesterreichs erlauben würden, als jetzt bey dem schon errungenen Uebergewicht Rußlands gehoft werden konnte. Vorerst erwarb Kaunitz dem Staat einen Zuwachs an Land und eine bedeutende Summe Geldes, welche bey den erschöpften Finanzen sehr willkommen seyn mußte, und welche besonders den Kaiser noch mehr in Stand setzte, seine Armee zu vermehren und mit allen Bedürfnissen im reichsten Ueberflusse zu versehen, eine Sache, die ihn vor allem angelegen war.

Die abgeschlossene Convention blieb wirklich bis ins folgende Jahr geheim. Sie blieb es sogar gegen Frankreich, obgleich einer der Gründe, welche Kaunitz zum Abschluß bewogen, der war, die Allianz mit dem französischen Hofe fest zu halten, indem er diesem, sobald er es nöthig fand, durch Mittheilung dieser Convention sein an Erhaltung der Pforte genommenes Interesse beweisen konnte. Der englische Hof erhielt zuerst Nachricht von Oesterreichs mit der Pforte eingegangenen Verbindung, und theilte sie dem russischen Hofe mit, der, äußerst verwundert über

über die weitgehende Zweideutigkeit, doch für gut fand, die Empfindlichkeit über dieselbe zu unterdrücken, da Oesterreich eben damals schon auf einem andern Wege zu gemeinsamer Gewaltthat zu weit fortgerückt war, als daß Rußland die Ausführung der gehalten feindlichen Absichten nun noch weiter hätte besorgen dürfen.

Wirklich hatte Kaunitz schon früher den Grund gelegt, auch auf diesem andern Wege seinen Zweck, nämlich Einhalt der Fortschritte Rußlands und eigene Vergrößerung, zu erreichen. Bereits in der Mitte des Jahrs 1770 rückten österreichische Truppen in Polen ein zur Begleitung einiger Civilbeamten und Feldmesser, welche einen ansehnlichen Strich unstreitigen polnischen Gebiets durch gesetzte Pfähle zu Ungarn eingränzten. Dieser eigenmächtige Schritt geschah, ohne der polnischen Regierung einige Kenntniß von demselben und den Gründen, die ihn berechtigen konnten, zu geben. Als im Monat Oktober der König von Polen deshalb bey der Kaiserin-Königin Beschwerde führte, antwortete diese erst geraume Zeit nachher, nämlich im Januar 1771: „sie sey nach „Wiederherstellung des Friedens zwischen den Russen „und Türken, und nach gänzlicher Beruhigung Polens gern bereit, sich über die schon lange ungewissen „Grän-

„Gränzen zwischen Ungarn und der Republik zu ver-
 „gleichen, einstweilen aber habe sie nöthig gefunden,
 „sich in den Besiß einiger Distrikte zu setzen, auf
 „welche sie gegründete Rechte habe, und sie werde
 „auch sich nicht abhalten lassen, mit den zur Behaup-
 „tung ihrer Gerechtsame angefangenen Vorkehrungen
 „fortzufahren.“ Wirklich rückten die österreichischen
 Truppen immer tiefer in Polen ein. Die öffentlichen
 Einkünfte der besetzten Distrikte wurden für Rechnung
 der Kaiserin, Königin erhoben, auch die reichen Salz-
 werke von Bochnia und Wielizka in Besiß genommen,
 aus denen der König seine wichtigsten Einkünfte bezog.
 Die Befehlshaber der Truppen erklärten, daß ihre
 Monarchin die Einwohner, welche sie als ihre Unter-
 thanen betrachte, gegen die Gräuel des in Polen aus-
 gebrochenen bürgerlichen Krieges schützen wolle. In
 der That war das Elend, welches Polen damals
 erduldet, so unglaublich groß, daß dessen Einwohner
 jede Art von Schuß, auch einer gewaltsam sich auf-
 bringenden fremden Regierung als Wohlthat erkennen
 mußten. Wenn man die Ursache dieses Elends
 einen bürgerlichen Krieg nennen konnte, und
 wenn die eigenen Staatsbürger keinesweges schuldlos
 an demselben waren; so ist doch nicht zu verkennen,
 daß allein die Einmischung der russischen Kaiserin in
 die Angelegenheiten dieses Landes die Fackel des
 Bürs

Bürgerkrieges entzündet hatte, und daß die unerhörte Barbarey, welche die Russen zuerst sich erlaubten und dann die andern Nachbarn nachahmten, es vorzüglich war, welche das Land so unglücklich machte. Die Güter des Adels, welcher der Constabration anhing, wurden verheert, und jeder Strich Landes, worin die russischen Heere sich auch nur kurze Zeit befanden, ward zur völligen Wüste gemacht. Männer vom ersten Range, deren Gesinnungen und Eifer für die alte Verfassung des Vaterlandes den russischen Mächthabern mißfielen, wurden nach Sibirien weggeführt, Tausende von Familien geringern Standes gewaltsam in das Innere des russischen Reichs verpflanzt. Die Erbitterung, mit welcher die Unterdrückten, wo sie konnten, gegen die Russen und deren Anhänger verfahren, war sehr natürliche Erwiderung. Der äußerste Mangel und eine wirkliche Hungersnoth war Folge der Verheerung, und dieser Mangel nebst den schlechten Lebensmitteln gab den Pest, welche aus den türkischen Provinzen sich verbreitet hatte, Nahrung. Diese fürchterliche Krankheit diente dem Könige von Preußen zum Vorwande, um sie nämlich von seinen Gränzen abzuhalten, Truppen in die ihm zunächst gelegenen polnischen Provinzen einrücken zu lassen. Auch diese mißhandelten grausam die unterdrückten Einwohner; sie nahmen

n ihnen Lebensmittel aller Art, Rindvieh und Erbe, zuletzt auch die Jugend beiderley Geschlechts kaltsam weg. Die jungen Burschen wurden zum Kriegsdienst gezwungen, die Mädchen mußten von Eltern mit Vieh, Geld und Geräth, nach Vorst, ausgesteuert werden und wurden dann in preussischen Landen an Männer, welche sie verlangten, heirathet¹⁸⁾. So empörend diese Gewaltthat ist, so mögen doch die wider ihren Willen dem mischen Boden Entrissenen noch immer milder ab gewesen seyn, als die auf demselben jeder Mißbildung barbarischer Soldaten, denen kein Einhalt ges

18) So ungern man sich überzeugen mag, daß solche Barbarey von Friedrich wirklich verübt sey, so sind die Klagen über dieselbe doch zu laut und zu allgemein geworden, als daß man ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Man hat behaupten wollen, diese Gräueltaten seyen ohne Wissen des Königs verübt worden. Aber wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dieses glaublich finden? Doch ist nicht zu zweifeln, daß seine Befehle in der Ausführung noch übertrieben worden und schändliche Dinge begangen sind, die zu seiner Kenntniß nicht kamen. Gewiß plünderten manche die armen Polen nicht für den Staat, sondern für sich selbst. Befehle nur ein Mächtiger eine Ungerechtigkeit, an Nichtswürdigen, die sie doppelt und dreifach verüben, wird es nie fehlen!

geschah, ausgesetzt blieben. Friedrich verfolgte die Conföderirten nicht nur als König mit dem Schwerdt, sondern auch als Dichter mit Wig. In einem eigenen Gedicht ¹⁹⁾ suchte er ihren ohnmächtigen Widerstand, ihren fanatischen Religionsseifer dem Spott und der Verachtung zu überliefern. Dieses war nicht edel noch des Königs würdig. Denn wenn gleich viele Conföderirte die sehr nachtheilige Idee rechtfertigten, die er von ihnen hatte ²⁰⁾, so verfochten sie doch die Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen alte

19) La guerre des Confédérés in sechs Gesängen. In dem Supplements aux Oeuvres posth. Cologne (Berlin) 1789. T. I. ist es aufbehalten. Dieses Gedicht ist ohne poetischen Werth. Auch gesteht der König, daß er in der Schilderung der Conföderirten sich alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestattet. Als d'Alembert sich bey ihm erkundigte, ob es wahr sey, daß, wie im Gedicht gesagt wird, der Bischof von Krakau statt aller Bibliothek nur ein Gemählde der Pariser Bluthochzeit habe, antwortete Friedrich, er vermöge nicht dafür zu stehen, aber es könne doch so seyn.

20) Daß er diese wirklich hatte, sieht man aus des Königs vertrauten Briefen. So schrieb er an d'Alembert: ils aggissent avec imprudence, combattent avec couardise et ne sont capables que du genre de crimes, que des laches peuvent commettre. S. Oeuvres posth. T. XI. p. 135.

alte Verfassung gegen eine Unterdrückerin, welche gewiß nicht die Absicht hatte, die Gebrechen dieser Verfassung zum Besten der Polen zu verbessern.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in den von den Oesterreichern besetzten Landestheilen die Einwohner verhältnismäßig minder geplagt wurden. Diese Besetzung geschah in der Absicht, um das Land zu behalten, man wollte es also nicht verheeren. Man schleppte die Einwohner nicht gewaltsam fort, weil man sie mit ihrem Boden dem eigenen Staate einverleibte. Von den österreichischen Truppen wurde eine bessere Disciplin beobachtet, als von den Preussen und Russen.

Nur gegen die Conföderirten wurde jetzt das Benehmen des Wiener Hofes ganz geändert. Dieser hatte sie bisher so behandelt, daß man allgemein glaubte, er billige ihre Sache und werde sich noch dereinst öffentlich für sie erklären. Es war ihnen erlaubt worden, sich in den österreichischen Landen aufzuhalten, dort Waffenplätze und Magazine zu errichten, von da aus ihre Anfälle gegen die Russen in Polen vorzunehmen und gegen deren Verfolgung woher in jene Lande, als sichern Zufluchtsort, sich zurückzuziehen. Sie hatten ihre Manifeste in Ungarn drucken lassen und von dort verbreiten dürfen.

v. Dohms Denkw. I Th.

H h

Man

Man glaubte überdem allgemein, daß die Confoederirten von der öfterreichifchen Regierung Waffen und Geldunterftützung erhielten, und alle diejenige, welche der franzöfifche und auch der fächfifche Hof ihnen zufließen ließ, ging durch Wiener Handelshäuser. Auch Kaifer Jofeph felbft hatte im Jahr 1769 zu Eperies ſich mit einigen Häuptern diefer Parthey unterredet und ihnen Achtung bezeugt. Aber vom Ende des Jahrs 1770 an wurden alle bewaffnete polniſche Haufen von den öfterreichifchen Truppen feindlich behandelt, und diefe vereinten ſich zuletzt mit den Ruſſen und Preußen, um die Confoederirten überall zu verfolgen und zu verjagen. Bey alledem gab der Wiener Hof keine Erklärung, was er eigentlich in Abſicht der Angelegenheiten Polens wolle.

Wirklich iſt es nach allem, was geſchah, ſchwer zu urtheilen, ob Fürſt Kauniß keinen andern Zweck hatte, als die jeßige Hülfsloſigkeit dieſes unterbrückten Staats zu benutzen, um einen an Ungarn gränzenden Strich Landes ihm abzunehmen? ob er ſich ſchmeichelte, daß Rußland, unter Bedingung des ihm dagegen bey dem Vermittlungs-Gefchäft zu beweiſenden guten Willens, dieſem nicht widerſprechen werde, und daß man, je nachdem man ſich mit Ruß-

land

land verstehe, jene Vergrößerung minder oder mehr ausdehnen könne? oder ob Kaunitz schon damals den Gedanken nährte, daß Rußland und Preußen sein Beispiel nachahmen und dadurch ihn berechtigen werden, noch ein größeres Stück von Polen an sich zu reißen?

Mag letzteres dieses Ministers Absicht gewesen seyn, oder nicht, immer bleibt es gewiß, daß die von ihm verübte Gewaltthat die erste war, und daß sie zu den mit den beiden andern Mächten verabredeten noch weiter gehenden Unternehmungen Anlaß gegeben hat. Das eigenmächtige gewaltthätige Verfahren Oesterreichs machte allgemeines Aufsehen, die Zusammenziehung von noch immer mehrern Truppen in Ungarn erregte noch ängstlichere Besorgnisse bey der Regierung von Polen. Sie wandte sich an die russische Kaiserin und suchte Hülfe, indem sie sich schmeichelte, diese Monarchin werde es wenigstens sich allein vorbehalten, Polen zu unterdrücken und ein Gleiches nicht auch andern Nachbarn gestatten.

Katharina II erhielt die Nachricht zu Anfang des Jahrs 1771, als Prinz Heinrich von Preußen ihr einen Besuch machte, den Friedrich veranlaßt hatte, um die Kaiserin zu gemäßigtern Bedingungen des

Friedens mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich abzuwenden. Indem die Kaiserin dem Prinzen die Nachricht mittheilte, setzte sie hinzu: „Polen scheine ein Land, „in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas zu „nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Lan- „des zu eignen wolle, so hätten ja die Nachbarn „Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Aeußerung fing Feuer bey dem Prinzen. Er bemühte sich, die Kaiserin zu überzeugen, daß in dem, was ihr so leicht scheine, grade das glückliche Mittel liegen möge, ihren Ehrgeiz auf eine Art zu befriedigen, die ihrem Reich kein Opfer mehr kosten und sie nicht in Gefahr setzen werde, neue weit ausschende Kriege führen zu müssen. „Sie könne, sagte Heinrich, sich in den „Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig „beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen wür- „de, die dem russischen Reiche gelegensten Provinzen „abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth seyn „dürften, als was den Türken zu nehmen sey. Ein „Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden „werden. Jenes Vergrößerung auf Kosten Polens „habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm „osmanische Provinzen zugestehen wolle, bey deren „Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oes- „terreichs in Collision kommen werde. Daß aber „auch

„auch Preussen einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhalten müsse, erfordere die Billigkeit, welche selbst Oesterreich nicht verkennen werde, und die Behauptung des Gleichgewichts zwischen den beiden Mächten. Auch biete sich hier das Mittel dar, um den freundschaftlichen Wunsch zu befriedigen, welchen die Kaiserin bereits dem Prinzen geäußert, den König für die Anopferung entschädigen zu können, mit der er die Pflichten seiner Allianz erfülle. Dies könne am besten geschehen, wenn man einige Stücke von Polen mit dem preussischen Staat verbinde, und diesen dadurch noch fähiger mache, auch in der Folge sich als einen nützlichen Bundesgenossen Rußlands zu bewähren.“ — Der Prinz betrieb die Sache mit so viel Eifer, daß er der Kaiserin bald eine Charta von Polen vorlegte, auf welcher die Theile, welche jede der drey Mächte sich zueignen könnte, angedeutet waren. Er versahnte ohne Zweifel nicht, auch hiebei zu bemerken, daß die übrig bleibende Republik Polen noch immer groß genug sey, um die drey Mächte gehörig aus einander zu halten, auch, daß der Kaiserin Einfluß in dieser sogenannten Republik immer der bedeutendste seyn werde, und deren innere und äußere Verhältnisse ganz von ihrem Willen abhängig bleiben würden. Höchst vermuthlich unterließ der Prinz eben so wenig auch noch darauf aufmerk-

Friedens mit der Pforte zu bewegen, und besonders den Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich abzuwenden. Indem die Kaiserin dem Prinzen die Nachricht mittheilte, setzte sie hinzu: „Polen scheine ein Land, „in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas zu „nehmen. Wenn Oesterreich sich Stücke dieses Lan- „des zueignen wolle, so hätten ja die Nachbarn „Recht, ein Gleiches zu thun.“ Diese Aeußerung fing Feuer bey dem Prinzen. Er bemühte sich, die Kaiserin zu überzeugen, daß in dem, was ihr so leicht scheine, grade das glückliche Mittel liegen möge, ihren Ehrgeiz auf eine Art zu befriedigen, die ihrem Reich kein Opfer mehr kosten und sie nicht in Gefahr setzen werde, neue weit aussehende Kriege führen zu müssen. „Sie könne, sagte Heinrich, sich in den „Friedensbedingungen gegen die Pforte großmüthig „beweisen, wenn die Republik Polen gezwungen wür- „de, die dem russischen Reiche gelegenen Provinzen „abzutreten, die diesem vielleicht mehr werth seyn „dürften, als was den Türken zu nehmen sey. Ein „Gleiches könne Oesterreich und Preußen zugestanden „werden. Jenes Vergrößerung auf Kosten Polens „habe weit weniger Bedenken, als wenn man ihm „osmanische Provinzen zugestehen wolle, bey deren „Auswahl immer das Interesse Rußlands und Oes- „terreichs in Collision kommen werde. Daß aber „auch

„auch Preußen einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhalten müsse, erfordere die Billigkeit, welche selbst Oesterreich nicht verkennen werde, und die Behauptung des Gleichgewichts zwischen den beiden Mächten. Auch biete sich hier das Mittel dar, um den freundschaftlichen Wunsch zu befriedigen, welchen die Kaiserin bereits dem Prinzen geäußert, den König für die Aufopferung entschädigen zu können, mit der er die Pflichten seiner Allianz erfülle. Dies könne am besten geschehen, wenn man einige Stücke von Polen mit dem preussischen Staat verbinde, und diesen dadurch noch fähiger mache, auch in der Folge sich als einen nützlichen Bundesgenossen Rußlands zu bewähren.“ — Der Prinz betrieb die Sache mit so viel Eifer, daß er der Kaiserin bald eine Charta von Polen vorlegte, auf welcher die Theile, welche jede der drey Mächte sich zueignen könnte, angedeutet waren. Er versetzte ohne Zweifel nicht, auch hiebey zu bemerken, daß die übrig bleibende Republik Polen noch immer groß genug sey, um die drey Mächte gehörig aus einander zu halten, auch, daß der Kaiserin Einfluß in dieser sogenannten Republik immer der bedeutendste seyn werde, und deren innere und äußere Verhältnisse ganz von ihrem Willen abhängig bleiben würden. Höchst vermuthlich unterließ der Prinz eben so wenig auch noch darauf aufmerksam

sam zu machen, daß, wenn die Kaiserin für diesen Augenblick sich entschlösse, ihren Entwürfen gegen die Pforte Schranken zu setzen, es doch in der Zukunft an Gelegenheit nicht fehlen werde, auf dieselben wieder zurückzukommen, daß aber die Klugheit erfordere, vorerst diejenigen Vortheile anzunehmen, welche die Beraubung eines Nachbarn darbiete, der keinen Widerstand zu thun im Stande sey, und von keiner Seite Beistand hoffen könne.

So einleuchtend diese Vorstellungen auch waren, so entging doch natürlich Katharinen die Bemerkung nicht, daß sie jetzt wirklich ganz Polen schon als eigne Provinz beherrsche, daß sie die gegründete Aussicht habe, nach glücklicher Durchsetzung ihrer Entwürfe gegen die Pforte, ihre Herrschaft über Polen noch vollendeter auszubilden, seiner Verfassung eine ihr beliebige Form ohne Zuziehung andrer Mächte zu geben, oder auch vielleicht dieses Land ihrem Reiche völlig einzuverleiben, daß also, wenn sie jetzt dem Wiener und Berliner Hofe erlaube, Stücke dieses Landes an sich zu reißen, dieses eigentlich nur Verminderung ihrer eigenen Vortheile sey. Doch vermuthlich fühlte die Kaiserin dieses alles nur dunkel. Prinz Heinrichs Beredsamkeit ließ Betrachtungen dieser Art nicht zur Deutlichkeit kommen. Auch wirkte von der
andern

andern Seite der Gedanke, daß, wenn Oesterreich, wie es den Vorfaß zu haben schien, in seinen angefangenen Unternehmungen gegen Polen fortfahre und Preußen sie nachahme, die Kaiserin entweder beitreten oder dagegen kämpfen müsse, ein solcher Kampf aber sie ihres Allkirten berauben und in neue Händel verwickeln werde, die sie von der Verfolgung ihrer Plane gegen die Türken weit mehr abziehen würden, als wenn sie jetzt deren vollständiger Ausführung einigen Aufschub gäbe. Kurz, Katharina wurde hingerissen, sie genehmigte die Idee des Prinzen und erlaubte ihm, dieselbe als die ihrige dem König, seinem Bruder, mitzutheilen. Dieser sah sofort in der Idee einer Theilung Polens das glücklichste Mittel, dem ihm so unangenehmen Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich und Rußland vorzukommen; auch entgingen ihm die großen Vortheile nicht, welche für seinen Staat daraus erwachsen mußten. Diese, so wie die Vortheile Oesterreichs, stellten sich in der That so bedeutend dar, und die Kaiserin schien dagegen aus den vorhin-angedeuteten Gründen verhältnißmäßig so wenig zu gewinnen, daß Friedrich anfangs die Idee nur für einen augenblicklichen Einfall hielt, den die Nachricht von Kaunizens Verfahren und seines Bruders Verebfsamkeit hervorgebracht habe,

der bey kälterer Ueberlegung, und wenn Panin ²¹⁾ gehört sey, wieder zurückgenommen werden würde. Nur wie er sich überzeugt hatte, daß dieses der Fall nicht sey, ließ er sich in ernstliche Unterhandlung ein. Der russische Staats-Minister war, wie Friedrich vermuthet hatte, dem Gedanken nicht geneigt, weil eine Zersplitterung Polens mit allen frühern Erklärungen seines Hofes in ganz offenbarem Widerspruch sey. Doch ging er in den Gedanken ein, da er den entschiedenen Willen seiner Monarchin sah, unter der Bedingung, daß der König von Preußen den Beitritt Oesterreichs bewirke. Friedrich übernahm dieses.

Raunig stellte bey der ersten Eröffnung die Sache als ungemein schwierig vor und äußerte die Besorgniß, der Versuch einer Theilung Polens werde
zu

21) Graf Nikita Panin war geboren 1718. Nachdem er in Gesandtschaftsposten, besonders in Schweden, wichtige Dienste geleistet, wurde ihm 1759 die Erziehung des Großfürsten Paul vertrauet. Er wirkte 1762 zu der Thronbesteigung von Katharina II mit. Diese Monarchin stellte ihn an die Spitze der Geschäfte als Reichskanzler und vertraute ihm besonders das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er befestigte durch Klugheit den mächtigen Einfluß, den Katharina in Europa erwarb, nur in seinen letzten Jahren sank sein Ansehen bey derselben. Er starb im J. 1783.

zu unabsehbaren Verwickelungen führen. Ohne Zweifel wollte dieser Minister noch zunächst absehen, welchen Gang das Friedensgeschäft nehmen dürfte, und ob er vielleicht durch Unterstützung der Pforte noch größere Vortheile werde erreichen können. Diejenigen, welche durch Beraubung Polens zu erhalten waren, konnten ihm nun nicht mehr entgehen, da Katharina und Friedrich deshalb eins waren, aber zur Ausführung Oesterreichs Beitritt nöthig erachteten; auch wollte Kaunitz durchaus den Schein vermeiden, als sey die Idee von ihm ausgegangen; er wollte sich dieselbe lieber von Andern aufbringen lassen, um das Gehäßige auf diese Andern werfen zu können, auch vielleicht, um Maria Theresens Gewissensstrupel desto besser zu besiegen ²²⁾.

§ 5

Fries

22) Daß Kaunitz gleich anfangs, wie er die Idee gefaßt, sie noch nicht der Kaiserin-Königin, deren Abneigung er voraussehen konnte, mitgetheilt, auch bey der ersten Besitznahme polnischen Gebiets ihr noch nicht gesagt habe, wohin er damit ziele, scheint mir aus einem Umstande, den Glassan aufbewahrt hat, gefolgert werden zu können. — Die Monarchin versicherte nämlich (nach Glassan Hist. de la Diplomatie franc. 2te Ausgabe T. VII p. 126.) den französischen Botschafter Breteuil im Jahr 1775, „daß die Theilung Polens ihr den größten Kummer gemacht, und „den

Friedrich durchschaute den österreichischen Minister; er hielt sich fest überzeugt, daß derselbe den schon gethanen Schritt nicht zurücknehmen werde, und er versicherte den russischen Hof, Oesterreich werde, wenn es die beiden andern Höfe zur Ausführung entschlossen sehe, gewiß nicht zurückbleiben. Dies wurde erfüllt und Kaunitz that recht große Schritte. Aber ehe er sie that, wollte dieser Minister, daß auch der russische Hof an ihn unmittelbar etwas über die Sache gelangen lassen sollte. Da dieses nicht so bald geschah, als er erwartet hatte, fand

Kau

„den Fürst Kaunitz gezwungen habe, ganz wider seinen „Charakter zu handeln, und sogar seinen Ruf zum Opfer „zu bringen, indem ihm fälschlich ein Plan beigemessen „werde, dem er sich, so lange es irgend möglich, mit „allen Kräften widersezt habe, und nur, durch den Drang „der Umstände gezwungen, ihm endlich beigetreten sey.“ „Um die Sache zu vereiteln, sagte Maria Theresie, „habe sie sogar für ihren eigenen Antheil ganz übertrie- „bene Forderungen gemacht, in der gewissen Erwartung, „der König von Preußen und die Kaiserin würden diesel- „ben verwerfen, und es werde darüber die ganze Sache „sich zerschlagen. Aber zu ihrem größten Erstaunen und „bittersten Schmerz sey Alles, was sie gefordert, bewil- „ligt.“ Wir wollen nicht bezweifeln, daß die Monarchin sich von der Wahrheit dessen überzeugt hielt, was sie sagte. Aber wie sehr sie getäuscht worden, ergiebt der hier erzählte wirkliche Gang der Sache.

Kauniß endlich gut, sich selbst, zwar mit großer Vorsicht, doch so hinlänglich deutlich über seine Absichten zu eröffnen, daß der russische Hof zur Erklärung gebracht werden mußte. Dieses geschah im Oktbr. 1771. Kauniß gab dem russischen Gesandten, Fürsten Gallizin, unter vielen Freundschaftsversicherungen zu erkennen, wie die Friedensbedingungen der Kaiserin, wenn gleich sie dieselben etwas ermäßiget, doch noch immer von der Art seyen, daß sein Hof sie unmöglich unterstützen könne, weil diese Bedingungen, vorzüglich die Unabhängigkeit der Krimm und die Abreißung der Moldau und Wallachen, theils von der Pforte nie angenommen werden könnten, theils dem eigenen Staatsinteresse Oesterreichs so sehr zuwider wären, daß dieses sich ihrer Annahme widersetzen müßte, auch wenn die Pforte zu derselben durch fortgehendes Kriegsunglück gezwungen werden sollte. Er that dagegen andre Vorschläge, welche von den russischen sehr verschieden waren, und nach denen die Kaiserin ihre Hauptzwecke aufgeben mußte. Diese Vorschläge, versprach Kauniß, werde sein Hof kräftigst unterstützen, und nach dem vertraulichen Einverständniß, welches zwischen ihm und der Pforte jetzt bestehe, glaube er gut dafür sagen zu können, daß auf diese Bedingungen, sobald sie die Kaiserin genehmige,

der

der Friebe abzuschließen seyn werde. Doch könne, setzte Fürst Kauniß hinzu, seine Monarchin nur unter der ausdrücklichen Bedingung ihre Mitwirkung versprechen, daß Rußland sich verbindlich machte, Polen unvermindert in seinem jetzigen Umfang zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieses Landes, weder für sich selbst, noch für irgend eine andre Macht, verlangen zu wollen. Diese Aeußerung beweiset, daß Kauniß sehr gut wußte, was Rußland und Preußen unter sich über Polen bereits verabredet hatten. Wirklich war er ja schon von Friedrich, wie dieser es uns selbst sagt, hiervon, nach des russischen Hofes Wunsche, völlig unterrichtet. Aber Kauniß wollte, daß letzterer Hof sich selbst gegen ihn eröffnen und ihn zu der Theilnahme an der Verraubung Polens einladen sollte. Er stellte sich also von nichts zu wissen ²³⁾, und warf diese Aeußerung

23) Durch Zusammenhalten der in Friedrichs Bericht und in den Örtlichen Aktenstücken enthaltenen Umstände ergiebt sich dieser Gang der Sache ganz deutlich, und durch ihn wird zugleich der scheinbare Widerspruch aufgehellt, da der König erzählt, er habe, nach dem Verlangen des russischen Hofes, dem Wiener die erste Eröffnung von der Sache gemacht, nach dem Aktenstücken aber diese erste Eröffnung vom russischen Gesandten, auf die von Kauniß gegebne Veranlassung, geschehen ist. Des Königs Erzählung ist ganz richtig,

ng gegen Gallizien hin, um den russischen Hof
n Keden zu bringen; um diesen Zweck desto ges
fter zu erreichen, setzte Kaunitz noch hinzu: so sehr
n Hof aber auch die Unzertrennlichkeit Polens er
sten wissen wolle, so sey er dennoch entschlossen,
en Strich dieses Landes, der ehemals zu Ungarn
ört habe und in frühern Zeiten an Polen vers
ndet sey, nämlich die Herrschaft Zips, gegen
idzahlung der Pfandsumme, wieder zurückzuneh
n, welches eine in allen Rechten sehr erlaubte
ndlung sey, und durchaus nicht als Verletzung

Gerechtsame der Republik angesehen werden
ne, der man übrigens alle andere jetzt von österr
hischen Truppen besetzte Landstriche, an welche
n keine Ansprüche habe, zurückgeben werde.
ch müsse er bemerken, daß die alte Verfassung
lens zwar aufrecht erhalten werden müsse, doch
ne man ihr einige Modifikationen geben, wie sie
Interesse der Nachbarn gemäß befunden würd
. Es komme nur, schloß er, darauf an, sich
über

nur verbarg Kaunitz gegen Gallizien seine Kenntniß, um
ihm einen Antrag seines Hofes abzulocken, und um
sagen zu können, daß ihm der Beitritt abgedrungen sey.
Dies war ihm selbst bey Maria Theresia wichtig. Um
die Schleichwege der kunstvollen Politik dieses Ministers
zu erklären, muß man sein Verhältniß gegen seine beid
en Souverains immer im Auge behalten.

über solche Modificationen zu vereinigen, dann würde Oesterreich sehr bereit seyn, mitzuwirken und die Polen zur Annahme einer gutgefundenen Constitution zu bewegen, und, wenn es nöthig, zu zwingen.

Diese Eröffnungen machten in St. Petersburg natürlich großen Eindruck; man sah hier nur, wohin Kaunitz, der von den Gesinnungen der Kaiserin durch Preußen schon so gut unterrichtet war, zielte, und hielt nöthig, ihm auf halben Wege entgegen zu kommen. Panin ließ deshalb durch den russischen Gesandten in Wien den Widerspruch bemerklich machen, wenn der Wiener Hof Polen zwar unvermindert erhalten, aber dennoch ein Stück dieses Landes, wider Willen der Republik, an sich bringen wolle. Es gäbe keinen Staat, sagte der russische Minister, der nicht alte Ansprüche an seine Nachbarn machen könne, und jeder sey natürlich berechtigt, zu gelegener Zeit solche Ansprüche geltend zu machen. Auch Rußland, auch Preußen haben an Polen Ansprüche, eben so gut als Oesterreich, und wenn letzteres jetzt von den seinigen Gebrauch machen wolle, so erfordere die Billigkeit und die vom Fürst Kaunitz so sehr empfohlne Behauptung des Gleichgewichts, daß die beiden andern Mächte eben

eben so verfahren. Die russische Monarchin habe nichts dagegen, daß dieses jetzt geschehe, und sie glaube gleiche Gesinnung des Königs von Preußen versichern zu können. Wenn es also der Kaiserin Königin gefällig sey, so könne man sich über die Natur und den Umfang der Ansprüche der drey Höfe verständigen und das nöthige Verhältniß unter ihnen festsetzen. Sobald dieses geschehen, werde die gemeinsam zu bewirkende Durchsetzung dieser Ansprüche keinen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Diese Erklärung war es, welche Fürst Kaunitz erwartete. Sobald er dieselbe im Jenner 1772 erhielt, veränderte sich sofort sein ganges Benehmen. Alle seine bisher geäußerten Zweifel und Bedenken gegen die russischen Friedensbedingungen waren nun auf einmal gehoben, er erklärte sich jetzt bereit, dieselben zu unterstützen, und gab nur den Rath der Klugheit, daß die Kaiserin zuerst noch härtere Forderungen, als sie wirklich verlange, aufstellen möge, denen Oesterreich nicht beistimmen könne. Diese möge sie dann stufenweise ermäßigen, um endlich zu einem Ultimatum zu gelangen, auf dessen Annahme der Wiener Hof dringend bestehen werde. Dieses verspreche er in der Hoffnung, daß man über die Theilung Polens sich verständigen werde, zu welcher

der sein Hof in den von dem Grafen Panin angegebenen Grundsätzen einer zu beobachtenden völligen Gleichheit sehr bereit sey. Er erbat sich nur baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Absichten von Rußland und Preußen gerichtet seyen, und versprach dann sofort, die nach jenen abzumessenden Forderungen seines Hofes anzuzeigen. Um dieses Verständniß möglichst zu beschleunigen, wollte Kauniß auch sofort an den König von Preußen deshalb sich wenden. Er empfahl die vertraulichste Offenheit zwischen den drey Höfen und möglichste Beschleunigung der Unterhandlungen, welche zu glücklicher Vollenbung des Geschäfts nöthig wäre. Auch empfahl er sehr das vollkommenste Geheimniß, damit besonders weder Frankreich noch England Kenntniß von den Absichten der drey Höfe erhielten, zu deren Vereitlung jene beiden Mächte gewiß Alles ausbieten würden. Um jedes Mißverständniß zu verhüten, hatte Kauniß selbst das Wesentliche seiner Unterhandlung mit dem russischen Gesandten in dessen Namen schriftlich entworfen, und bat ihn, den Aufsatß, welchen er ihm zustellte, seinem Hofe vorzulegen. Doch setzte er mündlich noch hinzu: sollten sich Schwierigkeiten finden, um durch dasjenige, was man der Republik Polen abnehmen wolle, drey völlig gleiche Theile zu bilden, so könne man auch
noch

noch einem andern Nachbar, der Land zu viel habe, etwas abnehmen, dessen Einwilligung, wenn die drey Höfe ganz eins unter sich wären, wohl zu erzwingen seyn würde. Als Gallizin, über diese letztere Aeußerung befremdet, erwiederte, dieser andre Nachbar könne doch wohl kein andrer, als die Pforte seyn, erklärte Kaunitz ausdrücklich, er meine allerdings nur diesen Nachbar, und autorisire den Gesandten, auch diesen Gedanken seinem Hofe mitzutheilen.

Dieser Vorschlag zu gemeinsamer Beraubung, sowohl Polens als der Pforte, geschah sechs Monate nachdem Oesterreich seinen Beystand, zu Behauptung aller Besizungen der Pforte und zu Wiedereroberung der durch Rußland entzogenen, feyerlich versprochen oder vielmehr verkauft hatte. Gerade zu eben der Zeit ²⁴⁾, wie Kaunitz diesen Vorschlag that, erhielt Panin die Abschrift der am 6ten Jul. 1771 abgeschlossenen geheimen Convention.

Er

24) Dies Zeitverhältniß erhellet aus einem Briefe des Grafen Panin, in den Mémoires et actes authentiques etc. p. 284 vom Jul. 1772, worin dieser Minister sagt, er habe vor sechs Monaten (also im Januar) auf einem Seitenwege (es war England gemeint) eine Abschrift der Convention erhalten.

Er zweifelte anfangs an deren Richtigkeit, die ihm indeß auch bald vom russischen Gesandten in Wien bestätigt wurde. Obgleich man in St. Petersburg gut fand, diese erhaltene Kenntniß der bösen Absichten des Wiener Hofes einstweilen für sich zu behalten, und obgleich man zweifelhaft war, in wiefern dieser Schritt eine Folge der zweideutigen Politik Kaunizens, oder des Zwanges sey, in welchem dieser Minister sich gegen Joseph II. befinde; so war auf allen Fall doch nun alles Vertrauen zu einem Hofe vernichtet, der so widersprechend mit sich selbst zu handeln fähig war. Panin empfahl dem russischen Gesandten zu Wien, in Verbindung mit dem preussischen alle Schritte Kaunizens mit dem äußersten Mißtrauen zu beobachten, und auf dessen Versicherungen von nun an gar nicht mehr zu bauen. So verlor dieser Minister das Zutrauen des Hofes, mit dem er wichtige Geschäfte gemeinsam betreiben wollte, in dem Augenblicke, worin er dieses Zutrauens am meisten bedurfte. Auch in der Achtung des osmanischen Hofes setzte sich der österreichische sehr herab, da er die Ratifikation der von ihm so sehr betriebenen Convention weigerte und, obgleich er wirklich einen Theil der zugesicherten Geldsumme bereits erhalten hatte, dennoch nichts that, um den Inhalt zu erfüllen, vielmehr
jetzt

jetzt die Forderungen Rußlands, wenn gleich mit wenigem Nachdruck, unterstützte, und sich mit dieser Macht endlich zur Theilung Polens verband, dessen Aufrechthaltung einer der Punkte jener Convention gewesen war. Bey diesen Gesinnungen aller Theile konnte des Wiener Hofes Mitwirkung bey dem Friedensgeschäft nicht bedeutend seyn; er kam vielmehr oft in große Verlegenheit; er sah sich bald genöthigt, von Rußland noch Ermäßigung eben der Bedingungen zu verlangen, zu deren Unterstützung er sich vorher verbindlich gemacht hatte, bald mußte er sich beklagen, daß dem preussischen Hofe ein größeres Vertrauen wie ihm bewiesen werde. Dies war die Folge des Verfahrens eines Staatsmannes, dessen große Geschicklichkeit in Leitung der Geschäfte in ganz Europa geglaubt und bewundert ist! Wahrlich er verdankt diese Bewunderung allein der Dunkelheit, in welche er seine Handlungen zu hüllen gewußt hat! Wie ganz anders erscheint dagegen das Benehmen Friedrichs; er erklärte der Kaiserin freymüthig und mit Gründen, daß sie ihre Friedensbedingungen herabstimmen müsse, aber er beförderte treu und standhaft ihr Interesse, wie er es versprochen hatte. Obgleich der König der offene Allirte Rußlands war, bewies die Pforte doch mehr Vertrauen zu ihm, als zu Oesterreich, das

mit ihr ein geheimes Bündniß eingegangen war, weil sie richtig einsah, daß Friedrich in der Lage, worin er war, so handelte, wie er mußte, und weil in seinen Handlungen nichts Zweideutiges noch Verstecktes war. Auch wie der Gedanke einer Theilung Polens zuerst eröffnet wurde, verhehlte der König gar nicht, wie überaus willkommen ihm derselbe sey. Er betrieb mit Eifer die Ausführung, aber er suchte nichts zu erschleichen. Der einzige Punkt, um den er in der Unterhandlung mit Rußland lange kämpfte, war der Besiß von Danzig und Thorn. Die Kaiserin hatte sich bewegen lassen, die Verfassung und Freiheit dieser Städte zu garantiren. Ihrer Ehre, so wie ihrem Interesse lag daran, daß sie nicht Preußen überlassen würden; auch England, da es die Theilung Polens nicht abwenden konnte, wandte alles an, um die Kaiserin wenigstens in diesem Punkt standhaft zu erhalten, daß Danzig, der Hauptsitz des Ostsee-Handels, nicht dem König von Preußen überlassen würde. Dieser sah ein, daß der Besiß des Weichselstroms und der Mündung desselben, auch ohne Danzig, den Ostseehandel in seine Hände gebe, und auch diese Stadt in der Folge ihm nothwendig zufallen müsse; er wollte also um eines eigentlich nur aufgeschobenen Nebenvorthells willen nicht den wichtigern fah-

fahren lassen, und über einen Gegenstand, der die Eitelkeit seiner Alliirten interessirte, nicht mit denselben sich entzweien.

Sofort nach der vertraulichen Eröffnung gegen den russischen Gesandten hatte Kaunitz, seinem Versprechen gemäß, auch dem Könige von Preußen die Bereitwilligkeit Oesterreichs, sich mit ihm und der russischen Kaiserin zur Theilung Polens zu verbinden, förmlich erklärt und Friedrich um die Eröffnung des Umfangs seiner Forderungen ersucht. Der König erwiederte mit großer Offenheit, die Idee einer Theilung Polens sey, unter vorausgesetzter Beistimmung Oesterreichs, von der russischen Kaiserin seinem Bruder Heinrich mitgetheilt, und bey den daraus für seinen Staat entstehenden Vortheilen habe er sehr gern dieser Idee Beifall gegeben; sein Antheil werde in Polnisch-Preußen und Ermland bestehen, doch sey gut gefunden, Danzig und Thorn auszunehmen, und eben so auch die Stadt Krakau mit ihrem Gebiet bey Polen zu belassen. Der Wiener Hof werde also in den zunächst an Ungarn gränzenden fruchtbaren Provinzen die ihm gelegenen Distrikte für sich auswählen können. Der österreichische Gesandte, Baron van Swieten, auf diese Aeußerung bereits vorbereitet, erwiederte,

daß, wenn sein Hof bey der Ausnahme von Krakau sich nicht über das Carpathische Gebürge werde ausdehnen dürfen, für ihn kein Antheil herauskomme, wie ihn das angenommene Princip völliger Gleichheit unter den drey Mächten fordere, er sey deshalb beauftragt, vorzuschlagen, daß der König die Grafschaft Glatz nebst dem in Böhmen eingeschlossenen Theil von Oberschlesien dem Wiener Hofe abtreten und sich durch ein verhältnißmäßiges ihm gelegenes Stück von Polen für diese Abtretung entschädigen möchte. Lebhaft verwarf der König diesen Vorschlag, und erklärte, daß er nicht das Mindeste von seinen Landen abtreten werde. Swieten antwortete, wie sein Hof durchaus nicht verlange, was dem Könige misfallen könne, und daß also von jenem Vorschlage nie wieder die Rede seyn werde, dagegen erwähnte er als einer nur ihm eigenen Idee, die er ohne Auftrag äußere, daß, wenn sein Hof in Polen nicht ein hinlängliches Aequivalent der Theile, welche die beiden andern Höfe sich zus eignen, erhalten könnte, man ihn vielleicht dafür durch Bosnien und Servien entschädigen könne, welche Provinzen herzugeben die Pforte sich nicht werde weigern dürfen, wenn die drey Höfe es mit Nachdruck verlangten. Dieser Gedanke fand den Beifall des Königs, und er sagte, daß er ihn sofort
der

der russischen Kaiserin mittheilen wolle. Aber Fürst Kauniß verwies es dem Gesandten ernstlich, daß sein Dienstleister ihn verleitet habe, diesen Vorschlag zu thun, zu dem er nicht beauftragt gewesen. Weder, sagte er, der mit der Pforte bestehende ewige Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin-Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen. Als er dieses dem russischen Gesandten, Fürst Gallizin, äußerte, konnte dieser sich nicht enthalten, den offenbaren Widerspruch bemerklich zu machen, der zwischen der jetzigen Aeußerung des Ministers und dessen vor wenigen Wochen ihm officiell gemachten Antrage sich finde, daß man auch die Beraubung der Pforte zu Hülfe nehmen müsse, um die Theile der drei Mächte auszugleichen, wenn das Polen abzunehmende Land nicht dazu hinreichen sollte. Kauniß wollte den Widerspruch damit entschuldigen, daß es allerdings seines Hofes Meinung sey, sich auch auf Kosten der Pforte zu vergrößern, doch müsse dieses mit mehr Schonung, als gegen Polen beobachtet werde, geschehen. Es hänge, setzte er hinzu, dieses allein von der russischen Kaiserin ab, welche einige ihrer Eroberungen oder auch für diese umzutauschende mehr gelegene Distrikte dem Wiener Hofe abtreten und diesen dadurch bewegen könne, sich

mit einem kleinern Loose in Polen zu begnügen.

Gallizin meldete seinem Hofe, aus allen Aeußerungen Kaunitzens gehe deutlich hervor, daß Oesterreichs wahre Absicht keine andere sey, als sich sowohl auf Kosten der Türken als Polens zu vergrößern; die Mißbilligung des vom Baron van Swieten in Berlin gethanen Antrags aber sey Heuchelei. Vielleicht war dieser Antrag bloß gemacht, um den Gedanken bey Friedrich rege zu machen, und ihn zu bewegen, ihn bey der russischen Kaiserin durchzusetzen. — Wirklich arbeitete Kaunitz sehr ernstlich, doch immer auf versteckte Art, auf beiden Wegen seinem Hofe Vortheile zu erwerben. Indem er Rußland zu überzeugen suchte, daß er desselben Bedingungen unterstütze, ließ er insgeheim die Pforte in ihrem Widerstande gegen dieselben bestärken. Indes war, wie wir bemerkt haben, sowohl Oesterreich als Preußen von der eigentlichen Vermittlung ausgeschlossen. Der zweite Congreß zu ¹⁷⁷³ ~~im~~ Bucharest ging eben so fruchtlos aus einander, als der erste. Die Kaiserin ließ nachher durch Preußen allein noch einige Vorschläge thun, die aber auch von der Pforte verworfen wurden. Nachdem das Kriegsglück den Türken einige Zeit günstig gewesen,

ges

gelang es endlich dem Feldmarschall Romanzow, über die Donau zu gehen, den Großvezier gänzlich einzuschließen und, indem er allen Waffenstillstand abschlug, ihn zu einem Frieden zu nöthigen, dessen Bedingungen er geblöthertisch vorschrieb. Dieser im 1774 am 21sten Jul. Lager des russischen Felbherrn zu Rutschuk, Rainardski, einem Dorfe in Bulgarien, ohne alle vorgängige Unterhandlung, abgeschlossene Friede verschafte nun der Kaiserin Katharina alle Vortheile, die sie nach ihren letzten Forderungen hatte erhalten wollen: die Unabhängigkeit der Krimm, die freie Schifffahrt russischer Unterthanen auf allen Meeren unter osmanischer Herrschaft, die Abtretung von Ufow, Kiburn, Kertsch und Jenikale, und noch oben drein zur Entschädigung für Kriegskosten 4½ Millionen Rubel baar Geld ²⁵⁾. Daß nicht auch die Moldau und Wallachen abgerissen wurden, konnte der Wiener Hof als eine auf seine Wünsche genommene Rücksicht betrachten, und die Kaiserin war durch das, was sie von Polen nahm, hinlänglich für die Aufgebung dieser einzigen ihrer frühern Forderungen entschädigt. Uebrigens wurde natürlich für Oesterreichs Vergrößerung durch diesen Frieden nicht gesorgt, da Katharina nicht geneigt war,

25) S. diesen Friedensschluß in v. Martens's Recueil Tom. IV. p. 606.

demselben irgend etwas von ihren Eroberungen abzutreten. ^{1777 am 25ten Febr.} Aber dennoch drang einige Jahre später der Wiener Hof den Türken einen Strich Landes, die Bukowina genannt, ab, und wie der Hospodar der Moldau, zu welcher dieses Land gehört hatte, sich widersetzen wollte, beseitigte die Pforte den Widerspruch dadurch, daß sie dem Hospodar den Kopf abschlagen ließ. Die russische Kaiserin, obgleich ihr dieser Erwerb Oesterreichs zuwider war, wollte sich deshalb mit dieser Macht nicht förmlich entzweien.

Noch vor diesem Frieden kam die Theilung Polens wirklich zu Stande. So sehr Kaunitz die Beschleunigung des Geschäfts empfohlen hatte, waren es doch vorzüglich die unbestimmten und immer weiter gehenden Forderungen Oesterreichs, welche die Sache aufhielten. Rußland und Preußen waren, seitdem letzteres wegen Danzig und Thorn nachgegeben, eins. Friedrichs Ungeduld hielt für das beste Mittel, um zu dem sehnlichst gewünschten Schluß zu gelangen, daß von ihm und Katharina, ohne länger auf Oesterreich zu warten, wegen ihrer Theile ein festes ^{1772 d. 17ten Febr.} Abkommen geschlossen werde. Durch dasselbe ward die Besitznahme beider Mächte auf den folgenden Monat Junius festgesetzt. Durch geheime Artikel
wurde

wurden zugleich Verabredungen für den Fall getroffen, wenn durch Oesterreichs Erklärung für die Pforte der Krieg noch eine weitere Ausdehnung und Dauer erhalten sollte. Aber zu eben der Zeit, wo jenes Abkommen getroffen wurde, thaten die beiden österreichischen Souverains einen Schritt, der die Sache der völligen Beendigung näher bringen sollte. Sie unterzeichneten einen Akt, durch welchen völlige Gleichheit¹⁷⁷² der Theile zwischen den drey Mächten, ohne Rück.^{d. 19ten} Gebr. sichts auf die Natur und den Umfang ihrer Ansprüche, und gegenseitige kräftige Unterstützung im Allgemeinen zugesichert wurden. Dieser Akt ward in Berlin und Petersburg vorgelegt. Der König von Preußen und die russische Kaiserin unterzeichneten ihn ohne Anstand. Aber ohngeachtet der darin festgesetzten und vom Wiener Hofe so sehr empfohlenen Gleichheit ging dieser mit seinen Forderungen immer weiter, und erstreckte sie fast auf den dritten Theil von Polen. Friedrich, dem so sehr daran lag, ein völliges Einverständnis hervorzubringen, bewog die russische Kaiserin zur möglichsten Nachgiebigkeit, und nur seine Vorstellungen bewirkten, daß die wichtige Stadt Lemberg und die reichen Salzwerke zu Bochnia und Wielizka, welche der russische Hof durchaus der Republik erhalten wissen wollte, doch zuletzt Oesterreich zugestanden wurden.

So kam endlich dieses Einverständniß zu Stande und wurde zu Petersburg von den Ministern der d. 5ten Aug. 1772 drey Höfe unterzeichnet. Die Erklärung hiervon an die Republik Polen und die wirkliche Besignahme der Theile, welche man ihr abzunehmen für gut gefunden, folgte bald nach. Die Vorlegung der Gründe, durch welche dieses Verfahren gerechtfertiget werden sollte, wurde vorbehalten. Rußland ist dieselbe schuldig geblieben, aber von Preußen und Oesterreich erschienen Deduktionen, deren Widerlegung nach allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts und nach ältern Traktaten den polnischen Publicisten nicht schwer fallen konnte. Doch die gründlichsten Widerlegungen, die kräftigsten Protestationen halfen nichts. Umsonst riefen der König und die Republik den Beistand aller Mächte Europa's an, umsonst machten sie mit überzeugenden Gründen klar, daß die einen durch übernommene Garantie der Verträge und feierlichst zugesicherten Schuß der Verfassung Polens ²⁶⁾, alle aber durch die Sorge für eigene Erhaltung

26) Nur noch vor wenig Jahren, am 15ten März 1764, hatte Ludwig XV der Republik feierlichst versprochen, daß er durch alle Mittel, die von ihm abhingen, sie gegen jede Beeinträchtigung in Ausübung ihrer Rechte, gegen jede Verletzung ihrer Verfassung, Freiheiten und Besignung

tung zu solchem Beistand verpflichtet seyen. Jeder fühlte, daß der Grund, auf welchem der Bestand aller europäischen Staaten beruhte, furchtbar erschüttert sey und hinfort auf nichts mehr gerechnet werden dürste, wenn solcher Mißbrauch der Uebermacht geduldet werden würde. Jeder fühlte es, aber — Niemand wagte zu handeln, oder nur laut zu widersprechen. Mit grausamer Mißhandlung wurden der König und die Republik gezwungen, die abgerissenen Theile förmlich abzutreten. Jener soll einmal den Gedanken gehabt haben, den Thron und sein Vaterland zu verlassen und in England eine Freistadt zu suchen; aber es kam nicht zur Ausführung. Er sagte dem englischen Gesandten, er werde sich eher seine rechte Hand abhauen lassen, als die Abtretung unterzeichnen. Aber zuletzt gab er der Gewalt nach. Auf den Vorschlag des Wiener Hofes ward ausdrücklich mit der Theilung von ganz Polen gedrohet, wenn der Reichstag in die geforderte Abtretung zu willigen weigere. Aber bey der Gränzbestimmung entstanden neue Händel. Oesterreich schritt mit seiner Besitznahme viel weiter vor, als verabredet war. Preussen hielt sich dadurch berechtigt, ein Gleiches zu thun.

sungen kräftigst schützen wolle. G. Flassan
Hist. de la Dipl. franç. T. VI. p. 520. der 2ten Aus-
gabe.

thun. Die russische Kaiserin trat ins Mittel und machte bemerklieh, daß man sich wohl hüten müsse, die Polen zur Verzweiflung zu bringen, die ihnen mehr Kraft geben könne, als man ihnen zutraue, und daß unwandelbare Einigkeit der drey Mächte das einzige und schlechterdings nothwendige Mittel sey, um ihr gewaltsames Unternehmen, trotz der äußersten Erbitterung eines unterdrückten großen und kraftvollen Volks, so wie gegen den aufgeregten Haß von ganz Europa durchzusetzen. Solche Vorstellungen wirkten etwas, aber erst im Jahr 1777 wurden die Gränzen völlig in Ordnung gebracht. Die drey Mächte entzogen der Republik ein gutes Drittheil ihres bisherigen Gebiets. Rußland erhielt den größten, aber mindest bevölkerten und fruchtbaren Antheil; Oesterreich den fruchtbarsten und einträglichsten; Preußen den kleinsten, aber durch seine Lage, mitten zwischen den alten Landen dieses Staats, größere Cultur, thätige und fleißige Menschen, und durch den Weichselstrom politisch wichtigsten. Die so sehr bedungene Gleichheit der Theile wurde nicht befolgt, und war allenfalls nur nach dem Verhältniß des bisherigen Umfangs der theilenden Mächte zu verstehen. Diese garantirten sich gegenseitig ihre neuen Besizungen, und machten sich durch geheimen Vertrag verbindlich, daß, wenn auch je andre Interessen sie unter sich entzweien sollten,

ten,

ten, sie doch zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu Behauptung dieser gemeinsam gemachten Erwerbungen gemeine Sache machen wollten. Eine kluge Verabredung! aber die Erfahrung der folgenden Zeit hat gezeigt, daß sie nicht erfüllt worden ist. Auch entsagten die drei Mächte noch ausdrücklich allen weiteren Ansprüchen an die Republik, und gewährten derselben feierlichst gegen alle Anfechtung das ihr noch übrig gelassene Gebiet. Dieser Zustand dauerte, bis es eben diesen Mächten gefiel, unter neu erfundenen grundlosen Vorwänden zuerst noch einen Theil auch dieses Gebiets, zuletzt aber Alles zu nehmen und den polnischen Staat gänzlich aufzulösen!

Dies ist der Gang dieser merkwürdigen Begebenheit, so weit er sich aus den bis jetzt bekannt gewordenen, sorgfältig verglichenen, glaubwürdigsten Nachrichten darstellen läßt. Kaunitzens That entlockte Kathartinen, vielleicht rascher als sie es selbst nachher wünschte, ein Wort, das Heinrich auffing und aus ihm einen Plan bildete, zu dessen Annahme er die Kaiserin beredete, und den Friedrich, sobald er sich überzeugt hatte, daß es dieser Monarchin Ernst sey, sehr gern aufnahm. Mit thätigem, unverstellten Eifer beförderte er dessen Ausführung; eben so Kaunitz,

obs

obgleich dieser das Gegentheil henchelte. Gewiß kann man nicht sagen, daß einer der drey Höfe schwer zu überreden war, in die Idee einzugehen. Sie kamen sich vielmehr entgegen, sobald nur einer dem andern hinlänglich traute. Daß die Ausführung nicht noch schneller ging, rührte nicht aus Besorgniß eines Widerstandes von Außen, noch weniger aus irgend einem Rechtsgefühl her, sondern war Folge der Schwierigkeit, sich unter einander über den Umfang und die Art der Theilung zu verständigen. Doch war die Habsucht bey jedem der drey Höfe so lebendig, daß sie sich auch hierüber wirklich eher vereinten, als man es im Voraus hätte wahrscheinlich halten sollen.

Allerdings bleiben noch einige Lücken in dieser Geschichte. Ein künftiger Geschichtschreiber wird sie ausfüllen, wenn einst aus den Papieren der handelnden und leidenden Personen der innere Gang noch mehr aufgeklärt worden; aber schon jetzt getraue ich mir zu behaupten, daß dieser Gang im Großen nie anders erscheinen werde, als er hier geschildert ist. Je mehr, bisher noch verborgene, ächte und umständliche Quellen zur Kenntniß des Publikums kommen, um so mehr wird diese Schilderung als Wahrheit bestätigt und besonders klar werden, daß Friedrich zwar der thätigste Beförderer
der

er Theilung Polens gewesen sey, aber daß keines-
 weges er die erste Idee derselben gegeben habe.
 Dies erhellet schon jetzt wirklich weit mehr aus der
 kaiserlichen Akten-Sammlung, als aus Friedrichs
 eigenem Bericht. Erst jene bekannt gewordenen
 Akten setzen es außer Zweifel, wie Kaunitz die Thei-
 lung Polens nicht nur durch seinen gewaltsamen
 Schritt zuerst veranlaßet, sondern auch deren Vollens-
 ung mit größtem Eifer betrieben, zugleich aber mit
 verheulener Politik so gehandelt habe, daß er zu
 dem, was sein lebhafter Wunsch war, von andern
 Mächten gedrungen zu seyn schien. Daß des Königs
 Bericht dieses minder deutlich ins Licht setzt, darf nicht
 verwundern. Natürlich war ihm, welcher aus dem
 Gedächtniß schrieb, ohne die Akten noch einmal nach-
 zusehen, dasjenige, was zwischen dem Wiener und
 Petersburger Hofe vorgegangen, entweder nie ganz ge-
 nau bekannt geworden, oder doch in seinem Gedächtniß
 nicht so treu aufbehalten, als dasjenige, was von
 selbst bezieht und bewirkt worden. Aber wenn Frie-
 rich den Eifer des österreichischen Ministers bey der
 Theilung Polens nicht ganz so thätig schildert, als
 wir ihn aus den später bekannt gewordenen diplomati-
 schen Verhandlungen kennen lernen; so beweiset grade
 dieses um so überzeugender, wie wenig es dieses
 Königs Absicht gewesen sey, sich selbst bey der

v. Dohms Denkw. 1 Th. Rf Gas

514 Ueber die erste Theilung Polens.

Sache einen mindern Antheil beizulegen, als er wirklich gehabt hat.

Unser Zweck ist erreicht, wenn es uns gelungen ist, über diesen Antheil richtigere Vorstellungen zu geben, als bisher im Umlauf waren, und zu bewirken, daß die Nachwelt den ersten Gedanken eines der ungerechtesten Entwürfe, der je in Europa ausgeführt worden, demjenigen beimeße, dem er gehört. Freimüthig haben wir die thätigste Theilnahme des Königs eingestanden, und wenn wir die Umstände bemerkt haben, die ihn verleitet haben, so bekennen wir doch, daß sie nichts rechtfertigen können, und daß wir sehr ungern Friedrich als einen Mitschuldigen einer so gewaltsamen Verletzung des Rechts erblicken!

Beilage

Beilage C.

zu Seite 177.

Leber den Prinzen Heinrich von Preußen.

Friedrich Heinrich Ludwig, fünfter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I, ist geboren den 1ten Januar 1726, gestorben den 3ten August 1702. Wie Friedrich II den Thron bestieg, war in dem Alter, daß jener ältere Bruder, sowohl durch den Unterricht, den er ihm geben ließ, als durch das Beispiel, das er selbst ihm gab, auf seine Bildung noch sehr wesentlichen Einfluß haben konnte.

Der König übertrug die Leitung seiner Erziehung einem Manne von gebildetem Geiste und großem Verdienst, dem General von Still, dessen Absichten zu erhalten Friedrich selbst bemüht gewesen ist ¹⁾. Der Prinz wurde in Wissenschaften und

Rf 2

schö,

1) S. dessen Eloge, das in der Akademie gelesen wurde in den Oeuvres de Frédéric II publiées de son vivant T. III. p. 171.

schönen Künsten unterrichtet, und des Bruders Vorgang trug dazu bey, daß er für sie Liebe gewann und sein ganzes Leben hindurch sich mit ihnen sehr ernstlich beschäftigte. In den beiden ersten schlesischen Kriegen wohnte er allen großen Begebenheiten an der Seite Friedrichs bey, sah den glücklichen Erfolg thun und mit Einsicht angelegter Entwürfe. Seine erworbenen theoretischen Kenntnisse wurden nun durch die wirkliche Anwendung fruchtbar und lebendig. Der siebenjährige Krieg brach aus, grade wie Heinrich das reifere männliche Alter erreicht hatte. Die Führung eigener Heere wurde ihm anvertraut. Man erkannte in ihm einen großen Feldherrn. Die allgemeine Meinung unter Freunden und Gegnern setzte ihn unmittelbar neben Friedrich. Dieser selbst erhob ihn noch über sich. Aber in der spätern Zeit hat man seinen Ruhm ihm streitig machen, theils, seine Thaten minder groß und bedeutend ansehen, theils, was er gethan, mehr dem Rath und dem Einfluß Anderer, als ihm selbst beimessen wollen. Wenn gleich ein völliger Laye in der Kriegskunst bey der Frage über militärische Talente keine Stimme haben kann, und ich weit entfernt bin, sie mir anzumaßen; so wird mir doch erlaubt seyn, an die abgelegten Stimmen von unstreitigen Kennern zu erinnern, und dadurch das

Mein

Meinige beizutragen, um der ungerechten Schmälerung wahren Verdienstes Einhalt zu thun. Vor allem muß das Urtheil Friedrichs doch sehr großes Gewicht haben. Bald nach dem Hubertsburger Frieden machte der König, in Gesellschaft auserlesener Krieger, eine Vergleichung dessen, was die durch den Krieg vorzüglich berühmt gewordenen Feldherren, sowohl die, die für, als die gegen ihn gestritten, gethan und unterlassen hatten, zum Gegenstand der Unterhaltung. Mit Scharfsinn und Wig würdigte er die von jedem bewährten guten Eigenschaften, und zergliederte die begangenen Fehler. Am schärfsten beurtheilte er sich selbst; aber zuletzt nannte er den Bruder Heinrich den, der keinen Fehler begangen habe. Auch in seiner Geschichte hat er dieses vortheilhafte Urtheil bestätigt²⁾. Dieses Lob ist viel werth in dem Munde

Rt 3

bef

2) G. Oeuvres posthumes Tom. IV. pag. 384. Le plus bel éloge, sagt er, nachdem er die Schlacht von Freyberg (29sten Oktbr. 1762) erzählt, qu'on puisse faire du Prince Henri est, de rapporter ses actions. Les connoisseurs y remarqueront aisément ce mélange heureux de prudence et de hardiesse si rare et si désiré, qui unit et rassemble le plus de perfection que la nature puisse

dessen, der zu schmeicheln nicht gewohnt war, auch besonders keinen Grund hatte, dem jüngeren Bruder schmeicheln zu wollen, gegen den man ihn sogar einiger Eifersucht (obgleich gewiß mit Unrecht) hat fähig halten wollen. Man sage nicht, daß keinen Fehler machen nur ein negativ des Lob sey, daß der große Feldherr durch eigene große Thaten, durch eigene wohlberednete und wohl ausgeführte Entwürfe sich bewähren müsse, und daß diese bey Heinrich vermist werden. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man in seine Lage sich ganz hineinsetzen. Große Entwürfe für einen Feldzug zu machen, die Ziele zu bestimmen, die erreicht werden sollen — dies war nicht Heinrichs, sondern Friedrichs Sache. Jenem blieb nur die Ausführung dessen, was ihm aufgetragen war, die Ueberwindung der Hindernisse, die sich bey solcher Ausführung darstellten, die Benützung aller Umstände, die sie begünstigen konnten. Er hatte immer das Schwächere der preussischen Heere anzuführen, schwächer in der Zahl und schwächer in der Brauchbarkeit der Leute, die es ausmachten. Mit diesem mußte er gegen überlegene Feinde das Land behaupten,

das

puisse accorder, pour former un grand homme de guerre.

der Friedrich für eine Zeitlang zu verlassen sich ge-
thiget sah. Immer war er alldann von diesem
hängig und mußte alle seine Bewegungen nach dem
Willen des Königs bemessen. Glänzende Entwürfe des
Angriffs zu machen, war in solcher Lage nicht mög-
lich. Aber er führte den Vertheidigungs-Krieg,
in dem er eingeschränkt war, dadurch höchst glück-
lich, daß er ihn zu rechter Zeit und immer auf eine
dem Gegner überraschende und ihn täuschende Art in
einen thätigen Angriffs-Krieg verwandelte. So-
wohl der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf
(1759), in jenem Augenblick, wie Friedrich selbst
in jener Lage als verzweifelt ansah, machte allein
Friedrich durch täuschende Bewegungen zwei feindliche
Heere, das österreichische und das russische, un-
fähig; hinderte sie, ihren Sieg zu benutzen, be-
hauptete Sachsen und rettete dadurch den preußi-
schen Staat. Voll der Begeisterung, die große
Thaten dem einflößen, der ihre Größe ganz zu füh-
len fähig ist, hat Hr. v. Massenbach diese That
Friedrichs geschildert, und, nach meinem Gefühl,
wie es wies, daß sie an innerm Gehalt große Schlach-
ten aufwiege. Ich wünsche, daß meine Leser hier
dieses Mannes Lobrede auf Prinz Heinrich ²⁾ lesen
mögen,

2) S. dieselbe in Hrn. v. Massenbach's *Andenken-
reden an große Männer*, Amsterdam 1808.

mögen, und ich denke, kein Zweifel wird Ihnen übrig bleiben, ob Prinz Heinrich ein wahrhaft großer Feldherr gewesen sey? War es gleich der Redners Absicht, seinen Helden im glänzendsten Lichte zu zeigen, und die Grundsätze und Gesinnungen, die er demselben beilegte, auch in den Zuhörern, vor denen er seine Lobrede am 24ten Januar 1803 las, anzufachen, so hat ihn diese Absicht doch die historische Wahrheit nicht verlezen lassen. Die Fakta, auf welche Hr. v. Massenbach sich beruft, sind in der Geschichte aufbehalten. Jeder kann noch jetzt auf der Charte die Stellungen Friedrichs und der beiden feindlichen Heere sich deutlich machen, die Bewegungen Heinrichs verfolgen. Doch auch der kaltblütige Geschichtschreiber fühlt sich gedrungen, diesen Lobredner zu machen. „Nie, sagt Tempelhof⁴⁾, zeigte sich das Genie des Prinzen so groß, als nach der Schlacht von Runersdorf.“ Auch jener strenge Richter militärischen Ruhms, den keine vorgefaßte Meinung, keine Autorität verleiten kann, irgend ein Verdienst über seinen Werth zu erheben, der Verfasser der vortreflichen Betrachtungen über

4) S. Geschichte des siebenjährigen Krieges Bd. III. p. 241.

über die Kriegeskunst (Leipzig 1798) ⁵⁾ sagt von ihm: „Heinrichs Talente gehören völlig in die „Klasse derjenigen, durch welche Friedrich Heinrich der „Dranier und Slatinat schwer zu erreichende Vorbilder „der Feldherren wurden. Er hat den lehrreichsten „Vertheidigungs- oder vielmehr Behauptungs- „Krieg geführt, der nicht selten zum entschlossensten „Angriff übergeht. Sein System war für diese „Umstände, diese Gegner ausdrücklich erfunden. „Bei veränderter Beschaffenheit würde sein durch- „dringender Verstand es durch ein anderes zu ersetzen „gewußt haben.“ So redet auch jener gerechte österreichische Würdiger preussischen Verdienstes vom Prinzen Heinrich im Tone des patriotischen Lobredners: „Dieses erhabnen Feldherren Märsche, Stellungen und Kriegeslisten, sagt Cogniako ⁶⁾, wie es „gen Alles an, was uns die Geschichte von Türens „ne

5) pag. 275. Dieses kleine, aber an fruchtbaren Ideen reiche Werk ist vielleicht das belehrendste über diesen Gegenstand, das wir in unsrer Sprache besitzen. Der Verfasser, Hr. v. Berenhorst, geboren 1733 zu Sandersleben, hat den siebenjährigen Krieg, die ersten Campaignen im Generalstabe des Prinzen Heinrich, die letztern als Adjutant des Königs gemacht, lebt seit dem Kriege am Hofe zu Dessau.

6) G. Geständnisse eines österreichischen Vetersans Th. III. p. 73.

512 Ueber den Prinzen Heinrich von Preussen.

„ne und Luxemburg erzählt; er war während des
„siebenjährigen Krieges mehr als einmal der Wies
„berhersteller des preussischen Staats, der Fabius
„der Brennen, der aber auf ganz andre Art cunctir
„te, als der Fabius der Oesterreicher ⁷⁾, und nur
„so lange Fabius blieb, bis ihm die Umstände er
„laubten, ganz Cäsar zu seyn.“ — Diese Urtheile
von unstreitig ganz competenten Richtern werden hin
reichen, um den Ungrund der gegen Heinrichs mili
tärische Talente erhobenen Zweifel zu beweisen.
Sein Verdienst war in der That zu fein und kunst
voll, um von Vielen nach seinem ganzen Werth ge
schätzt werden zu können. Ein großer, wohl ausge
führter Angriffs-Entwurf, besonders wenn äußere
Umstände diese Ausführung begünstigen, fällt glän
zender in die Augen, als ein in seinem Anfange
absichtlich in Dunkel gehüllter, in seinem Fortgange
langsam sich entwickelnder Vertheidigungs-Plan,
wo eine Menge, oft kleiner, Umstände benutzt,
und eben so eine Menge dem Auge des spätern
Beobachters kaum bemerkbarer Hindernisse beset
tigt werden müssen, wo der vorgesezte Zweck mit
nie nachlassender Standhaftigkeit immer im Auge
behalten, die Wachsamkeit und Thätigkeit Aller,
die

7) der Feldmarschall Daun.

die zur Erreichung mitwirken können, immer neu erregt, jeder Fehler des Gegners schnell benutzt, jeder Fehler des Verbündeten schnell unschädlich gemacht werden muß, wo endlich das Resultat nicht in einem Augenblick glänzend hervorspringt, sondern nur allmählig, durch seine wohlthätigen Folgen, allgemein sichtbar wird. Solchen Vertheidigungs-Krieg mit glücklichem Erfolg geführt zu haben, — dies ist das Verdienst Heinrichs, eben deshalb desto größer und edler, weil es nur von wenigen Kennern erkannt, und nur durch eigenes Bewußtseyn, das gethan zu haben, was Pflicht war, gelohnt wird. Im bayerischen Kriege hatte Prinz Heinrich nicht so viele Gelegenheit, wie im siebenjährigen, seine großen Talente zu zeigen; aber in Al-
lem, was von ihm abhing, hat er sich als einsichtsvollen und auch als menschlichen Feldherrn bewährt. Die ihm auch hier gemachten Vorwürfe sind in meiner Geschichte nicht verschwiegen, aber auch aus der Lage, in der er sich befand, erklärt und gerechtfertigt.

Eben so unrecht, wie die Herabsetzung der Thaten Heinrichs, ist die Behauptung, daß Alles, was er Großes im Kriege bewirkt, nicht ihm selbst, sondern Andern beigemessen werden müsse,

deren Rath ihn geleitet habe. Sonderbar genug hat man auch noch einem andern großen Feldherrn des vorigen Jahrhunderts, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, das eigene Verdienst absprechen, und seine großen Thaten fremdem Einfluß zuschreiben wollen. Bei der Geneigtheit der Menschen, alles Auffallende gern zu glauben, und den durch große Thaten sich auszeichnenden herabzusetzen, hat sich diese Meinung in Absicht beider Feldherren ziemlich allgemein verbreitet. Wie unbillig sie sey, kann, dünkt mich, nicht leicht dem entgehen, der von der Lage eines Heerführers im Kriege sich einigen Begriff machen kann. Daß ein solcher Heerführer die Entwürfe seiner Unternehmungen im Großen und Kleinen mit Männern, deren Einsicht er vertraut, überlege, daß er einzelne Theile solcher Entwürfe von diesen ausarbeiten lasse, daß er Einwürfe Anderer gegen seine eigenen Ideen höre, und diese nach jenen berichtige, daß er sogar zuweilen das Eigene ganz verwerfe und das Fremde, sobald ihm einleuchtet, es sey das Bessere, annehme; — dies Alles ist natürlich, ist nothwendig, ist grade eine auszeichnende Eigenschaft eines hellen Geistes, der in jede Ideen-Reihe sich schnell hineindenkt, und eines edlen Mannes, dem es nur um die Sache, nicht um Befriedigung kleinlicher Eitelkeit zu thun ist.

Se

Je mehr der Mann wirklich edel und groß ist, desto mehr wird er das Gute und Brauchbare aufnehmen, wo es ihm komme, desto dankbarer wird er den auszeichnen, dessen Ideen er zu den seinigen macht, dessen Rath ihm nützlich wird. Er wird verschmähen, etwas zu verbergen, und nicht fremdes Verdienst für das seinige ausgeben. Aber unmöglich kann ein Feldherr die Ideen eines Andern annehmen, und sie wirklich ausführen, ohne sie ganz zu den seinigen gemacht zu haben, denn diese Ausführung hängt von so endlich vielen einander durchkreuzenden Umständen, die kein Scharfsinn vorher ahnden konnte, nach denen auf der Stelle entschieden werden muß. Nur bey Entwürfen, bey Arbeiten des Kabinetts ist fremde Hilfe und Mitwirkung denkbar. Bey keiner Art menschlicher Wirksamkeit sind aber diese Entwürfe mehrern Abänderungen unterworfen, als bey denen des Krieges, und deshalb läßt sich auch bey keinem weniger als bey dem Feldherrn annehmen, daß im entscheidenden Augenblicke ihm das, was zu thun sey, nicht irgend einem andern, als seinem eigenen Genius geflüstert werde. Immerhin mag also ein Offizier von Genie und großer Einsicht, Graf von Albreuth⁸⁾, auch von der Nachwelt als derjes-

8) Jetzt Königl. Preussischer Feldmarschall, ein Mann, dessen

nige genannt werden, der im siebenjährigen Kriege manche der Entwürfe Heinrichs angegeben und ihre Ausführung modificirt hat. Dieses kann das Verdienst und die Talente dieses Feldherrn eben so wenig schmälern, als der Braunschweiger Ferdinand dadurch etwas von dem ihm gebührenden Ruhm zu verlieren vermag, wenn man weiß, daß er in seinem Sekretair Westphalen den Mann erkannte, der, ohne militärischen Rock zu tragen, großen militärischen Blick hatte, dessen Rath Ferdinand bey seinen Entwürfen benutzte, auch diesen durch die große Achtung und Dankbarkeit, die er während seines ganzen Lebens gegen ihn bewies, öffentlich äußerte⁹⁾.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über den Prinzen Heinrich als Feldherrn mache ich
noch

dessen ausgezeichnetes Verdienst bis auf die neueste Zeit anerkannt und durch immer neue Thaten bewährt ist.

- 9) S. Geschichte Herzog Ferdinands von Mauvillon Th. II. p. 345, wo diese falsche Meinung gründlich widerlegt ist. Ferdinand fand noch lange nach dem Kriege ein besonderes Vergnügen darin, bey jeder Gelegenheit und gegen Jedermann Westphalen zu loben. Ich habe hiervon selbst eine Erfahrung gemacht; als ich im J. 1785 zum erstenmahl diesem edlen Fürsten vorgestellt wurde, sagte er ohne allen Anlaß aus eigener Bewegung, er bedaure, daß Westphalen nicht in Braunschweig sey und ich nicht die Bekanntschaft dieses vortreflichen Mannes machen könne.

Ueber den Prinzen Heinrich von Preußen. 527.

noch auf eine gute Biographie aufmerksam, die unter dem Titel: *Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse* zu Paris 1809 erschienen ist. Der mir unbekannte Verfasser ist ohne Zweifel einer der ausgewanderten Franzosen, deren in Heinrichs letzten Jahren sich mehrere bey ihm aufgehalten haben, und der Gelegenheit gehabt, den Prinzen genauer kennen zu lernen, auch von dessen frühern Leben durch ihn selbst unterrichtet zu werden. Dieses Werk giebt eine sehr befriedigende Schilderung, sowohl von den Begebenheiten, als dem Charakter und den Gesinnungen des Prinzen. Es läßt seinen großen und liebenswürdigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren, verschweigt aber auch seine Fehler nicht, die der Verfasser jedoch aus den Verhältnissen zu erklären sucht, in denen der Prinz gelebt hat, und die, sowohl während der Regierung seines Bruders, als der seines Neffen immer etwas verwickelt waren.

B e i l a g e D.

zu Seite 188.

Ueber ein Urtheil Eloyds vom bayerischen Erbfolge-Kriege.

Ich glaube den Erfolg des Krieges für beide streitende Theile in meiner Geschichte so geschildert zu haben, wie er dem unpartheiischen Beobachter in der Entfernung von den Begebenheiten, worin wir uns jetzt (im J. 1814) befinden, sich darstellen muß. Die Zeitgenossen dieser Begebenheiten haben zuweilen anders geurtheilt. Mit Partheigeist gegen Friedrich eingenommene Schriftsteller wollten es als einen Triumph von Oesterreich ansehen, daß der König aus Böhmen zurückziehen müssen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Man folgerte hieraus eine große Superiorität der österreichischen, und einen Verfall der preußischen Taktik. Die von den österreichischen Feldherren genommene Stellung wurde als das größte Meisterwerk der vervollkommeneten Kriegskunst dargestellt. Solche Urtheile wurden während des Krieges, und auch noch

noch nach demselben, vorgebracht mit unwürdiger Herabsetzung Friedrichs, die auch in Oesterreich den-
kende Militärs empörte, und besonders von dem
edlen Veteran, den ich bereits angeführt, C o g n i a z o,
mit Unwillen gerügt ist. Dieser, wegen seiner gro-
ßen Einsicht und wahren Unpartheilichkeit höchst eh-
renwerthe Mann, bemerkt ¹⁾: „daß der kurze un-
„thätige Krieg keinem Theile Gelegenheit gegeben
„habe, eine Superiorität zu zeigen, daß die von den
„Oesterreichern hinter der Elbe und Iser genomme-
„nen Stellungen zwar sehr viel Lob verdienen, aber
„doch den König nicht gehindert haben würden, in
„seines Gegners Land einzudringen, wenn ihn nicht
„theils politische Gründe, theils seine persönlichen
„Umstände bewogen hätten, es fürs erste bey Des-
„monstrationen zu lassen. Da Maria Theresia eben
„so sehr als Friedrich baldige Herstellung des Fries-
„dens wünschte, so entstand daraus, sagt Cogniazo,
„ein Z w i t t e r z u s t a n d v o n K r i e g u n d N i c h t-
„k r i e g, in welchem beyde Theile die Waffen mehr
„zeigen, als schon gebrauchen wollten. Es entstand
„ein Krieg, dem keiner gleicht, der je gewesen, und
„in

1) G. Geständnisse eines österreichischen Veterans Th. III.
S. 230.

„in welchem keiner Ueberwinder, keiner überwunden ist.“

Wey diesem Urtheil eines sehr competenten und ganz unpartheischen Richters verdienen die verkehrten jetzt bereits vergessenen Behauptungen Anderer keine Beachtung mehr. Ich würde ihrer auch nicht gedacht haben, wenn ich nicht sände, daß auch ein Mann von höherem Geist ihnen beistimmt, dessen verdientes Ansehen beitragen könnte, eine falsche Ansicht auch bey der Nachwelt fortzupflanzen. Der berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, General Llopß, sagt nämlich ¹⁾: „der Krieg von 1778 habe glorreich für den Kaiser, beschämend für den König von Preußen geendet.“ Ich erlaube mir hierüber nur wenige Bemerkungen, die hinreichen werden, Jedem, welcher die Geschichte aufmerksam gelesen hat, das Ungerechte dieses Urtheils zu beweisen. Um zu urtheilen, mit welchem Erfolge für die streitenden Theile ein Krieg geführt sey, kommt es darauf an, zu welchem Zwecke er unternommen wurde? Der Zweck Kaiser Joseph II war, das in Besiz genommene

2) In der bereits angeführten in unsre Sprache noch nicht übersehten: Continuation of the late war in Germany pag. 167.

Ueber Lloyds Urtheil vom bayerisch. Erbfolgetr. 531

mene Stadt von Bayern zu behalten; der Zweck Friedrich II, den Kaiser zur Rückgabe zu nöthigen. Diesem politischen Hauptzwecke des ganzen Krieges war der militärische Zweck des ersten Feldzuges untergeordnet. Dieser letztere war an der Seite des Kaisers, seinen Gegner abzuhalten, in seine Lande einzubringen, ihn so zu ermüden und zu schwächen, daß er sich zum Rückzuge genöthiget und bewogen fände, dem politischen Hauptzwecke Oesterreichs sich nicht weiter zu widersetzen. Feldmarschall Lacy's Entwurf zur Erreichung dieses militärischen Zweckes war vortreflich; die Beharrlichkeit, mit der Joseph II ihn ausführte und seine Ruhmbegierde bezähmte, verdient großes Lob. Auch wurde der militärische Zweck Oesterreichs für den ersten Feldzug erreicht. Der König mußte aus Böhmen abziehen, ohne seinen Feind angegriffen zu haben. Aber seinen Widerspruch gegen den Erwerb von Bayern gab er deshalb nicht auf, vielmehr bereitete er sich, wenn Oesterreich darauf bestünde, im nächsten Jahre demselben noch kräftiger sich zu widersetzen. Aber Oesterreich ließ es zu keinem zweiten Feldzuge kommen, vielmehr entsagte es durch den Frieden dem Erwerb von Bayern, und Preußen erreichte also den Zweck, weshalb es den Krieg unternommen hatte. Wenn dieses, wie es mir scheint, unwidersprechlich ist, so ergibt sich, daß Lloyd als Militär nur über den


Erfolg eines Feldzuges, nicht über den Erfolg des Krieges geurtheilt habe. Da dieser letztere offenbar so ausgefallen ist, wie der König es wollte, so kann man mit Wahrheit sagen, daß der König den Krieg glorreich geendet habe. Aber auch nur nach der beschränkten militärischen Ansicht ist die Behauptung gewiß sehr ungerecht, der Feldzug sey beschämend für Friedrich gewesen. Daß dieser König sich durch Unterhandlungen abhalten ließ, den Angriffskrieg so früh, wie er dazu im Stande war, zu führen, kann Tadel verdienen; dieses ist in meiner Geschichte zugestanden, aber auch angedeutet, was aus physischen und politischen Gründen zur Rechtfertigung gesagt werden kann. Da dieses aber einmal geschehen, so kann nichts beschämendes darin liegen, daß der König seinen hinter natürlichen und künstlichen Bollwerken unangreifbar verschanzten Feind nicht angriff, und, nachdem er während des ganzen Feldzugs das feindliche Land behauptet und sein Heer aus demselben ernährt hatte, sich zurückzog und die Erreichung des Zweckes des Krieges auf einen folgenden Feldzug aussetzte, wenn dieser Zweck nicht vorher auf gutlichem Wege erreicht würde, wie dieses auf die glorreichste Weise für den König geschah. Mit Wahrheit kann man sagen, daß, wenn die Vertheidigung Böhmens dem Kaiser das Lob der Kenner

der



Ueber Lloyds Urtheil vom bayersch. Erbfolgek. 533

der Kriegskunst erwarb, so gewann der König durch sein Betragen und die Standhaftigkeit, mit der er, des mißlungenen ersten Feldzuges ungeachtet, seinen Zweck verfolgte und erreichte, das Vertrauen und die Zuneigung deutscher Fürsten und Völker, die Achtung von Europa.



Beilage

B e i l a g e E.

zu Seite 270.

Actenstücke über die MüllerArnoldsche Rechtsache.

1. Von Sr. Königl. Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protokoll über die drey Kammer - Gerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben, den 11ten Decbr. 1779.

Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll: kann man das thun? — — ist von selbigen mit Nein geantwortet worden.

Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die
Mühle

Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat. Ist das gerecht? wurde auch mit Nein beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten: der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage, mahlen kann. Dennoch wird präsentiert, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt: Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Eüstinsche Justiz? sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: und das hiesige Kammer, Gerichts, Tribunal approbirt solches!

Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sey vornehm, oder geringe,

536. Urtheil über die Arnoldsche Rechtsache.

ringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriert, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unpartheiisches Recht widerfahren soll. Se. kbnigl. Majest. werden daher, in Ansehung der, wider den Müller Arnold aus der Pommerscher Krebs-Mühle in der Neumark, abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln, und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowol ein Mensch ist, wie Se. Majest. sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bey solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben! und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchsehen, sondern die natürliche Billigkeit bey Seite setzen;

setzen; so sollen sie es mit Sr. Königl. Majest. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebes-Bande: vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spißbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchst dieselben werden aber dem ohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiemit auf das nachdrücklichste, erstlich: daß alle Prozesse schleunig geendiget werden, zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde, drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wosern aber Se. Königl. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden werden:

849. **Memorials über die Arnoldsche Rechtsfrage.**

daß durch die Wiederaufstimmung dieses Theils seiner Mühle das Wasser entzogen worden: so hätte dieses gleich anfangs an die Neumärkische Kammer, nach der Verordnung des Edikts vom 6. Jul. 1773, verwiesen werden sollen, damit selbige durch einen vereideten Ingenieur und Oekonomie-Verständigen untersucht lassen können, ob auch der gezogene Graben und die Retablirung des Teiches den Nachbarn unschädlich sey, oder vielleicht auf eine bessere Art eingerichtet werden könne? Wegen dieses Umstandes, daß eigentlich das Forum der Kriegs- und Domänen-Kammer, nicht eines Justiz-Collegii, eingetreten, kann jedoch jetzt die Entscheidung nicht aufgehalten werden, da Se. Majest. selbst in einer hohen Cabinets-Ordre eine Commission zur Untersuchung anzuordnen geruhet, dabey ein Wasserbau-Verständiger zugezogen, der sein Gutachten abgegeben, auch von der Kammer und Regierung in dieser Instanz gemeinschaftlich verfahren worden.

Daß aber die Beschwerden der Arnoldschen Eheleute wegen des ihnen entzogenen Wassers ungegründet seyen, erhellet insonderheit aus folgendem. Zunächst an dem retablirten Teiche liegt die Schneides-Mühle, und hinter derselben liegt die den Arnoldschen Eheleuten zugehörig gewesene Krebs-Mühle.

Wenn

Actenstücke über die Arnoldsche Rechtsache. 541

Wenn der Teich den Zufluß des Wassers wirklich verhindert: so mußte dieses auch die Schneide-Mühle empfinden. Nun sagt aber nicht nur der Eigenthümer dieser Mühle, sondern auch andre abgehörte Zeugen, eiblich aus: die Schneide-Mühle sey nach Anlegung des Teichs in vollem Gange geblieben,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 96 der Commiss. Acten;
und wenn diese im Gange, so mußte auch die Krebs-Mühle hinlänglich Wasser haben: denn es könne nirgends anders bleiben, es müsse von der Schneides-Mühle auf die Krebs-Mühle laufen, daher, wenn erstere mahle, so müsse die andere auch mahlen können,

1. 2. 3. Zeugen, Fol. 97 der Commiss. Acten.

Die Aussagen dieser Zeugen werden auch durch die zu den Acten gebrachte Zeichnungen von der Lage dieser beiden Mühlen bestätigt. Gesezt aber auch, wie es denn wol aus der Zeugen Aussage hervorgehet, daß durch die Retablirung dieses Teichs das Wasser in dem Mühlen-Fluß weniger geworden ist; so ist denn doch immer so viel darinnen geblieben, daß die Krebs-Mühle mahlen können. Denn die Zeugen sagen aus: „der Müller Arnold habe nach der Anlegung „des Karpfen-Teichs so gut gemahlen als vorhero,“

2. 3 und 5ter Zeuge, Fol. 96 der Commiss. Acten.

Endlich aber auch die jetzige Besitzerin der Krebs-Mühle ausgesagt hat, sie habe Wasser genug, wenn es nur was zu mahlen gäbe,

Fol. 33 der Commiss. Acten.

Hierdurch nun werden die Zeugen der Arnoldschen Eheleute völlig widerlegt, als welche überhaupt keinen Glauben verdienen, da sie aussagen, daß sie verschiedentlich auf andern Mühlen gemahlen; ohne bey der Krebs-Mühle deshalb vorher anzufragen, und sie also nicht ohne Grund befürchten müssen, daß, wenn es erhellet, daß die Krebs-Mühle Wasser genug gehabt, sie wegen ihres strafbaren Wegmah- lens würden in Anspruch genommen werden.

Man kann ferner auf das Gutachten des Reichs-Inspectors Schade keine Rücksicht nehmen, als welcher behauptet, die Retablirung des Teichs schade der Mühle: indem dieses Gutachten theils verschie- dene auffallende Widersprüche enthält; theils auch die Neumärkische Kammer in ihrem Anschreiben vom 3ten dieses Monats richtig bemerkt, daß dieser Mann sich geirret habe, indem in seinem Gutachten, bey Bestimmung des Wassers auf 2 Fuß, so die Mühle bey trocknen Zeiten erhalten, ein Irrthum in der Be- rechnung vorgefallen, und die in den Teich laufenden

den 4 Kubikfuß $4\frac{1}{2}$ Zoll zu zweimal abgerechnet worden; so daß statt 2 Fuß 30 Zoll etwa 4 Fuß 50 Zoll Wasser für die Mühle bey trocknen Zeiten verbleiben.

Es macht ferner einen sehr nachtheiligen Eindruck gegen die Beschwerde der Arnoldschen Eheleute, wenn man sieht, daß sie von 1770 bis 1774 die Retablirung dieses Leichs ruhig mit angesehen, und nur erst 4 Jahre nachher angefangen, die Abgabe des ihrer Grundherrschaft schuldigen Zinses unter dem Vorwande, daß ihnen das Wasser entzogen, zu verweigern.

Endlich konnte aber auch dem von Gersdorf die Retablirung des Leichs nicht verwehret werden; er konnte sich auch zu Bewässerung desselben des Wassers aus dem Flusse bedienen. Denn in sofern es durch seinen Grund und Boden läuft, gehört es ihm eigenthümlich zu; und derjenige thut dem andern kein Unrecht, welcher sich des ihm zustehenden Rechts bedient.

Aus allem diesen geht daher die Unerheblichkeit des erstern Klagpunkts zur Genüg hervor. Bey dem zweiten Klagpunkt fordern die Kl. Eheleute ihre Mühle wieder. Diese Forderung ist ebenfalls höchst widerrechtlich. Denn da sie ihrer

§44. Urkunden über die Arnoldsche Rechtsfache.

Grundherrschaft den schuldigen Zins nicht ablieferten; so war diese berechtigt, auf den Verkauf ihrer Mühle zu dringen, und hiebei ist alles dasjenige beobachtet worden, was der Codex Fridericianus und die deshalb gegebene allerhöchste Landes-Ordnung vorschrieben. Die Mühle ist auch nach der Taxe zulänglich bezahlt worden.

Die zweite Beschwerde ist gegründet. Denn da aus dem Protokoll, das bey dem Verkauf der Mühle abgehalten worden, hervorgeht, daß das damals auf der Mühle vorräthig gewesene Korn nicht mit verkauft worden, so muß der Beklagte dem Kläger den Werth desselben erstatten. Die Forderung wegen eines Schober Heues ist ungegründet. Denn da die Arnoldschen Eheleute selbiges erst gemacht haben, nachdem die Mühle schon verkauft war; so gehört derselbe dem neuen Käufer.

Die dritte Beschwerde ist ebenfalls unersichtlich. Denn da die dem Beklagten schuld gegebene Drohungen mit nichts bewiesen, selbige auch gar nicht zur Ausführung gekommen sind: so kann auch dieserhalb nichts gegen den Beklagten verfügt werden, und ist daher, wie geschehen, zu erkennen gewesen.

**S. Befehl des Königs an den Minister von Zedlig,
Chef des Criminal-Departements.**

Mein lieber Staatsminister von Zedlig. Da ich mich genöthigt gesehen, drey der hiesigen Kammergerichtsräthe, Namens Friedel, Braun und Rausleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die Eüstinsche Regierung in Sachen des Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drey Räte die Kammergerichtsentenz minutiret haben, nach dem Calandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Criminalcollegii über die drey Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum Mindesten auf Cassation und Besetzungsarrest erkannt wird, wobey auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschieht, Ihr sowohl als das Criminalcollegium es mit mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg, und besteht darin: ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens 14 Tage im Frühjahr und

348 **Actenstücke über die Arnoldsche Rechtsache.**

halten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigene Kosten zu errichten; worauf er eben so viel abmahlen und Verschiedenst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Leiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Leiche angelegt hat, wieder zumommen lassen.

Hiernach habt Ihr nun alles weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen.

Ich bin Euer wohl affectionirter König

Berlin den 11ten Decbr. 1779.

Friedrich.

**4. Bericht des Criminal-Senats, des
Kammergerichts.**

Allerburchlauchtigster etc.

Ew. Königl. Majestät haben durch das gnädigste Rescript vom 12ten dieses in Gefolge einer an Höchstbero Etats-Minister den Freiherrn von Bedlig erlassenen allergnädigsten Cabinetsordre uns
auf

Aktenstücke über die Arnoldsche Rechtsache. 549

aufzutragen geruhet, wider die wegen der Proceßsache des Müllers Arnolds contra den Landrath von Gersdorf arretirten drey Kammergerichtsräthe Friebel, Kandleben und Graun, und die vier Eßtrinschen Regierungsräthe, Busch, Neumann, Scheibler und Wandel, imgleichen den bey der Sache mit vorkommenden fiscalischen Bedienten, den Hof fiscal und Advokat Schlecker, die Untersuchung schlenz nicht zu instruiren, und sodann unsern gutachtlichen Bericht darüber allerunterthänigst abzustatten. Die zur Untersuchung ernannten Commissarii, die Kammergerichtsräthe Straßburg und Kühze, haben die Untersuchung den 19ten dieses geendiget und Akten den 20ten eingereicht. Und hierauf haben wir insgesammt uns gemeinschaftlich aus den Akten informiret, die Sache nach Pflicht und Gewissen von allen Seiten gemeinschaftlich erwogen, und sogar diesen allerunterthänigsten gutachtlichen Bericht gemeinschaftlich abgefaßt.

Was von der Sache zu urtheilen sey, wird sich von selbst ergeben, wenn wir Ew. Königl. Majestät nach Pflicht und Wahrheit und mit der in gedachter allerhöchsten Rabinetsordre vorgeschriebenen gesetzmäßigen Unpartheilichkeit die Lage und den Zusammenhang der Sache aus den Akten dargelegt haben werden;

552. Altensache über die Arnoldsche Rechtsache.

der Arnold anno 1762 für 300 Rthlr. von seinem Vater erkauft hatte, wurde anno 1778, 635 Rthlr. taxirt und für 600 Rthlr. öffentlich gerichtlich und in ganz gesetzmäßiger Form verkauft.

Der Proceß wegen der Mühle und das angebliche Herauswerfen aus derselben ist also eine ganz separate, bloß den Grafen von Schmettan und gar nicht den 2c. von Gersdorf angehende Sache.

Bis dahin war sogleich der Arnold außer aller Verbindung mit dem 2c. von Gersdorf, und hierdurch fällt zugleich ein Theil des gehässigen Anstrichs weg, den die Sache sonst haben würde, wenn 2c. von Gersdorf sein Gutsherr und Verpächter der Krebsmühle gewesen wäre.

Es ist aber ferner auch Altenwidrig, daß der qu. Teich des 2c. von Gersdorf ganz neu angelegt sey.

Befage eines von diesem producirten alten Landesherrlich bestätigten Documents, de anno 1566, hat der qu. Teich schon damals existiret, der 2c. von Gersdorf hat ihn anno 1770 bloß gereinigt und retabliret, und bey solcher Gelegenheit zugleich aus seinen Brüchern durchgezogene Gräben viel wildes Wasser in das Fließ geleitet.

Am

Am allerauffallendsten aber ist das, wenn es Ew. Königl. Majestät als eine erwiesene, gewisse und insgemachte Sache vorgebracht worden ist: daß durch den besagten Leich der Mühle das ehemals gehabte Wasser entzogen worden sey, und daß es bey Entscheidung des Processes bloß und allein auf diesen Punkt ankomme.

Als der 1c. Arnold über diesen Punkt mit seiner deshalb wider den Grafen von Schmettan angestellten Klage abgewiesen, und allenfalls wider den Landrath von Gersdorf bey der Neumärkischen Kammer zu Klagen angewiesen worden war; so kam der 1c. Arnold unmittelbar bey Ew. Königl. Majestät ein, und erhielt eine Cabinetsordre vom 22ten August c. a. an die Regierung, daß diese zusammen mit dem Obristen von Heucking die Beschwerden des Arnolds mittelst eines Commissarii aus ihren Mitteln recherchiren und abmachen sollte.

Bei denen hierauf angestellten commissarischen Verhandlungen wurde eine Besichtigung von dem gedachten Obristen und dem Regierungsrath Neumann, jedoch ohne alle Zuziehung von geschwornen Sachverständigen, angestellt und die beiden Partheien vernommen.

Bei der zweiten nachher von dem 2c. Mannmann allein mit dem Leichinspektor Schadow vorgenommenen Besichtigung aber wurden auch die von beiden Theilen vorgeschlagenen Zeugen abgehört.

Allein die Zeugen bekundeten lauter einzelne Umstände, und zwar von einzelnen Zeitpunkten. Sie konnten weder bestimmen, noch zuverlässig beurtheilen, in wiefern der Leich oder andre Ursachen an einem etwaigen Wassermangel Schuld wären; und sie konnten also, besonders in einer Sache dieser Art, nicht sonderlich releviren, wo es allemal und lediglich auf Beobachtungen, Ausmessungen und Beurtheilung recht erfahrener und verpflichteter Wasserbauverständigen ankommt.

Aus dieser Ursache und auf Ew. Königl. Majestät fernere Cabinetsordre veranlaßte eben die Regierung die zweite Besichtigung unter Zuziehung des Leichinspektors Schadow, und dieser concludirte in seinem Gutachten dahin, daß er zwar hinlängliches Wasser bey der Mühle damals vorgefunden, dennoch aber, nach den von ihm angenommenen Principiis zur trocknen Zeit die Mühle kein Wasser haben könnte.

Dieses Gutachten, welches, ohne einmal den Umfang und die Tiefe des qu. Leichs zu messen,
der

der Schadow abgegeben hatte, wurde, als die Regierung mit der Kammer darüber communicirte, von der letztern in einem Aufschreiben vom 3ten Decem-
ber c. schon dadurch sehr geschwächt, daß die Kam-
mer sich dahin ausließ, wie es ihr schiene: daß der
2c. Schadow in seiner Berechnung einen Irrthum be-
gangen und eine gewisse Maaßzahl doppelt in Ab-
rechnung gebracht hätte.

Das sonderbarste aber war: daß in einem von
dem Regierungsrath Neumann bey damaliger Besich-
tigung abgehaltenen und von dem 2c. Schadow mit
unterschiedenen Protokoll der Schadow Bemerkungen
gemacht und Principia angenommen hatte, welche
seinem nachherigen Gutachten fast geradezu wider-
sprachen.

Was aber den von dem Obristen von Heucking
inzwischen an Ew. Königl. Majestät von seiner Com-
mission und Besichtigung erstatteten Bericht anlangt,
so müssen wir zuvörderst allerunterthänigst pflichtmäßig
wiederholen: daß seine Besichtigung ohne Zuziehung
eines geschwornen Sach- und Wasserbauverständigen
geschehen ist; mithin, wenn die Sache unpartheilich
angesehen wird, von derselben mit gar keiner Zuvers-
lässigkeit geurtheilet und berichtet werden konnte; und
dieses ist auch der rechtliche Grund gewesen, warum

der Regierungsrath Neumann sich nicht hat entschließen können noch dürfen, auf Verlangen des Obristen von Heucking, von einer so gänzlich unzuverlässigen Besichtigung zusammen mit dem 2c. von Heucking an Ew. Königl. Majestät zu berichten.

Wenigstens gehet dahin ausdrücklich das über die Sache erforderte Gutachten des bekannten Wasserbauverständigen, des Oberconsistorial- und Oberbau-raths Silberschlag. Dieser specificiret eine Menge von Fehlern und Mängeln, sowohl bey dem von Heuckingschen Besichtigungsbericht, als dem Schadow'schen Gutachten. Er hat bey dem erstern, nemlich bey dem 2c von Heuckingschen Bericht, einige Widersprüche bemerkt, und in Actis kommen außerdem noch manche erhebliche Umstände vor, die in dem von Heuckingschen Bericht nicht angeführt worden, z. E. der Umstand:

daß der 2c. von Gersdorf bey Etablirung des Teichs aus seinen Brüchern Graben gezogen, und dadurch das wilde Wasser hinwiederum in das Fließ geleitet hat;

daß nach eidlicher Aussage des oberhalb dem Teiche wohnenden Müllers, bloß wegen der, einige Jahre hinter einander gewesenen trocknen Sommer, es überhaupt

haupt an hinlänglichem Wasser im Fließ gefehlet habe;

daß die Arnoldsche Mühle ganz verfallen gewesen, und sich viel Wasser durch das durchlöcherete Mühlenbett, ohne das Rad zu berühren, vergeblich verlaufen habe;

und daß der sogenannte Schneidemüller eiblich bekant: daß er in gewöhnlichen Jahren wenig gefeiert und seinen Pacht gemächlich entrichtet habe. Wie sich denn auch aus der Zeugen Aussage ergibt, daß in den nassen Jahren 1770, 1772, wegen des hohen Unterwassers aus der Ober, welches das Mühlenrad gehemmt, der Arnold nicht habe mahlen können; und ferner: daß der qu. Teich seit seiner Etablirung 5 Jahre abgelassen und nicht mit Fischen besetzt gewesen sey; folglich hiernach auf alle Fälle 4 bis 5 Jahre von der Entschädigungsforderung des Arnold billig abgehen müßten, und was dergleichen Umstände mehr sind.

Ueberhaupt aber erklärt sich der Silberschlag in Absicht beider Berichte sowohl des 2c von Heuckinghousen als des Schadowschen, daß die Frage:

„Ob der Arnold bey seiner Krebsmühle Mangel an Wasser gehabt, und ob dieser Mangel von

558 **Altentstücke über die Arnoldsche Rechtsache.**

„dem qu. Teich hergerühret habe, noch mit gar kein
„ner Zuverlässigkeit entschieden und ausgemittelt sey,
„sondern zu solchem Ende mit wiederholten zu vers-
„chiedenen Jahreszeiten angestellten Beobachtungen,
„Ausmessungen und Berechnungen ganz anders zu
„Werke gegangen werden müsse.“

Eben dieses jetzt angeführte erhält durch die das-
mit einstimmige Behauptung des Wasserbauverständ-
igen Kriegebrath Genff in seinem erst den 28ten
hujus aus Büllichau uns zugekommenen Bericht von
der auf Befehl der Neumärtschen Kammer gehaltenen
Besichtigung der Krebsmühle noch mehr Gewicht.
Denn er concludirt gleichfalls ausdrücklich dahin: daß
er von der Schädlichkeit des qu. Teiches noch gar nichts
Zuverlässiges bestimmen und solches nicht eher gesche-
hen könne, als bis im Sommer wiederholte Versuche
angestellt worden. Nur so viel ist unter andern von
ihm bestimmt angemerkt worden:

daß, so wie auch die Zeugen bereits ausgesagt,
durch den schlechten baulichen Zustand der Mühle sehr
vieles Wasser unnütz verloren gegangen;

daß sehr oft, so wie jetzt, das Grundwasser aus der
Ober das Mahlen unmöglich mache, und endlich

daß der Teich allenfalls nur bloß bey trockenen Zei-
ten

Altentstücke über die Arnoldsche Rechtsache. 559

ten der Mühle etwas Wasser entziehen könne, dessen Beträchtlichkeit sich jezo nicht bestimmen ließe.

Es ist also hiernach offenbar: daß der Hauptgrund der Klage und Beschwerde des 2c. Arnold noch bis diesen Augenblick weder erwiesen noch ausgemittelt ist.

Die letzte und endliche Beschwerde des Arnold geht dahin: daß er durch ungerechte Erkenntnisse um seine Mühle gebracht worden sey, und dieses gehört zum zweiten Gegenstand unserer Erörterung.

Wir haben oben schon allerunterthänigst bemerkt: daß der Graf Schmettau den Arnold zwar schon anno 1773 ausgeklagt, bis anno 1777 aber mit ihm, besage der Akten, Geduld und Nachsicht gehabt habe, ehe er seine Mühle anno 1778 zum Verkauf brachte.

Der Arnold brauchte zwar schon hiebey den vorgelichen Wassermangel zu einem Einwande, allein Erkenntnisse, die rechtskräftig worden, condemnirten ihn aus den rechtlichen Gründen zur Zahlung, weil er nicht Pächter, sondern Eigenthümer der Mühle und der Graf Schmettau an dem etablirten Leiche nicht Schuld wäre; aus eben diesen Gründen wurde auch seine wider den Grafen Schmettau angestellte Klage,

560. **Actenstücke über die Arnoldsche Rechtsache.**

weil dieser die Anlegung des Karpfenteichs zugegeben hätte, durch zwey Instanzen abgewiesen, jedoch ihm nachgelassen: den 2c. von Gersdorf bey der Neumärkischen Kammer deshalb in Anspruch zu nehmen; und da, er statt dessen sich unmittelbar an Erw. Königl. Majestät wandte, so wurde auf Allerhöchst Dero Befehl die Sache schon gedachtermaßen commissarisch verhandelt; worauf die besonders jetzt erörternden zwey Sentenzen, der Regierung und des Kammergerichts, erfolgten, welche wiederum den Arnold mit seiner Klage wider den 2c. von Gersdorf abwiesen.

Dieses war nun freilich auffallend, und es erwuchs eben daher der Anschein, als wenn dem Commissario sowohl als den beyden Collegiis zur Last zu legen wäre: daß sie bey der vorstehend deducirten Unvollständigkeit des Beweises, oder der fehlenden Ausmittlung des Wassermangels, und der Schädlichkeit des Teiches, als worin der Arnold seine Klage hauptsächlich fundirte, nicht eine völlig genugthuende recherche und Ausmittlung deshalb veranlaßt, ehe sie definitive erkannten. Allein beide Collegia, wie Relation und Sentenzen ergeben, sahen die Sache aus einem Gesichtspunkte an, welcher die ganze Frage wegen des Wassermangels unnöthig und unerheblich machte.

In

In Ermangelung eines Landrechts oder eines ausdrücklich darüber sprechenden Landesgesetzes nahmen beide Collegia mit Beistimmung des allgemein anerkannten Naturrechts und einiger Gesetze aus dem gemeinen Römischen Recht; worauf, wenn Landesgesetze fehlen, nach landesherrlichen Verordnungen zurückgegangen werden muß; imgleichen mit Beifall der berühmtesten Rechtslehrer, als einen richtigen Rechtsatz an: daß ein jeder Eigenthümer oder Gutsherr auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen, folglich auch das Wasser eines durch sein Gut strömenden Fließes nach Gefallen nutzen und anwenden könne, ohne sich an die Convenienz seiner Nachbarn zu kehren, in sofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Conventionen mit Nachbarn ihm Gränzen setzen.

Hier trat besonders der merkwürdige Umstand hinzu: daß der 2c. von Gersdorf ein von dem Hochsel. Markgrafen Johann landesherrlich bestätigtes Document und Vertrag de anno 1566 producirte, welches auch von dem Gegentheil recognosciret wurde, und dadurch nachwies: daß schon die damaligen Besitzer von Pommerzig, die 2c. von Kalkreuth seinen Vorfahren, denen von Gersdorf auf Kay, die Haltung des jetzt quaest. Teiches und die freie Nutzung

562 **Altentstücke über die Arnoldsche Rechtsache.**

und Disposition über denselben zugestanden hätten, und darüber völlig übereingekommen wären.

Hiernach hielten also beide Collegia, nach reifer Ueberlegung der Sache, dafür, daß im gegenwärtigen Fall die Anwendung des vorstehend angeführten Rechtsatzes um so mehr statt finden müßte.

Wir haben schon gleich Anfangs allerunterthänigst bemerkt, und müssen es hier noch näher wiederholen, daß wir, als erster Senat des Kammergerichts, in Civilprocessen nie anders, als in erster Instanz zu erkennen haben, mithin die Rechtmäßigkeit dieser Erkenntnisse zu beurtheilen nicht so sehr unsere Sache sey, daß sie nicht vielmehr für die oberste Instanz in Civilprocessen und etwa das Geheime Tribunal gehören sollte, welches dazu, weil es sein eigenes Geschäfte ist, Erkenntnisse der untern Instanzen zu beurtheilen, ohnstreitig am schicklichsten seyn würde.

Indessen vermögen wir doch immer so viel mit Ueberzeugung einzusehen, daß in den beiden jetzt quaest. Sentenzen und deren Gründen nichts liege; was auch nur auf die entfernteste Art eine innere Ungerechtigkeit derselben oder einen Anschein von Partheilichkeit zu erkennen geben könnte.

Denn

Altentstücke über die Arnoldsche Rechtsache. 563

Denn wenn man nach den natürlichsten Begriffen von der Sache diejenige nur eine ungerechte Sentenz nennen kann, welche wider klare und deutliche Gesetze anlauft, und aus Bewegungsgründen von Bestechung oder Menschenfurcht, Gunst und andern passionirten Absichten gegeben wird, so wird man gewiß keines dieser wesentlichen Requisites im gegenwärtigen Fall antreffen. Von den letztern, nämlich unlautern Bewegursachen, findet sich, wie wir noch mit mehreren zeigen werden, nicht die geringste Spur. Und ersteres anlangend, so läßt sich eine vorsätzliche ungerechte Beurtheilung, bey Gründen, wie sie hier vorkommen, nicht gedenken. Der obgedachte zum Grunde gelegte Rechtsatz des Natur- und römischen Rechts und das von dem 2c. von Gersdorf producirte Document macht solches unmöglich.

War es richtig, daß kein Landesgesetz und kein widriger Vertrag mit Nachbarn, der natürlichen Freiheit und Befugniß des 2c. von Gersdorf, seinen Grund und Boden, nebst dem durchströmenden Fließ zu nutzen, Gränzen setzte, hatte er vielmehr das Document 1566 als einen alten nachbarlichen Vertrag vor sich, nach welchem ihm von den damaligen Besitzern von Pommerzig die Haltung, freie Nutzung und Disposition eben des jetzt quaest. Teiches ausdrücklich

564. Altensstücke über die Arnoldische Rechtsache.

zugestanden war, und besaß er seit mehr als 200 Jahren in dem Besiß dieses landesherrlich bestätigten Rechts; so konnte ihm solches so wenig jetzt als jemals rechtlich bestritten oder entzogen werden. Er gebrauchte sich nur seines Rechts, und nach den Naturrechten und Gesetzen gilt der Nichtsag:

Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.

Zwar hat der 2c. Heucking in seinem Bericht behaupten wollen: daß jenes alte Document dem 2c. von Gersdorf eher entgegenstehe, als ihm vortheilhaft sey; allein man darf nur solches Document in seinem ganzen Zusammenhange mit Einsicht und aufmerksamster Unparttheillichkeit lesen, um zu finden, daß darin wirklich von dem zugestandenen freien Gebrauch des Teichs, als Teich, die Rede sey, und daß nur auf den Fall, wenn der 2c. von Gersdorf nach seiner Convenienz ihn wüste oder unbewässert liegen liesse, wegen der Nutzung der Grasung in demselben etwas verabrebet sey.

Den Inhalt dieses Documents mag sich auch der 2c. Arnold um so mehr gefallen lassen, da zugleich aus demselben sich abnehmen läßt, daß seine jetzige Mühle schon Anno 1566 existirt, und der Pommer-

zige

ziger Herrschaft zugehöret habe, indem er hiernach demjenigen, was die damalige Herrschaft und Eigenthümer seiner Mühle wegen der quaest. Leiche verabrebet haben, sich ebenfalls unterwerfen muß.

Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andere Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sey. Das wäre zu viel gesagt, und die fast täglich vorkommenden Mannigfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzen, die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen, würden solches widerlegen. Nur so viel glauben wir aus dem vorbeductirten gewissenhaft und mit Zuverlässigkeit folgern zu können, daß die Gründe der quaest. Sentenzen so beschaffen sind, daß sie nicht nur keine vorsätzliche Ungerechtigkeit enthalten oder beweisen, sondern auch allen Verdacht einer vorsätzlichen Ungerechtigkeit ausschließen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem 2c. Arnold annoch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem ganz andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bey der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen: wer die Sache am besten getroffen habe, ob der letzte oder der vorige Richter; und
andern

andern Theils würde aus einem etwanigen reformatorischen Urtheil höchsten Falls nur so viel geschlossen werden können: daß der vorige Richter, bey aller gehalten guten und redlichen Absicht, dennoch die Sache nicht so richtig, als der letztere, penetriret und beurtheilet habe.

Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menschlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden, und noch kein Gesetz, weder in denen Ew. Königl. Majestät gerechtestem Scepter unterworfenen Staaten, noch in gemeinen Rechten, hat jemals auf unvorsätzlichen Irrthum oder einen Fehler der Einsicht eines sonst tüchtigen Richters Strafen bestimmt, sondern es sind bloß wegen Möglichkeit einer unrichtigen Einsicht, und um die Entscheidung wichtiger Sachen nicht auf die Meinung eines einzigen Richters oder Collegii ankommen zu lassen, mehrere Instanzen angeordnet, damit die folgenden die etwanigen Fehler oder irrigen Beurtheilungen der erstern redressiren könnten.

Es fehlet ohnehin bey gegenwärtiger Sache an der zweiten wesentlichen Eigenschaft eines ungerechten Urtheils, nämlich, wie wir bey dem dritten Punkt zu erörtern haben, an allen unlautern Absichten und Bewegursachen.

Es ist ein in der Natur des Menschen gegründeter Rechtsatz: daß Niemand ganz umsonst und vergebens böse sey, oder eine böse strafbare Handlung unternehme.

Die Vorstellung von der Gefahr, die mit einer bösen Handlung gemeintlich verknüpft ist, oder vor der möglichen übeln Folge derselben, muß durch starke Gründe des Vortheils und Nutzens überwogen werden.

Dies ist aber hier der Fall gar nicht gewesen. Die sämtlichen Inculpaten sind, wie es notorisch ist, bisher in ihrem Amte unbescholtene Leute gewesen, auf die noch nie ein Verdacht oder eine Anschuldigung der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit gekommen ist; und wenn Unwissenheit oder Mangel an Rechtskenntnissen ihr Fehler wäre, so würden sie zu den Aemtern gewiß nicht gelangt seyn, die sie bisher bekleidet haben.

Es findet sich in den ganzen Akten wider sie nicht die geringste Spur von Bestechung, Collusion, Menschenfurcht, oder andern passionirten Absichten, und es hat sogar deshalb nicht das geringste wider sie angegeben werden mögen. Das Object des Processes, nämlich die eingeklagte Summa von etwa

568 Aktenstücke über die Arnoldsche Rechtsache.

700 bis 900 Rthlr. war nicht so beträchtlich, daß zu Bestechung zweier Landes-Collegiorum etwas ansehnliches hätte angewendet werden können, und der Landrath von Gerßdorf war der wichtigste und fürchtbare Mann nicht, daß drey Landes-Collegia en faveur seiner in Begehung einer vorgesetzten Ungerechtigkeits hätten übereinkommen, Pflicht und Gewissen vergessen, und mit Gefahr ihrer Ehre und ganzen Glücks, sich dem Zorn und der höchsten Ungnade Ew. Königl. Majestät, welche sie nach Höchstbero weltgepriesenen Gerechtigkeitssiebe alsdann unausbleiblich zu erwarten hatten, aussetzen sollen.

Dieses wird durch das ganze Betragen der Inculpaten bey dieser Sache, und so wie die Akten solches darstellen, noch mehr unterstützt. Denn so viel die drey arretirten Kammergerichtsräthe betrifft, so müssen wir zuörderst allerunterthänigst bemerken: daß nicht diese drey Räthe allein die zweite Sentenz in der Arnold-Gerßdorfschen Sache abgefaßt haben, so daß sie solche vorzüglich und allein zu verantworten hätten, sondern es haben der Kammergerichtspräsident von Rebeur und die Kammergerichtsräthe Uhl, Kiechelsen und Goslar gleichen Antheil daran. Nach der bey denen Landes-Justiz-

colles

collegiis angeordneten Art des Verfahrens werden verglichen in der Appellationsinstanz einkommende Sachen, gemeiniglich wie es die Reihe trifft, einem der Rätthe zugeschrieben. Im gegenwärtigen Fall traf es den Kammergerichtsrath Kansleben, und hätte eben so gut auch einen andern treffen können, daß diese Sache ihm zugeschrieben wurde. Wegen des von Ew. Königl. Majestät eingegangenen Beschlennigungsbefehls mußte er, in einer Zeit von 24 Stunden, sich aus den sehr weitläufigen und voluminösen Akten informiren, und in dieser kurzen Zeit eine Relation von 6 Bogen ausarbeiten, die gleichwohl nicht nur das aktenmäßige richtige Faktum und den Vorgang der Sache, sondern auch alles übrige Wesentliche enthält, was zur Beurtheilung der Sache nöthig und dienlich seyn könnte. Er hat darin die beiderseitigen Zeugenaussagen, so wenig sie auch in einer Sache dieser Art relevirten, als bey welcher auf alle Fälle nur die Ausmittelung wahrer Sachverständigen entscheiden kann, sogar extrahiret und vorgetragen; der von Heudlingsche Bericht aber ist in pleno verlesen worden.

Er trug ferner alle bey der Sache vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses, und

v. D o h n s Denkw. 1 Bd. D o der

der vorgegebenen Schädlichkeit des Leichs vor, und that mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit alles, was zu richtiger Beurtheilung der Sache, für die eine oder die andere Seite, möglich und nöthig war. Er reichte hierauf des andern Tages seine Relation mit den Acten ein: diese wurden wie gewöhnlich vor dem Präsidenten hingelegt, um bey den wichtigsten Punkten Zeugnisaussagen, Documente oder dergleichen nachsehen und den Referenten kontrolliren zu können; und nach reiflicher Ueberlegung und Besprechung wurde nicht bloß von den drey arretirten Kammergerichtsräthen, sondern auch von den Mitanwesenden, dem Präsident von Rebeur, und den Kammergerichtsräthen Uhl, Kirchseisen und Goslar einmüthig so concludiret, wie die Sentenz es besaget; nämlich: daß bey dieser Sache, bloß die durch die gemeinen Rechte, in Verbindung mit dem oft erwähnten Document de anno 1566 begründete Befugniß des 1c. von Gersdorf entscheide, und es folglich auf die Frage wegen des Wassermangels und vorgeblichen, aber unerwiesenen und unausgemittelten Schädlichkeit des quaest. Leichs nicht weiter ankomme. Worauf ebenfalls nach der Usance der Kammergerichtsrath Kansleben die Sentenz abfaßte, und diese nicht nur von den drey arretirten Räten, sondern auch von dem Präsidenten und

benen

Altentstücke über die Arnoldsche Rechtsache. 571

benen drey andern vorbenannten Rätthen unterschrieben wurde.

Nachdem wir vorhin schon ausgeführt haben: daß vorgedachtes Erkenntniß keinen Verdacht einer vorsätzlichen Ungerechtigkeit oder Partheilichkeit an die Hand gebe, auch daß keine äußere Anzeigen der Ungerechtigkeit aus Bestechung, Collusion &c. vorhanden sind; so wird nunmehr sich von selbst ergeben: daß den drey arretirten Kammergerichtsrätthen Friedel, Ransleben und Graun, so wenig, als den übrigen vorbenannten Präsidenten und Gliedern des zweiten Senats, bey Einleitung und Beurtheilung der Sache, etwas zur Last zu legen sey.

Eben dieses gilt auch, wie wir noch allerunterstänigst zeigen müssen, von den vier arretirten Neumärkischen Regierungsbrätthen, Busch, Neumann, Scheibler und Wandel.

Nach den Arnoldschen Beschwerden zu urtheilen, würde zwar vorzüglich dem Regierungsrath Neumann zur Last zu kommen scheinen, daß er, als Commissarius, die Sache nicht hinlänglich eingeleitet und instruiert, und daß er nicht bey den Mängeln des Schadowschen Gutachtens, durch eine weitere und bessere Recherche durch bewährte Kunst- und

Wasserbauverständige die Sache in ein mehreres Licht zu setzen gesucht, folglich durch diese Unterlassung beide Collegia irre geführt habe.

Allein, so wie die gedachten sämmtlichen vier Regierungsräthe insgesammt auf das höchste be-
theuern: daß sie in dieser Sache nicht anders als nach Pflicht, Gewissen und Ueberzeugung gehandelt hätten; also hat auch besonders der Regierungsrath Neumann sein ganzes Verfahren in Einleitung und Instruirung der Sache, als rechtlich und den damaligen Umständen angemessen, nachgewiesen; und unter andern unter Berufung auf den Regierungsreferendarius von Mühlheim, welcher der Commis-
sion mit beigewohnt hat, zu seiner Vertheidigung angeführt: daß der Obrist von Heucking nicht nur gleich von Anfang an die Prävention und die Meinung geäußert habe, daß der Krebsmühle das Wasser entzogen sey und die Arnoldschen Eheleute Recht hätten, sondern auch, in dem Fortgange der Commis-
sion, und besonders zuletzt, zu ihm selbst gesagt hätte, man müßte doch an Ew. Königl. Majestät zum Besten der Arnoldschen Eheleute berichten; denn Ew. Königl. Majestät wollten diesen Leuten geholfen wissen, und im Gegentheil hätte man die größte Ungnade zu befürchten. Er hat ferner, we-
gen

gen des von dem von Heudling bey der Commission adhibirten Regimentsquartiermeisters und Auditeurs Wech, angeführt, daß derselbe, nach der Versicherung des Secretarii des 2c. von Stosch auf Belzig, Namens Krummteich, ein Consulent der Arnoldschen Eheleute sey, daß derselbe auch bey der Commission diesen Leuten fast sichtbarlich assistirt habe, vielleicht aus Feindschaft wider die Regierung, und besonders wider ihn den 2c. Neumann. Denn der Wech wäre, ehe er Auditor geworden, Advokat zu Kroffen und Justizarius in dem Städtchen Sternberg gewesen; woselbst er theils wegen verschiedener Excesse und Pflichtwidrigkeiten, verschiedentlich und einmal mit 20 Rthlr. von der Regierung gestraft, theils ihm in einigen Sachen, z. E. wegen der von dem 2c. Wech intendirten Aufhebung des Bettführerischen Fideicommisses, nicht gewillfahret worden. Der Regierungsrath Neumann hat sich dabey auf Acten bezogen, und diese von uns eingesehene Acten rechtfertigen auch dasjenige, so er zur Bescheinigung der Unimosität des 2c. Wechs gegen ihn und die Regierung angeführt hat.

Außerdem aber gehet auch noch aus den beiliegenden Acten der hiesigen Stadtgerichte hervor: daß der Wech hieselbst ehemals Untergerichts-Advokat

gewesen und mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast ausgetreten sey. Dieses müssen wir indessen dahin gestellt seyn lassen; und wir haben es bloß kürzlich berührt, weil wir nach unserer Pflicht nichts, so ein Inculpat zu seiner Vertheidigung beibringt, übergehen dürfen.

Seine übrige Vertheidigung gründet der 2c. Neumann in den Acten. Diese zeigen: daß er sowohl bey der Commission und Besichtigung mit dem 2c. Heucking alles, was ihm damals ohne Sachverständige möglich gewesen, seinerseits gethan, als auch bey der zweiten, unter Zuziehung des Leichinspektoris Schadow, vorgenommenen Besichtigung gehörig zu Werke gegangen sey. Eine fernerweitige Recherche aber, wegen des vorgegebenen Wassermangels, ist nach seinem Anführen, theils wegen fehlender Wasserbauverständigen, theils wegen der befohlenen Beschleunigung der Sache nicht möglich gewesen, theils auch, durch die Entscheidung der Regierung und die Art, wie selbige die Sache einsah und beurtheilte, unnöthig geworden. Denn sobald von derselben durch die Mehrheit der Stimmen angenommen worden wäre: daß dem 2c. von Gersdorf die vorhin deducirte uneingeschränkte Befugniß zu Haltung des Leichs zukäme, so hätte es auf die Frage

Frage wegen des von dem x. Arnold vorgegebenen Wassermangels und die Schädlichkeit des qu. Leichs, wie von selbst einleuchte, nicht mehr ankommen können.

Die Regierung selbst verfuhr übrigens bey dem Vortrage, Beurtheilung und Entscheidung der Sache völlig so, wie es gesetzlich erforderlich ist, und wie wir vorhin in Absicht des Kammergerichts angemerkt haben, und nur der einzige Regierungsrath Scheibler, welcher daher auch wohl auf alle Fälle gänzlich außer Verantwortung seyn würde, war einer entgegengesetzten Meinung, dahin: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sey, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden mußte. Er konnte indessen die Mehrheit der Stimmen nicht verhindern, sondern mußte nachgeben.

Es läßt sich also auch in Absicht dieser vier Inculpaten nichts tadelhaftes oder sträfliches vorfinden.

So viel endlich den Hoffiscal und Advokat Schlecker anlangt, so ist solches ein Mann von 69 Jahren und anno 1774 Justiziarus des Grafen von Schmiettau zu Pommerzig geworden. Er leug-

net, den Arnoldschen Eheleuten jemals in ihren processualischen Angelegenheiten bedient gewesen zu seyn, sie hätten es zwar von ihm verlangt, er hätte es aber beflinrt, aus Achtung für den Grafen, den er als Hofmeister geführt habe.

Und eben so wenig will er auch jemals mit dem Hr. von Gersdorf als Consulent in Verbindung gewesen seyn. In dem Proceß des Grafen von Schmettan wider den Arnold, wegen des schuldigen Erbzinnes, hat er jedoch das ganz rechtliche Erkenntniß gemacht, wodurch der Arnold zur Zahlung condemnirt worden, und nachdem dieses rechtskräftig geworden war, hat er auf Ansuchen des Grafen von Schmettan die Mühle gerichtlich verkaufen müssen.

Hieben sowohl als bey der nachherigen Ex-
mission der Arnoldschen Eheleute ist er, wie acta
zeigen, überall gesetzmäßig zu Werke gegangen, und
der ihm von der Arnolbin gemachte Vorwurf, daß
er sie auf einige Stunden ins Gefängniß geschickt,
ist deswegen unerheblich, weil acta zeigen, daß er
solches, wegen ihres unruhigen und unanständigen
Betragens in dem Licitationstermin, zu thun genö-
thigt gewesen.

Uebers

Actenstücke über die Arnoldsche Rechtsfähe. 577

Ueberhaupt kann man den Schlechter einer Partheilichkeit bey dieser Sache um so weniger beschuldigen, da acta beweisen, daß er selbst den Grafen von Schmettau zu disponiren gesucht: daß derselbe von dem 2c. Arnold, statt etlicher 100 Rthlr. Rückstand, 40 Rthlr. annehmen, und damit zufrieden seyn möchte. Uebrigens ist er so wenig verdächtig, und noch weniger überführt, daß er sich dieser Untersuchung durch die Flucht habe entziehen wollen, daß vielmehr ein von ihm beigebrachtes Willet beweiset, daß er von selbst sich hier in Berlin hat sistiren wollen, und ganz allein, und von selbst sich zu dem Ende nach Frankfurt begeben hat, wo er, nach Anzeige seines Namens und vorhabender Reise nach Berlin, arretirt worden ist.

Unter diesen Umständen läßt sich also auch für den Inculpaten nichts gravirliches absehen.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Ew. Königl. Majestät diese Sache aus den Acten allerunterthänigst vorgelegt; wir haben gewissenhaft gezeigt, daß die Sache Ew. Königl. Majestät in einem falschen, oder wenigstens unrichten und nicht in dem actenmäßigen Lichte angebracht und vorgestellt worden sey; daß die Arnoldschen Beschwerden und deren Hauptgrund, nämlich der Wassermangel

578 **Altensache über die Arnoldsche Rechtsache.**

und die Schädlichkeit des Leids, unerwiesen und unangemessen sind; daß die quæst. zwey Sentenzen des Kammergerichtes und der Regierung weder an und für sich ungerecht und partheiisch, noch die mindesten äußern Anzeigen von Ungerechtigkeit, nämlich Bestechung, Collusion &c. vorhanden sind; und daß endlich sowohl die Einleitung als die Verurtheilung der Sache, so viel nach den Umständen und nach der Lage der Akten geschehen können, überall gesetz- und vorschriftsmäßig geschehen sey.

Unsre eifrigste Nachforschung in den Akten, ob nicht etwas gravirliches oder sträfliches wider die Inculpanten zu entdecken seyn mögte, um wider sie, nach der Strenge der Gesetze, antragen zu können, mit welcher unlängst unsere Anträge bey dem Vergehen anderer Justizbedienten, z. E. wider den Justizdirektor von Godbenthan, den Landvoigtei direktor von Göde, den Landvoigtei Gerichtsrath Rhees und andre geschehen sind, ist vergeblich gewesen; und wir haben die Akten so nehmen müssen, wie sie sind.

Nach dieser Lage der Sache werden Ew. Königl. Majestät schon Allerhöchst selbst und allergerchest zu ersehen geruhen, daß so wenig den drey Kammergerichtsräthen Friedel, Kansleben und
Graun,

Altensücke über die Arnoldsche Rechtsache. 579

Braun, als denen vier Regierungsräthen Busch, Neumann, Scheibler, und Wandel, wie auch dem Hofiscal Schlecker, ein Verbrechen oder etwas sträfliches, am wenigsten aber dem 2c. Scheibler, der auf alle Fälle vollends außer Schuld ist, zur Last zu legen sey; und daß, wenn ja eine, durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche wir jedoch annehmen noch keinen Grund haben, in der dritten Proceßinstanz, als die dieser Sache rechtlich noch offen ist, erfindlich seyn sollte, Ew. Königl. Majestät der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen beruhen werden.

Schließlich müssen wir unsere allerunterthänigste Bitte wiederholen, daß Ew. Königl. Majestät im Fall habender Zweifel über die Richtigkeit unserer Anzeigen und Beurtheilung, diese mehrentheils einen Civilproceß betreffende Sache dem Geheimen Tribunal zufertigen zu lassen geruhen wollen, wobei wir zugleich allerunterthänigst anheimstellen: ob, etwa auch dem Geheimen Tribunal aufzutragen seyn möchte, in dem Arnold, von Gersdorffschen Civilproceß selbst in dritter Instanz zu erkennen, und dadurch allenfalls in dem Civilforo das nöthige einzuleiten und fernerweit zu verfolgen, zumal auf alle Fälle

580 Aktenstücke über die Arnoldsche Rechtsache.

Fälle die Sache noch gar nicht rechtskräftig entschieden ist, wenn nur der Sache der rechtliche Lauf gelassen wird; zu dessen Behuf auch der 2c. von Gerdorf in Appellatorio schon eventuellement noch auf Abhörung vieler Zeugen und auf Besichtigung durch geschworne Wasserbauverständige provocirt hat.

Wir überlassen jedoch 2c und ersterben 2c.

Erw. Königl. Majestät

Erster und Criminal- Senat

des Kammergerichts.

Dieses gemeinschaftliche in pleno Collegio abgefaßte Gutachten wird hiermit überall approbirt, den 26ten Decemb. 1779

Reßler. Haag. Krüger. Frieße. Straßburg.
Kühze. Mayer. Dimpler. Rudolphi.
von Beneßen.

5. Letzte Entscheidung König Friedrich II.

Von Gottes Gnaden Friedrich, König von Preußen 2c.

Unsere 2c. Daß von Euch, wegen der, in der Müller Arnoldschen Sache, arrehten Justizadiens

ten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unserer höchsten Person selbst abgeändert worden; und verordnen Wir höchst Selbst: daß

1) der Neumärkische Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminalcollegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen, und dahin votiret hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Cüstrin zurückgehen;

2) desgleichen auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bey der Sache sich alle Mühe gegeben, und alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit vortragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; das hingegen

3) die Neumärkischen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, ferner die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, und der Pommersche Justiz

582 Urtheile über die Arnoldsche Rechtsfalle.

Justiziarus Schlecker, sämmtlich cassirt, und jeder von ihnen überdem noch mit Einjährigem Bestungsarrest belegt werden sollen.

Ueberdem müssen die Regierungs- und Kammergerichtsräthe Busch, Wambel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerslger Justiziarus Schlecker, den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehalten Verlust und Schaden, der ihm bey dieser Sache verursacht worden, nach der von der Neumärkischen Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiet werden.

Gleichwie ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter nöthige zu verfügen habt, so lassen Wir Euch auch zugleich die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Ordre an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind 2c.

Berlin den 1ten Januarii 1780.

Friedrich.

An

den Justiz-Minister, Freiherrn von Zedlig.

6. An-

6. Anerkennung der Unschuld der verurtheilten
Justizbedienten durch König Friedrich
Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm, König 2c.

Unsere 2c. Wir haben auf das Gesuch des
vormaligen Neumärkischen Regierungspräsidenten
Grafen von Finkenstein für gut befunden, eine noch-
malige Revision der im Jahr 1779 wegen der be-
kannten Müller Arnoldschen Sache gegen die Ram-
mergerichtsräthe Friedel und Graun, ingleichen
gegen die Neumärkischen Regierungsräthe Neumann,
Busch und Wandel, auch gegen den Hoffiscal Schlei-
der verhandelten Untersuchungsakten zu verfügen,
und das darüber von dem Criminalsenat des Ram-
mergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu las-
sen. Da Wir Uns nun daraus überzeugt haben,
daß den benannten Justizbedienten nicht der geringste
Verdacht einer in der Arnoldschen Sache begangenen
Ungerechtigkeit, Partheilichkeit oder irgend eines
andern Pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle,
und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen
Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums,
wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott
ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der
wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte
übel

584 Urtheile über die Arnoldsche Rechtsache.

abel unterrichteter und präoccupirter Personen verleitet worden, anzusehen sind; So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorgenannte Justizbediente für unschuldig zu erklären, auch ihnen wegen Schaben und Kosten ihre Rechte vorzubehalten sind, und authorisiren Euch zugleich, diese Unsere Gesinnung nicht nur mehr besagten Justizbedienten, sondern auch dem damals eben dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen von Finckenstein zu ihrer Consolation und Rechtfertigung bekannt zu machen, auch denselben in Unserm allerhöchsten Namen anzusprechen, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsere Dienste treten wollen, darin auf eine convenable Weise bey vorkommender Gelegenheit anderweit zu placiren, Uns gefeigt finden lassen werden. Gegeben Berlin den 14ten Novembris 1786.

Friedrich Wilhelm.

An das
Kammergericht.

von Carmer.

Beilage

Beilage F.

zu Seite 411.

Ueber den Fürst Potemkin.

Meine Schilderung dieses für die neuere Geschichte merkwürdigen Mannes ist nach den übereinstimmenden Berichten mehrerer glaubwürdigen Personen entworfen, die lange in Petersburg gelebt, Potemkin beobachtet und die allgemeine Meinung über ihn vernommen, aber durchaus kein Interesse hatten, ihn schwärzer zu schildern, als er war. Außerdem habe ich auch die über ihn öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten zu Rathe gezogen. Die Schrift: „Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte. Germanien 1794“ enthält, nach Versicherung kundiger Männer, viele historische Wahrheit. Aber das Beste und Zuverlässigste,

v. Dohm's Denkw. 1 Bd.

Pp

was

was über Potemkin im Druck erschienen, findet man unstreitig in den Aufsätzen, die in von Archenholz *Minerva*, den Jahrgängen 1797 bis 1800, unter dem Titel: „Potemkin der Laurier“ befindlich sind. Ihr ungenannter und mir unbekannter Verfasser ist sichtbar ein Mann, der Rußland überhaupt, und besonders die Verhältnisse zu Potemkins Zeit, aus eigener Anschauung genau gekannt hat. Zu wünschen ist, daß derselbe die gegebne Hoffnung erfüllen, und diese in einer Monatschrift zerstreuten Aufsätze noch selbst zu einem Ganzen vereinen, auch Alles, was er gut findet, hinzufügen möge, um seine Schilderung noch vollständiger zu machen. Ich finde bey denselben nur dieses zu bemerken. Der Verfasser sagt zuweilen, Potemkin habe an dieser oder jener großen Angelegenheit nicht Theil genommen, in diese oder jene Entschließungen der Kaiserin keinen Einfluß gehabt. Dieses mag wahr seyn, aber nur unter der Beschränkung, welche, meiner Meinung nach, nothwendig hinzugesetzt werden muß, wenn er selbst kein Interesse dabey fand, solchen Antheil zu nehmen, solchen Einfluß zu beweisen. Uebrigens ist es gewiß, daß Potemkin während der ganzen Periode, in welcher er Katharina beherrschte, vielleicht nur mit Ausnahme
der

der letzten Jahre seines Lebens, in alle Unternehmungen der Kaiserin, sie mochten nun große Angelegenheiten des Staats oder die innern Verhältnisse des Hofes betreffen, den entschiedensten Einfluß gehabt hat, den er selbst nur zu haben für gut fand. Katharina erfüllte seinen Willen, auch wenn er mit ihrem eigenen nicht übereinstimmte, und besonders in dem Zeitpunkte, von welchem der Text redet, geschähe am russischen Hofe gewiß nichts, was er nicht wollte. Die Wendung, welche der von der Kaiserin und Potemkin bezielten Allianz mit England gegeben wurde, welche ich noch in der Folge erzählen werde, ist wahrscheinlich der einzige Fall, wo eine große Angelegenheit ganz gegen Potemkins Willen gelenkt wurde, — aber nur, weil er hier sich in einen Kampf eingelassen hatte, in welchem es auf gründliche Staatskenntnisse ankam, die er gar nicht; und P a n i n in hohem Grade neben der Kunst, sie höchst geschickt anzuwenden, besaß.

Wer die Aufsätze in der Minerva gelesen hat, wird in meiner Schilderung nichts Uebertriebenen finden, welches überall in meiner Geschichte zu vermeiden, mein aufrichtiges Bestreben ist; doch hat auch nichts mich bewegen können, große Ver-

verbtheit des Charakters, wo sie wirklich vorhanden ist, zu beschönigen. Dies geschieht zuweilen auch ohne tadelnswerthe Absicht. Menschen, die zu ungewohnter politischer Höhe sich emporgeschwungen, die in großen Verhältnissen viel gewirkt haben, finden nicht nur während ihres Lebens Schmeichler, die den Zeitgenossen und der Nachwelt das Urtheil erschweren, sondern, auch außer dem Kreise der unmittelbaren Berührung solcher Menschen, und sogar nach dem Tode derselben, sind Manche geneigt, ihnen eine geistige und sittliche Größe beizulegen, die sie nicht hatten. Die Ursache hiervon macht dem menschlichen Herzen Ehre. Wir finden eine Beruhigung darin, da, wo wir die Begünstigungen äußern Glücks ungewöhnlich gehäuft sehen, auch wenigstens einiges ungewöhnliche Verdienst zu entdecken, das solche Begünstigung rechtfertigt. So ist es auch mit Potemkin gegangen. Man hat ihn zuweilen als einen außerordentlichen Mann von kolossaler Größe angesehen, seine Fehler nur als Misverhältniß seiner verschiedenen an sich großen Eigenschaften erklärt. In seiner Rohheit, in seinen Launen hat man eine gewisse ihm eigene Originalität, in der ungebundenen Frechheit, mit der er seinen Leidenschaften sich

sich überließ, eine Größe, die nur über hergebrachte Convenenzen sich wegsetzte, finden wollen. So habe ich zuweilen auch seine Beobachter über Potemkin urtheilen hören; aber, meiner Ueberzeugung nach, mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm fehlte; er war auch nicht einmal ein außerordentlicher Mensch, sondern ein sehr gemeiner, der nur in außerordentlichen Umständen sich befunden, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Er hat durch seine ausgezeichneten Talente irgend einer Art sich erhoben; durch Zufall wurde er der Monarchin bekannt, er empfahl sich ihr auf eben die Weise, wie alle andre ihrer Lieblinge, behauptete sich aber fester und gelangte zu unumschränkter Herrschaft, zuerst durch Anwendung der gewöhnlichen Künste des Hofmanns, und nachher, weil durchaus keine moralische Rücksicht, kein feineres Gefühl von Ehre ihn zurück hielt. Er strebte nichts Edles und Höheres an, sein Ehrgeiz ging nicht auf große Weltveränderungen, die er im Kriege oder im Frieden hätte bewirken wollen, nicht auf Unsterblichkeit des Namens bei den künftigen Geschlechtern; er wollte nur im Leben mit dem Flitterstaat äußerer Größe bedeckt seyn, alle, die um ihn waren, zu seinen Füßen

Füssen sehen, und frech sich als den bewähren, der durchaus nichts scheuen dürfe. Dies war das Eigenthümliche in Potemkins Charakter. Wohl mir, daß ich in der Geschichte meiner Zeit solchen Charakteren nicht öfterer begegnet bin!

Ende des ersten Bandes.







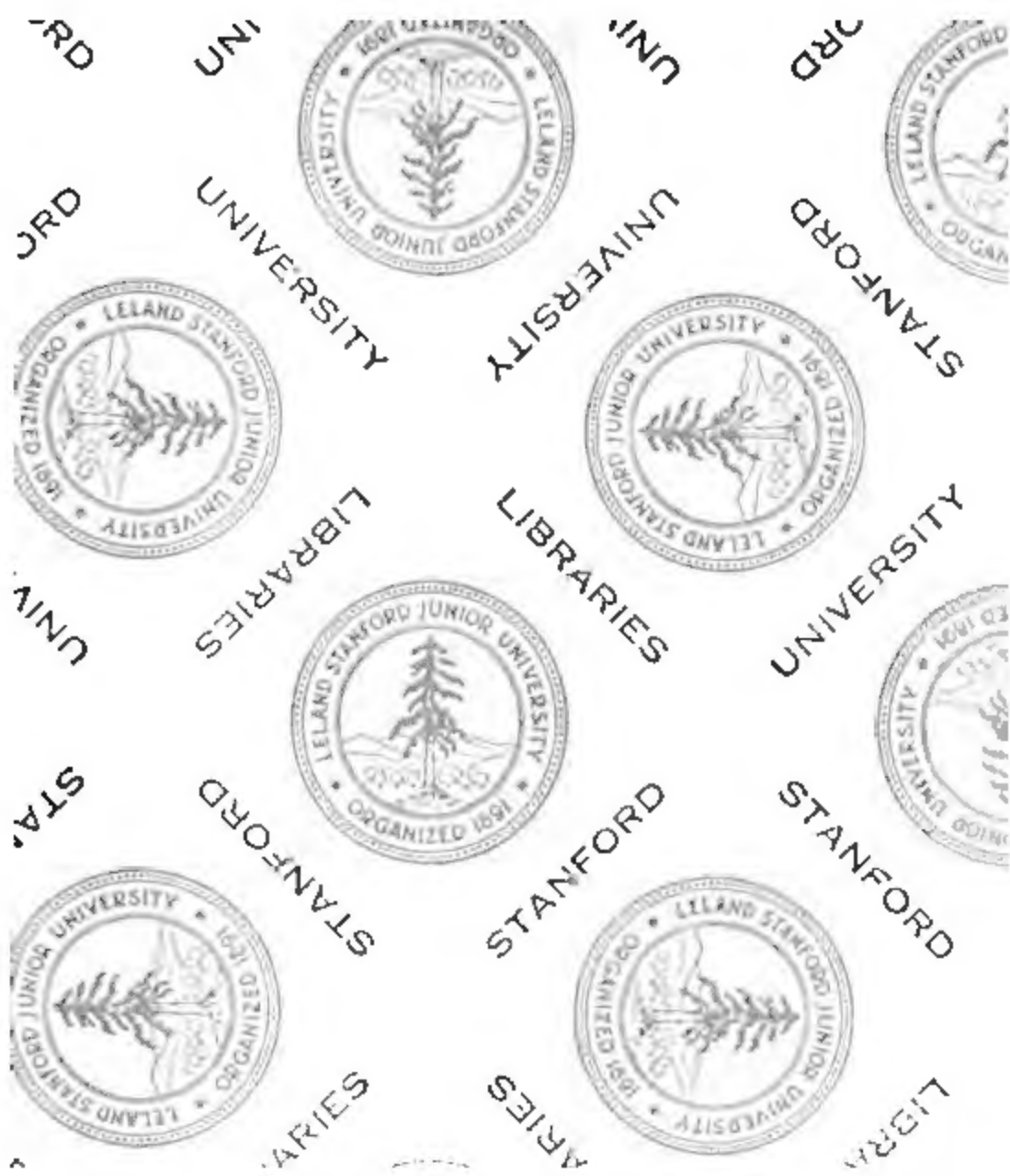


10-10-10

1

1





DD

413.2

D65

V.1

STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SPRING 1984

